A 794,509

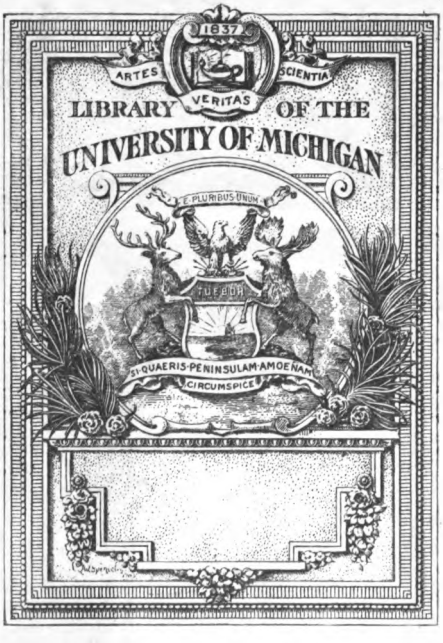
Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens



THE GIFT OF

Dr. H. L. Obetz.

830.6258

Ottilie Wildermuths Gesammelte Werke.

Herausgegeben von ihrer Tochter **Adelheid Wildermuth.**

Illustriert von **Fritz Bergen.**

Vollständig in 75 Lieferungen à 40 Pfennig.

(Auch in zehn gebundenen Bänden à 4 Mark zu beziehen.)

Die illustrierte Ausgabe enthält:

Bd. 1: **Bilder und Geschichten aus Schwaben.** Erster Teil.
Genrebilder aus einer kleinen Stadt. — Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie. — Die alten Häuser von K. — — Schwäbische Pfarrhäuser. — Heiratsgeschichten.

„ 2: **Bilder und Geschichten aus Schwaben.** Zweiter Teil.
Gestalten aus der Alltagswelt. — Krumme und gerade Lebenswege. — Hagestolze. — Vom Dorf.

„ 3: **Aus dem Frauenleben.** Erster Teil.
Ein sonnenloses Leben. — Morgen, Mittag und Abend. — Die Verschmähte. — Unabhängigkeit. — Der erste Ehezwist.

„ 4: **Aus dem Frauenleben.** Zweiter Teil.
Die Lehrjahre der zwei Schwestern. — Mädchenbriefe. — Lebensglück. — Ein Herbsttag bei Weinsberg. — Tote Treue.

„ 5: **Lebensrätsel.**
Klosterfräulein. — Liebeszauber. — Mußte es so sein? — Eine dunkle Familiengeschichte. — Drei Feste.

„ 6: **Die Heimat der Frau.**
Heimkehr. — Verfehlte Wahl. — Daheim.

„ 7: **Im Tageslicht.**
Frauengalerie. — Vor dem letzten Haus. — Herr Wezler und seine Frau. — Wiedersehen. — Eugenie.

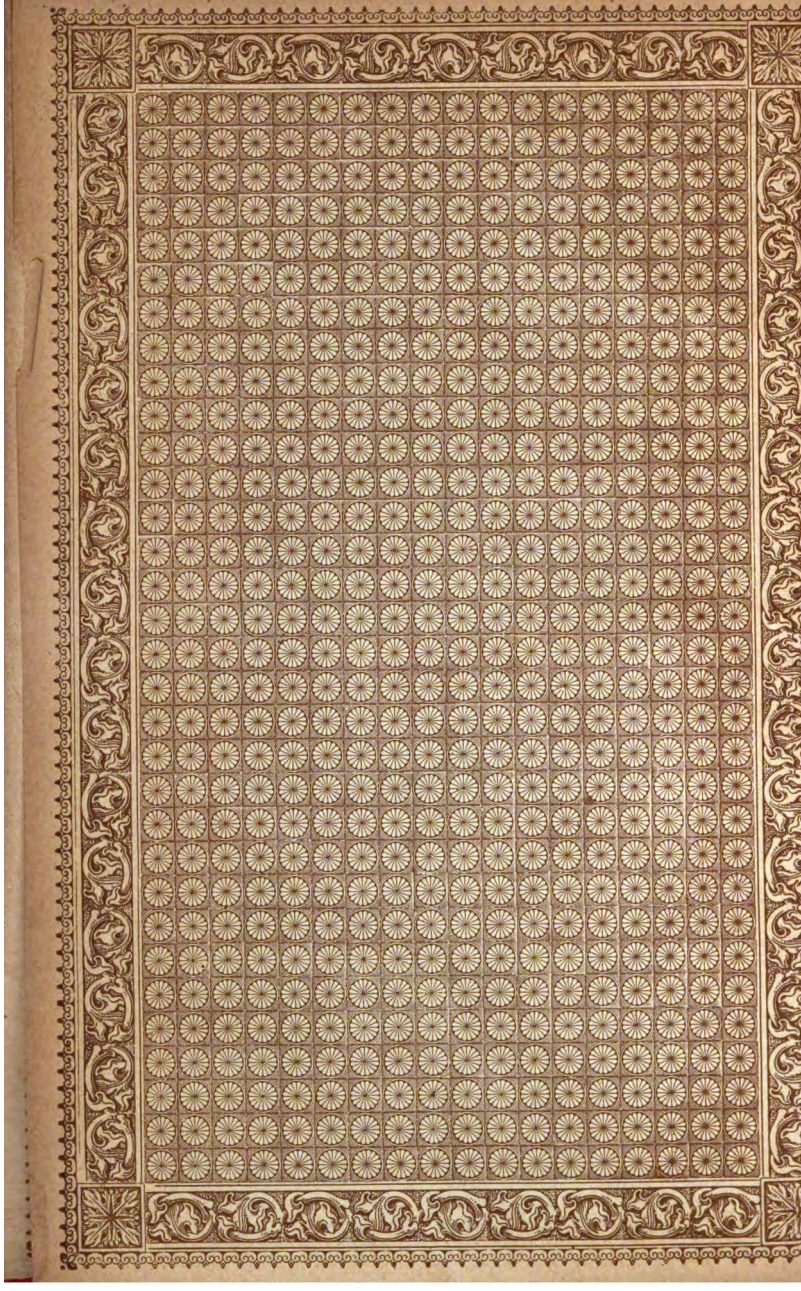
„ 8: **Zur Dämmerstunde.**
Alte Liebe rostet nicht. — Eine Schulmeisterfamilie. — Zwei Namensschwestern. — Dem Abgrunde zu. — Im Sanitätsverein.

„ 9: **Auguste. — Beim Lampenlicht.**
Auguste. — Margaretens Sylvesterabend. — Die drei Schwestern, oder der Herr behütet die Einfältigen. — Onkel Gottliebs Jugendliebe. — Großvaters Brautwerbung. — Zweimal verkauft.

„ 10: **Perlen aus dem Sande.**
Aus trüben Wassern. — Die Schule der Demut. — Marie und Maria. — Taube Blüten.

Um es jedermann zu ermöglichen, sich auf bequeme Weise in den Besitz von Ottilie Wildermuths Schriften zu setzen, erscheinen die Lieferungen in Zwischenräumen von **vierzehn Tagen.** — Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf Ottilie Wildermuths Gesammelte Werke entgegen. Wir laden zur Subskription höflichst ein.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Zu der Novellette „Der Damenschneider" von Friedrich Lorenzen. (S. 91)
Originalzeichnung von Erdm. Wagner.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1898.

Dreizehnter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Kaiser und Arzt. Historischer Roman von A. von der Elbe (Fortsetzung und Schluß) 7

Der Damenschneider. Novellette von Friedrich Lorenzen 78
Mit Illustrationen von Erdm. Wagner.

Die Kunstschöpfungen König Ludwigs I. Ein Rückblick von E. Heitmann. 103
Mit 12 Illustrationen.

Familie Feigl. Novelle von Anna Vogel vom Spielberg 120

Zum Kaiserkreuz auf dem Großglocknergipfel. Bilder aus den Hochalpen. Von E. Kahle 181
Mit 8 Illustrationen.

Gefährliche Inserate. Kriminalistische Skizze von A. Oskar Klaußmann 198

Ein Tag in Sofia. Reiseerinnerungen von Georg Hellbrunn 210
Mit 10 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Die Philister 229

Neue Erfindungen: Die Universalfüllmaschine . . . 231
Mit 2 Illustrationen.

Ein Streit um das Wörtchen „und" 233

Seite

Der Geizige und der Genügsame 235
Treue um Treue 236
Das Pfefferkorn 237
Kleine Taschenuhren 238
Deutliche Ablehnung 238
Aus dem Tagebuche eines Thürstehers 239
Ein Titelstolzer 240
Die beste Empfehlung 240

Kaiſer und Arzt.

Hiſtoriſcher Roman von **A. von der Elbe.**

(Fortſetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Einmal war es Zuñiga ſchon gelungen, den Blick des ſtolzen Auges der Infantin Katharina aufzufangen. Er hatte dabei mit Genugthuung wahrgenommen, wie ihre ohnehin heute auffallende Bläſſe noch fahler wurde, und wie ihr Schritt ſtockte.

Sie mochte ſich noch ſo ſehr beherrſchen, eine noch ſo ſtolze Miene annehmen, er ſah in ihr Herz, es zitterte, und ihre Gedanken waren endlich nur mit ihm beſchäftigt.

Der Augenblick kam, in dem er ihr auf ſilberner Platte die Forellen reichte und ſich dicht zu ihrem Ohre hinunterbeugen durfte. Die Muſik ſpielte rauſchende Weiſen, und der Kaiſer ſprach mit ſeiner Gemahlin.

Zuñiga raunte der Prinzeſſin zu: „Auch Doña Uraca wird die Vermeſſenheit zu büßen haben — wenn nicht Ihr —“ Weiter kam er nicht, Katharina ſchwankte; Zuñiga trug die ſchwere Silberſchüſſel, auch würde es ein unverzeihlicher Verſtoß gegen die Etikette geweſen ſein, wenn er gewagt hätte, die Infantin zu berühren, ſo glitt ſie vom Stuhl und ſank, einer Toten ähnlich, zur Erde, ohne daß einer der Männer verſucht hätte, ihr beizuſtehen.

Auch das kaiserliche Paar wußte, was es seiner Würde schuldig sei, steif saßen beide auf ihren Lehnsesseln.

„Man hole die Oberhofmeisterin und die anderen Damen der Prinzessin!“ rief der Kaiser.

In der nächsten Minute befanden sich die Marquesa de Denia, Uraca de Mendoza und die übrigen Edelfräulein zur Stelle.

Als Katharina von ihrem Ohnmachtsanfall in den Armen der Frauen zur Besinnung kam, hörte sie, wie Karl, sich zu ihr neigend, zornig flüsterte: „Eine Infantin muß ihre Haltung zu bewahren wissen!“

Dann wurde sie, begleitet von dem schleunig herbeigerufenen Pedro Marliano, in ihre Gemächer geführt und nach einer peinlichen Konsultation und verschiedenen Vorschriften ihren Kammerfrauen übergeben, die sie zu Bett brachten.

Was sollte aus ihr werden? Wo gab es einen rettenden Ausweg? Sie sann und sann, sie warf sich schlaflos umher, sie betete und rang mit ihrer Verzweiflung, die so groß war, daß ihr ganzes Zusammensein mit dem Geliebten dagegen verblich. War es nicht auch entheiligt, ja beschmutzt durch die Gegenwart dieses abscheulichen Dritten?

O, o wie würde es möglich sein, zu entrinnen und diese Qualen zu überstehen?

Neunzehntes Kapitel.

Vesalius schritt in einem Fieber, einem Taumel aufgewühlter Empfindungen und heißer Leidenschaften seinem Hause zu. Er war so ganz erfüllt von seinem herzbewegenden Erlebnis, daß er vergessen hatte, sich nach seiner Schwester umzusehen oder zu erkundigen.

Alle seine Gedanken weilten bei Katharina, diesem

herrlichsten Geschöpfe, das Gottes Erde trug. Welche Wärme, welcher Freimut, welcher Edelsinn wohnten in der Seele dieses jungen Weibes, dieser köstlichen Seele, die sie ihm weihte, ihm zu eigen gab, und die er nicht annehmen durfte!

Während er durch die Mondnacht dahinschritt, knirschte er mit den Zähnen und ballte die Fäuste, als müsse er einen Anlauf nehmen, um die Schranken zu überspringen oder mit aller Kraft niederzureißen, die ihn von ihr trennten. Indes er wußte, daß es unmöglich sei.

Die Entsagung im Interesse seines Berufs, von der er ihr gesprochen hatte, war in dieser Stunde verflogen und vergessen. Er fühlte nur, daß er das holdeste Weib in seinen Armen gehalten habe, und sie nicht besitzen dürfe. Welch ein Abgrund gähnte zwischen ihr und ihm! Hier er, der arme Gelehrte, tief im Schatten, und hoch oben auf der anderen Seite, bestrahlt vom Sonnengold der Majestät, sie, die Schwester des Kaisers, die zukünftige Königin! Nein, ihre Verbindung war unmöglich — undenkbar! Sie mußten beide entsagen; es gab keinen Ausweg, keine Hoffnung für sie.

Er hatte recht gethan, ihre Liebe abzulehnen. Er wäre ein Elender gewesen, hätte er sie angenommen.

Mit diesen Kämpfen und Gedanken beschäftigt, irrte er im schwankenden Wechsel von Licht und Schatten unter den Kastanien umher. Ihm schien's, als könne er nicht heim finden, zurück in sein enges Stübchen, zu seinem Beruf, der doch sein alleiniger Stab auf dem öden Wege in der einsamen Wüste der Zukunft sein und bleiben mußte.

Endlich betrat er die Terrasse des Hauses. Viola kam ihm entgegen.

„Ich bin schon hier, André," sagte sie kleinlaut, „Paquita begleitete mich."

„Gut — gut, Kind. Ich danke Euch, Señora!“ Mit diesen kurz und zerstreut hervorgestoßenen Worten ging er in sein Zimmer.

Viola fühlte sich erleichtert. Er hatte sie nicht gefragt, wie ihr das Fest gefallen habe, und was ihr begegnet sei.

„Gewiß ist Euer gestrenger Bruder müde, mein Schäfchen,“ sagte Paquita. „Um so besser für Euer Vorhaben, wenn er recht bald einschläft.“

Viola eilte in die Küche, um am glimmenden Herdfeuer ein Lämpchen zu entzünden, das sie André bringen mußte.

Rastlos schritt Vesalius in seinem Gemach auf und ab. Seine Gedanken kehrten, ohne daß er es wußte und wollte, immer wieder zu Katharina zurück. Wie sie es nur möglich gemacht haben mochte, ihn in dem Kämmerchen zu finden und aufzusuchen, sie, die zunächst dem Throne gestanden hatte?

Ob sie ohne Gefährdung zurückgelangt war? Hätte er nicht vielleicht besser gethan, sie zu begleiten? Nein, nein, sein Trieb, sein Gefühl war das Richtige gewesen. Er hatte sie so bald wie möglich von seiner Gegenwart befreien müssen, denn diese schloß Gefahren aller Art für die Teure in sich. Sie kannte das Schloß, war verhüllt gewesen, besaß Mut, sie würde glücklich in ihren Gemächern wieder angekommen sein.

Viola trat mit dem Lämpchen herein: „Möchtest du auch noch etwas essen, André?“

„Danke — danke, aber wenn du einen Becher mit frischem Wasser hättest —“

Die Schwester lief fort und kam mit dem kühlen Trunk zurück.

„Ich kann dir gleich die Lampe hinaussetzen,“ sagte er hastig, „und dann gehe auch du zu Bett.“

Vesalius trank. Allein die Glut, die ihm Seele und Körper in Flammen setzte, war mit einem schlichten Trunk Wasser nicht zu löschen. Und er wollte doch Ruhe. Er wollte Vergessenheit finden und morgen seine Selstbeherrschung wieder errungen haben. Aber er, als Arzt, mußte sich doch zu helfen wissen! Ein paar Tropfen Opium, von jenem starken Elixir, das er im Schranke verwahrte, würden ihm Schlaf bringen.

Er zog den großen, verschnörkelten Schlüssel hervor, nahm eine der mit bunter Etikette beklebten Phiolen heraus und ließ, sorgfältig gezählt, einige Tropfen in den Rest seines Wassers laufen, das er austrank. Das Arzneiglas hatte er zurückgestellt, der Schlüssel blieb stecken. Dann setzte er das Lämpchen in der Schwester Schlafzimmer und rief ihr ein „Gute Nacht!“ zu, entkleidete sich beim Schein des Mondes und suchte sein Lager auf.

Die Arznei übte ihre betäubende Wirkung auf ihn aus, und nach kurzer Zeit entschlummerte er.

Aengstlich an Paquita geschmiegt, wartete Viola auf den Augenblick, wann es möglich sein werde, ihr geplantes Wagnis zu unternehmen. Sie zitterte, lauschte und flüsterte nur dann und wann ihrer Gefährtin, die manchmal in einen Halbschlummer verfiel, ein Wort zu.

Einzelne unbestimmte Laute drangen aus der festlich erregten Stadt in ihre stille Einsamkeit herüber. Unter den Bäumen begann ein weißlicher Nebel vom Flusse heranzuziehen, der braute und webte und ballte sich zu wunderlichen Gestalten, die Viola ängstigten, und von denen Paquita mit müder Stimme versicherte, nichts wahrzunehmen.

Gähnend meinte endlich die Matrone: „Nun wird's aber Zeit, mein Lämmchen, daß Ihr Euch den Liebestrank holt. Schläft der Gestrenge noch nicht, so müssen wir eine andere Nacht wählen. Ich kann nicht länger ausbleiben.“

„Laßt mich horchen," sagte Viola mit aufeinanderschlagenden Zähnen und ging in ihre Kammer. Auf den Zehen schlüpfte sie an des Bruders Thür. Sie horchte, klinkte leise auf und lauschte. Nun hörte sie André laut und gleichmäßig atmen; ja, das war ein fester Schlaf.

Sie kehrte zu Paquita zurück und meldete das Ergebnis ihrer Nachforschung.

„So zögert nicht länger, Ihr dummes Häschen!" rief die Schaffnerin. „Noch nie ist wohl einem verliebten Kinde das Mittel, den Ungetreuen reuig zurückzuführen, so nahe gerückt gewesen, wie Euch. Einen Augenblick Mut, und Ihr seid aus aller Not."

„O — o!" stöhnte das Mädchen und klammerte sich an die Trösterin.

„Könnt' ich's für Euch thun, ich wollte mich nicht lange besinnen. Sähe er mich aber in seinem Schlafzimmer, würde ihn das gleich aufschrecken, wogegen Ihr nur zu sagen braucht: „Ich habe hier dies oder das vergessen und wollte es mir holen," und er dreht sich herum und schläft weiter."

Mit diesen Worten führte Paquita die Zaghafte bis an Vesalius' halb offen gebliebene Zimmerthür, hier gab sie ihr die Lampe in die Hand und schob sie vorwärts.

„Aber wo finde ich den Schlüssel?" flüsterte das Mädchen bedenklich.

„Seht Euch um."

So leise sie konnte, bebend vor Angst und ihr Licht vorsichtig mit der Hand beschattend, schlich Viola vorwärts. Fast hätte sie ihres Lämpchens nicht bedurft, die Mondstrahlen glitten, nur durch den Schatten der außenstehenden Bäume gebrochen, durchs Gemach, hier fast Tageshelle verbreitend, während dicht daneben die Dunkelheit um so tiefer wurde.

Wenn die Zweige sich bewegten, schien es, als husche

und hüpfe ein sonderbares Leben durch den Raum, als rege sich's in allen Winkeln, krieche, tanze, gleite und flimmere vor Violas Augen hierhin und dahin.

Einen scheuen Blick warf sie auf das Bett, ihr Bruder lag ruhig ausgestreckt. Das Mondlicht fiel auf sein Gesicht und ließ es leichenhaft blaß erscheinen. Ein Schauder der Angst ging über Violas Rücken; aber sie dachte ja nicht daran, ihm ein Leid anzuthun. Jetzt bewegten sich seine Lippen, wollte er sprechen, sie anreden? Des Mädchens Kniee schlotterten.

„Katharina," flüsterte er und seufzte.

Eine Last fiel von Violas Herzen. Sie hieß nicht Katharina, er sah sie nicht, er träumte.

Etwas ermutigt durch diese Wahrnehmung, ließ Viola ihren Blick suchend umherschweifen. O, welches Glück! Da steckte ja in dem schwarzen Schranke der Schlüssel, er blitzte sie ordentlich an in dem Lichtschein, der auf ihn fiel. Leise, leise schritt sie darauf zu, immer wieder einen prüfenden Blick auf das Bett zurückwerfend.

André rührte sich nicht. Viola ergriff den Schlüssel, die Thür gab nach, öffnete sich, aber sie knarrte und kreischte. Das Mädchen hätte fast vor Schreck laut aufgeschrieen, sie faßte auch mit der Linken nach der Lampe, denn diese wollte ihr entgleiten. Der Schläfer warf sich stöhnend auf die Seite.

Und nun stand Viola allein vor dem offenen Heiligtume, das sie immer mit der größten Scheu betrachtet hatte. Aber vor Schreck und Angst sah sie noch nichts. Es flimmerte vor ihren Augen und brauste in ihren Ohren. Mehrere Sekunden lang stand sie regungslos, mit dem vergeblichen Versuch, zu sehen und sich zu fassen.

Da fiel ihr Blick auf den Totenkopf; ein Mondstrahl huschte über den beinernen Schädel mit den leeren Augenhöhlen und den einzelnen großen Zähnen. Und dann

erschienen ihr die sonderbaren Knochen und Büchsen und Gläser mit wunderlichen Tieren im Mondschein und in der schweigenden Nacht wie lebendig. Sie kniff die Lippen zusammen, um ihre Pein nicht laut werden zu lassen.

Ah, da stand ja die Phiole mit dem bunten Blatt und einer Inschrift darauf. Das war der ersehnte Liebestrank, den André ihr damals, als sie ihm leuchten mußte, gezeigt hatte. Sie griff danach, sah nicht rechts noch links und stürzte mit ihrem Raube hinaus.

„Da — da — da habt Ihr's," flüsterte sie der wieder draußen in der schönen Nacht ruhenden Paquita zu und drückte ihr das Glas in die Hand.

„Na, seht Ihr wohl, mein braves Hühnchen," sagte die Alte, sich mühsam ermunternd. „Das war ja ein Kinderspiel und soll Euch neue Freuden bringen." Sie gähnte laut, schob das Glas in ihre große Tasche, redete dem noch immer zitternden Mädchen zu, nur ruhig und getrost zu sein, und trat den Heimweg an.

Es währte aber noch lange Zeit, ehe Viola sich zu sammeln vermochte. Wohl schloß sie fröstelnd die Thüren, legte den ungewohnten Putz ab, in dem sie so viel Leid erfahren hatte, löschte ihr Lämpchen aus und kroch ins Bett, allein kein Schlaf wollte ihr heute nacht kommen. Immer wieder sah sie den strengen Ausdruck im Antlitz des Geliebten, sah, wie er sich von ihr abwandte, hörte seine harten Worte und fühlte sich von einem Schauder überlaufen, wenn sie an das spöttische und boshafte Gesicht seines Begleiters dachte. Der mußte Esteban zugeredet haben, sie zu verstoßen. Der — der war ganz gewiß hartherzig und schlecht.

Ob nun Esteban, wenn Paquita ihm noch diese Nacht den Liebestrank gab, morgen in alter Herzlichkeit zu ihr kommen würde? Jener andere hatte ihr den Liebsten gewiß verzaubert, und dagegen sollte ja, wie Paquita

meinte, der wunderthätige Trank aus ihres Bruders Schrank helfen. Ja, sie wollte hoffen — hoffen, daß die Macht des falschen Freundes durch ihren Trank gebrochen werde.

Eine neue Sorge: Was würde André sagen, wenn er morgen den Schrank offen fand? Würde er Argwohn schöpfen? Aber der Schlüssel hatte ja gesteckt, der Schrank konnte von selbst aufgegangen sein. Nicht um die Welt vermochte sie jetzt aufzustehen, um ihn zu schließen. Bei dem Gedanken kroch sie tief unter ihre Decke.

Ob sie dem Bruder wohl etwas Wertvolles, Unersetzliches genommen hatte? Ob er ihr je verzeihen werde, was sie gethan? Sie fühlte schon jetzt, daß sie, von Gewissensangst gepeinigt, ihm bald alles gestehen müsse. Wenn dann Esteban kam, sie liebte wie früher und endlich bei André um sie warb, o, dann konnte alles wieder gut werden! —

Paquita war inzwischen durch die Mondnacht der Stadt zu gewandert. Es war jetzt ruhiger in Valladolid geworden, und auch im Schlosse mochte das festliche Treiben zu Ende gehen. Da ward es denn für sie die höchste Zeit, heimzukehren.

Sie war jetzt frisch und ausgeruht durch ihr Schläfchen auf der Hausbank und dachte mit heimlichem Triumph daran, wie sie mit ihrem köstlichen Zaubermittel, von dessen Vorhandensein in ihrer Tasche sie sich manchmal mit Vergnügen überzeugte, ihren bösen Don Zuñiga zähmen werde.

Wie abscheulich er sie angefahren, wie hart er sie gescholten hatte! Er war ein Undankbarer, und es geschah ihm recht, wenn ihr Mittel ihn jetzt dazu zwang, das zu thun, was er eigentlich nicht thun wollte. Und dann kam ihr süßes Kind zu seinem Rechte. Das würde sie, die mütterliche Freundin des armen, mißhandelten Lammes,

so recht von Herzen freuen. Sie hatte das kleine, schüchterne Ding sehr gern und wollte, wenn sie's ändern konnte, nicht leiden, daß man ihm übel mitspielte.

Als Paquita in dem oberen Schloßgange ankam, an dem ihr Kämmerchen lag und wo die Hofherren wohnten, die sie bediente, sah sie einige Kavaliere die Treppe heraufsteigen. Auch Esteban de Zuñiga befand sich unter den laut und ausgelassen Schwatzenden und Lachenden.

Die alte Dienerin fand ihn wieder sehr prächtig; ja, er war der Stolzeste und Vornehmste von allen, allein sie fühlte doch, daß sich bitterer Groll in ihrem Herzen gegen ihn regte. Aber sie wollte ihn schon strafen! Sie besaß ja das Mittel, ihn zu zwingen.

Jetzt verabschiedete er sich von seinen lärmenden Genossen und wandte sich seinem Zimmer zu. Paquita machte ihm eine Faust in der Tasche, lief mit einer Kerze in der Hand an seine Thür, öffnete und knickste tief, als er herankam.

„Alte Bettel!" sagte er verächtlich über die Schulter, als er an ihr vorbei eintrat. „Komm herein, daß ich dir den Text lese, du nichtswürdiges Weib!"

Die Schaffnerin gehorchte, sie stand da wie ein Bild der Unterwürfigkeit.

„Ich sollte einen Stock nehmen und dich durchbleuen, du Teufelsbraten," rief Zuñiga, mit der Hand vor dem Gesichte der Frau umherfuchtelnd, „aber ich halte mich zu gut dazu, dich anzurühren. Die kleine Gans herzuschleppen; ihr in den Kopf zu setzen, sie solle vor dem Kaiser einen Fußfall thun! Kann man einen größeren Unsinn anrichten?"

Nun fiel es Zuñiga plötzlich mitten in seinem Zorne ein, wie günstig die Dummheit der Alten sich für ihn gewandt habe. Katharina war ja jetzt in seiner Hand!

Er kehrte sich von der Frau ab und brach in ein höhnisches Gelächter aus.

Er lachte so anhaltend, daß Paquita mit einer demütigen Entschuldigung, die sie auf der Zunge hatte, nicht zu Wort kommen konnte. Nun, gegen ihn war ja doch nichts auszurichten.

Währenddem lief er in der Stube umher, warf sein Barett hierhin, das Mäntelchen dahin, und jetzt nestelte er an der Ordenskette und versuchte sie loszuhaken.

Plötzlich trat er mit dem Fuße auf und rief: „Wo steckt denn dieser verfluchte Schelm, der Pedro? Gewiß liegt der Hund wieder trunken in irgend einer Ecke. Ins Loch mit dem Kujon!"

„Dürfte ich Eurer Gnaden helfen?"

„Na, so komm her."

Mit geschickten Fingern löste Paquita die Kette. Zuñiga warf sich in einen Armstuhl. Die Schaffnerin entzündete eine zweite Kerze und stellte sie auf den Tisch neben des Kammerherrn Sitz.

„Dürfte ich der Excellenz mit einem Becher Wein, einem kleinen Nachttrunk, aufwarten?" fragte sie kriechend.

„Durst habe ich. Steht noch von dem alten Xeres im Schranke?"

Paquita eilte zum Schrank. „Eine frische Flasche!" rief sie.

„So gieb."

Sie füllte seinen silbernen Becher und entleerte zugleich heimlich, einen scheuen Blick zurück auf den Ruhenden werfend, ihr Fläschchen, das sie leise hervorgezogen hatte, in den Becher; dann brachte sie den Trank mit der größten Unterwürfigkeit ihrem Gebieter. Er nahm den Pokal und stürzte den Wein in einem gewaltigen Zuge hinunter.

„Pfui, alte Hexe, wie bitter; die Flasche taugt nichts;

oder hast du mit deinen grünen Augen das edle Gewächs verdorben?"

Er sah sie zu ihrem Glücke nicht an. Vielleicht wäre ihm ihr schreckhaftes Erblassen aufgefallen.

„Es ist von derselben — Sorte," stammelte sie.

„Nun geh und suche mir den Esel, den Pedro, daß er mich entkleide — ich will zur Ruhe."

„Wünsche meinem goldenen Prinzchen eine wohlschlafende Nacht," schmeichelte die Frau und haschte nach dem hängenden Aermel seines Kleides, um ihre Lippen darauf zu drücken. Dann ging sie.

Von der Thür aus fiel noch ein befriedigter Blick auf den Hingestreckten. Nun mußte er thun, was sie von ihm wollte, und auch sie würde bei ihm zu Ehre und Ansehen gelangen, wenn er Viola wieder liebte.

Esteban de Zuñiga blieb allein; eine bleierne Müdigkeit begann sich auf ihn herabzusenken. Aber er sah und dachte noch in schärferer und lebendigerer Weise als sonst.

Sinnestäuschungen bemächtigten sich seiner. Die schöne Katharina kam und warf sich in seine Arme.

„Seht Ihr wohl," murmelte er, „ich wußte es — wußte es — Ihr seid mein!"

Nun trippelte Viola herbei, er wollte sie fortscheuchen, sie widersetzte sich ihm.

„Kleine Viper!" zischte er. „Unschädlich — fort — beseitigen — Kloster — Gift —"

Er schrak zusammen. Da stand Vesalius und starrte ihn mit seinen ernsten Augen an. Ein Messer blinkte in seiner Hand. Wollte er die Schwester rächen?

Esteban suchte sich zu wehren. Er konnte es nicht, er war plötzlich von Holz. Er wollte die Augen aufreißen, es gelang ihm nicht. Todesangst befiel ihn, starr war er, lahm, hilflos.

Die Sinne vergingen ihm, er sah und fühlte nichts mehr und lag da, machtlos, in sich zusammengesunken.

Zwanzigstes Kapitel.

Pedro, Don Zuñigas Diener, lauschte am nächsten Morgen zu der Zeit, in der seines Herrn Schelle ihn gewöhnlich herbeizurufen pflegte, an des Gebieters Thür.

Der fahrlässige Geselle hatte ein beunruhigtes Gewissen, weil er gestern nacht nicht zur Hand gewesen war. Sein Herr hatte sich allein entkleiden müssen, was sonst nie vorkam. Es würde ihm, dem Säumigen, heute schlecht ergehen, und er war eigentlich ganz froh, wenn er drinnen noch keinen Laut hörte, so gewann er doch noch eine kleine Frist.

Paquita hatte ihm die Hölle heiß gemacht, viel von Don Zuñigas Zorn gesprochen und sich gerühmt, sie habe seinem Herrn manchen Dienst leisten müssen; jetzt war sie unten im Palaste beschäftigt, mit den anderen Schloßdienerinnen die Ordnung wiederherzustellen.

Die übrigen Kavaliere waren längst aufgestanden und, wie es ihre Pflicht erheischte, mit dem Hof zur Frühmesse in die Schloßkapelle gegangen.

Pedro beriet mit Geronimo und Joaquino, den Dienern der zunächst wohnenden Herren, ob es seine Pflicht sei, Don Zuñiga zu wecken.

Alle drei kamen überein, daß man es nicht wagen dürfe. Da schritt Zuñigas Vetter, Don Raimundo d'Herbeira, trällernd den Gang entlang und näherte sich der Thür seines Verwandten.

Pedro trat heran und sagte ehrerbietig: „Mein gnädigster Herr beliebt noch zu schlafen."

„Werde ihn schon aufmuntern!" lachte d'Herbeira.

Er wußte, daß Anklopfen nichts nützen könne, da das

Schlafzimmer Zuñigas hinter der Wohnstube lag, und trat unbekümmert ein. Der befremdliche Anblick, der sich ihm darbot, ließ ihn stutzen, die Thür blieb offen, und die drei Bedienten drängten mit scheuer Neugier nach. Die beiden Wachskerzen waren herabgebrannt, sie knisterten und zuckten, und ihr gelber Schein stach wunderlich von dem voll hereinflutenden Sonnenlichte ab.

In dieser grellen Beleuchtung sahen sie Esteban de Zuñiga schlaff zusammengesunken in seinem hochlehnigen Stuhl liegen. Der Kopf war vornüber gefallen, Totenfarbe bedeckte das Gesicht, Mund und Augen standen halb offen, die Arme hingen gerade herunter.

Einen Augenblick starrten die Eingetretenen den Regungslosen, vor Entsetzen verstummt, an. Dann stürzte d'Herbeira auf den Vetter zu, schüttelte ihn und rief ihn an: „He — he — wach auf, Esteban — wach auf!"

Erfolglos; der Körper sank nur noch mehr in sich zusammen.

„Bei allen Heiligen, der Unglückliche ist tot! Oder doch nicht? Rennt nach Aerzten! Du, Joaquino, zu Marliano, du, Geronimo, zu dem Niederländer drüben im Hospital der Universität. Lauft, so rasch ihr könnt, vielleicht ist noch Hilfe möglich."

Die beiden Bedienten eilten davon.

„Komm, Pedro, greif zu, wir wollen deinen armen Herrn aufrichten. Faß die Füße an, ich nehme ihn oben. Wie schwer er ist! Wir tragen ihn auf sein Bett."

Als sie den Leblosen dort niedergelegt hatten, fuhr Raimundo fort: „Hole Wasser, daß wir ihn erfrischen, vielleicht ist es nur eine tiefe Ohnmacht."

Sie mühten sich um Zuñiga, sahen aber bald ein, daß alles umsonst sei.

Marliano war im Schlosse, auf dem Wege nach seiner erlauchten Patientin, der Infantin Katharina, von Joaquino

angetroffen worden. Auf des Dieners bewegliche Vorstellungen kehrte er um und war als der erste im Schlafzimmer Zuñigas zur Stelle. Mit wichtiger Miene trat er an das Bett zu dem regungslosen Körper heran.

„Euer Vetter ist tot, Don Raimundo d'Herbeira," sagte nach kurzer Frist der Leibarzt mit aller Bestimmtheit. „Das sieht ein in solchen Dingen geübtes Auge auf den ersten Blick."

„Aber was mag dem Unglücklichen zugestoßen sein?"

„Na, woran er gestorben, ist doch ganz gleichgültig, er ist tot und bleibt tot, werter Don Raimundo. Und da Ihr, wenn ich nicht irre, sein rechter Vetter und Erbe seid, so braucht Ihr eben nicht zu trauern. Hätte er länger so lustig fortgelebt, wäre sein Gut zusammengeschmolzen, und Ihr könntet einen größeren Verlust beweinen."

Die Thür zur Wohnstube öffnete sich rasch, und André Vesalius trat mit der ihm eigenen ernsten Ruhe herein und an das Bett.

„Ich höre, Don Zuñiga ist tot?" fragte er und griff nach der kalten, bewegungslosen Hand des Daliegenden, um den Puls zu prüfen.

„Da ist nichts mehr zu machen, Herr Kollege," erwiderte Marliano achselzuckend. „Kein Puls und Herzschlag, kein Atem. Don Esteban ist hin, steif und kalt und so tot, wie er nur sein kann."

„Welche Versuche zur Feststellung der Ursache seines Todes oder zur Wiederbelebung habt Ihr mit dem Körper angestellt?"

„Versuche? Ihr scherzt. Tote Leute läßt man in Ruhe."

„Wenn man gar keinen Anhaltspunkt hat, woran ein gesunder Mensch plötzlich verschieden sein kann, so prüft man, bevor man erklärt: Er ist tot, ob sich nicht doch etwas thun läßt."

Marliano wandte sich kopfschüttelnd halb ab. „Daß Ihr auch immer klüger sein wollt, als andere," murrte er.

Vesalius schnitt kurzweg einen Zipfel des Bettes auf, zog eine leichte Feder heraus und legte sie auf den Mund Zuñigas. Der Flaum rührte sich nicht.

„Seht Ihr wohl," triumphierte Marliano. „Aber nun bitte ich Euch, macht's kurz. Ich habe zu thun. Interessante Patientin. War eben auf dem Wege zur Infantin Katharina. Weiß nicht, ob Ihr vernommen habt, daß die edle Dame gestern abend beim Souper an der Tafel der höchsten Herrschaften ohnmächtig geworden und zur Erde gefallen ist?"

Bei der Nennung von Katharinas Namen fühlte Vesalius sich von einer heißen Wallung durchflutet. Sie ohnmächtig, sie leidend, vielleicht durch sein Verhalten veranlaßt? Die tiefste Seele wurde ihm aufgewühlt und verwirrt.

Zerstreut versuchte er noch einige Manipulationen an dem Leblosen. Dann erklärte er kurzweg: „Der Herr Kollege haben recht. Hier ist alle ärztliche Hilfe zu Ende. Allein es bleibt doch noch die Todesursache festzustellen."

Ebenso wie vorhin dem Erben gegenüber versicherte Marliano, dies sei sehr gleichgültig.

Vesalius aber richtete sich hoch auf und sprach fest: „Finden wir keine äußere Erklärung, so gehört dieser Tod zu jenen zweifelhaften Fällen, in denen wir auf „unbekannte Ursachen" schließen müssen. Und so werde ich laut kaiserlichen Dekretes mein Recht wahrnehmen und hier wie im Hospital zur Sektion schreiten."

Marliano schlug entsetzt die Hände zusammen. „Seid Ihr toll? Dies hier ist ein spanischer Grande!"

„Der Wissenschaft ist das gleichviel, sie kennt nur den menschlichen Körper, den einen wie den anderen."

„Wie dürft Ihr Euch solche Keckheit erlauben?"

„Warum sollte ich nicht? Habe ich doch die kaiserliche Bewilligung in der Tasche!“ rief Vesalius eigensinnig.

„Was Ihr thut, kommt auf Eure Kappe! Assistieren werde ich Euch nicht, indes —“

„Ich brauche Euch nicht. Ich habe einen Famulus, der mir sehr geschickt assistiert.“

„Indes,“ fuhr Marliano, die Unterbrechung nicht beachtend, fort, „das Ungeheuerliche, wovon die Scholaren unserer Hochschule so viel Wesens machen, einmal mit ansehen, möchte ich allerdings. Ihr werdet diesen edlen Kavalier doch nicht auf den Seziertisch der Universität schleppen lassen?“

Vesalius sann nach. Nicht aus Ehrfurcht vor dieser armen Hülle wollte er Zuñiga der Universität vorenthalten. Er wollte beweisen, daß er sein ihm verbrieftes Recht allerorten auszuüben vermöge, und fürchtete, wenn er mit seinem Vorhaben zögerte, irgend eine Einsprache, eine Hinderung. So beschloß er, was er thun wollte, solle bald und hier geschehen.

„Der Leichnam ist kalt, ich sehe keinen Grund, die Sektion hinauszuschieben,“ sprach er entschieden. „Es kann hier so gut geschehen, wie drüben. Ich gehe, meinen Amanuensis mit den nötigen Instrumenten zu holen.“

„Und ich muß mich beeilen, der Infantin aufzuwarten. Wird die sich erschrecken. Der Tote war ein Liebling Seiner Majestät!“

„Wenn Ihr zurückkommt, sind wir mit unseren Vorbereitungen fertig und können beginnen.“

Beide Aerzte verließen das Schlafzimmer Zuñigas. Im Wohngemach hatten sich jetzt mehrere junge Hofherren um Raimundo d'Herbeira versammelt und bestürmten die Männer der Wissenschaft mit Fragen, ob Don Esteban wirklich tot und an welcher Krankheit er verstorben sei.

Pedro hatte im Zimmer aufgeräumt, die herabgebrannten

Lichter, den Becher mit seiner dunklen Neige und die Kleidungsstücke fortgebracht.

Von Vesalius noch einmal befragt, behauptete er, gestern an seinem edlen Herrn nichts Ungewöhnliches wahrgenommen zu haben. Auch die Freunde versicherten, der Tote sei vollkommen wohl und ungewöhnlich gut aufgeräumt in der Nacht mit ihnen vom Feste in seine Wohnung zurückgekehrt. So fand sich nicht der geringste Anhaltspunkt zur Erklärung seines plötzlichen Verscheidens.

Marliano ging, mit neugieriger Spannung an seines jungen Kollegen Vorhaben denkend, durch die Galerien des Palastes nach den Zimmern der Infantin. Zugleich freute er sich, der Träger einer aufregenden Neuigkeit zu sein.

— — — — — — — — — — —

Katharina, die nach einer in tödlicher Angst verlebten Nacht die Zeit der Frühmesse herbeigesehnt hatte, hoffte an heiliger Stätte und im Gebet einigen Trost zu finden. Sie durfte weder ihrer treuen Estella, noch der freundlichen Uraca ein Wort von der über ihnen allen schwebenden Gefahr sagen und mußte die Annahme, daß ihre Schlaflosigkeit, ihre Blässe und Erregung Nachbleibsel der gestrigen Ohnmacht seien, gelten lassen.

Mit welcher Inbrunst hatte sie, in der Schloßkapelle auf ihrem Schemel knieend, um Rettung aus der entsetzlichen Lage gefleht, in der sie sich befand. Sie erkannte ja, daß diese Lage eine durch ihre Leidenschaft, ihre Unvorsichtigkeit selbst verschuldete sei, allein diese Einsicht half ihr nicht zur Herzenserleichterung und zur Rettung.

Jetzt, nachdem sie seit einigen Stunden in ihre Wohnung zurückgekehrt war, lag sie schon wieder vor dem Bilde der Madonna auf ihren Knieen und flehte in leisem Gebet um Hilfe zur Gottesmutter empor. Währenddem stand das Fräulein Madalena da Ulloa in einiger Entfernung von der Beterin auf ihrem Posten.

Da trat die Oberhofmeisterin ein und sprach: „Verzeiht die Störung, Prinzessin, allein der Leibarzt Marliano wartet schon eine geraume Zeit. Und mir scheint, Euer Zustand ist noch nicht ganz unbedenklich. So hielt ich es für meine Pflicht —"

„Ich komme, Frau Marquesa."

Katharina erhob sich und ging unter Begleitung Marcia de Denias und des Edelfräuleins in das anstoßende Zimmer, wo der Arzt ihrer wartete.

Er hatte seine große Neuigkeit bereits den hier versammelten Hoffräulein mitgeteilt, die sehr bestürzt aussahen. Doña Eleonora d'Aquesta, eine Verwandte Zuñigas, die ihn heimlich liebte, schluchzte sogar unaufhaltsam.

Erstaunt sah Katharina sie an, während sie sich in den ihr zurecht gerückten Lehnstuhl niederließ. „Was ist geschehen?" fragte sie.

Marliano verneigte sich tief und berichtete mit dem Eifer eines, dem die Neuigkeit, die er bringt, auf den Lippen brennt: „Don Esteban de Zuñiga, erster Kämmerer Seiner Majestät des Kaisers, ist diese Nacht plötzlich verstorben."

Dieselbe entsetzte Bewegung unter den Damen wie vorhin.

Katharina fühlte, daß ihr ebenso wie am gestrigen Abend die Sinne zu vergehen drohten. „Verstorben?" murmelte sie, keines weiteren Wortes mächtig.

Hatte die Madonna, ihr Flehen um Hilfe erhörend, jenen Schrecklichen vernichtet? Aber um seinen Tod hatte sie nie gebeten. Das wußte sie ganz bestimmt. Das konnte sie nicht auf ihr Gewissen nehmen. Allein, welche Bergeslast war mit diesem Tode von ihrer bedrängten Seele gewälzt. Sie hatte sich bald so weit gesammelt, um einen genauen Bericht des Leibarztes über den Vorfall mit anhören und begreifen zu können.

Die Damen drängten den bereitwillig Erzählenden dazu, und selbst die Frau Oberhofmeisterin de Denia, sonst immer besorgt, es könne einen Verstoß gegen die Etikette geben, war so gespannt, alle Einzelheiten dieses merkwürdigen Ereignisses zu erfahren, daß sie ebenso wie das jüngste Fräulein forschte und horchte. So konnte Marliano denn ausgiebig und vor gespannt auf ihn gehefteten Augen berichten.

Er fing mit sich an; wie er schon vor einer Stunde auf dem Wege hierher zu seiner erlauchtesten Patientin von einem Bedienten nach Don Zuñigas Zimmer gerufen worden sei. Wie er mit seinem kundigen Blick sogleich gesehen habe, daß alle Hilfe zu spät komme, daß der Tod bereits eingetreten sei. Darauf wäre auch sein junger Kollege André Vesalius ins Sterbezimmer getreten, habe als Besserwisser, der er sei, gezweifelt und geforscht, dann zugestanden, daß er, Marliano, der erste Leibarzt Seiner Majestät, doch recht habe, und daß der Kammerherr seit Stunden bereits des Todes verblichen sei.

Nun bereitete sich der Erzähler mit Räuspern und Innehalten auf eine besondere Mitteilung vor, die, das wußte er, die größte Bewegung hervorrufen würde.

„Der verwegene Niederländer," sagte er mit Nachdruck, „verlangt, gestützt auf ein Dekret Seiner Majestät des Kaisers, den an unbekannter Ursache Verschiedenen zu sezieren —"

Der Redende hatte die Größe seines Erfolges nicht überschätzt.

„Sektion — hier im Schlosse — in unserer Nähe, entsetzlich! — Es dürfte nicht geduldet werden! — So etwas ist unerhört!"

Die Fächer rauschten und klapperten, die Damen sahen sich mit dem Ausdruck des größten Schreckens an, und einige bekreuzten sich.

Katharina fühlte ihr Herz anschwellen bei der Nachricht von Andrés Kühnheit. Sie erkannte befriedigt die Festigkeit und Beharrlichkeit, mit der er sein Ziel im Auge behielt. Ja, er war ein ganzer, ein herrlicher Mann! Sie wagte jetzt wieder, mit den alten Gefühlen leidenschaftlicher Verehrung an ihn zu denken, die durch Zuñigas Dazwischentreten verwischt und verdunkelt worden waren.

Marliano fand ihren Puls sehr unruhig, verordnete einige niederschlagende Mittel und bat dann, sich beurlauben zu dürfen.

„Ich werde sogleich, da ich den Frevel nicht abwenden kann," erklärte er mit wichtiger Miene, „der Sektion Don Zuñigas beiwohnen."

Doña Eleonora bekam eine Anwandlung von Ohnmacht bei dieser Mitteilung und mußte hinausgeführt werden. Eine Dienstleistung, zu der sich ungern eine der anderen Damen bereit fand, da alle hofften, noch mehr von der aufregenden Angelegenheit aus dem Munde des Leibarztes zu hören. Er täuschte auch diese Erwartung nicht, sondern führte aus, wie es ihm durchaus nicht einfallen werde, bei diesem unerhörten Vorgehen — von dem er die ganze Verantwortung dem Niederländer zuschreibe — Hand anzulegen, dem er nur beiwohne, weil er es als erster Arzt des Hofes seiner Stellung angemessen erachte. —

Die jungen Kavaliere, die sich bei der Schreckenskunde im Wohnzimmer Esteban de Zuñigas zusammengefunden hatten, waren nicht minder erregt über den plötzlichen Todesfall, als die Damen. Nachdem alles Geschehene besprochen und das Unerklärliche des Vorfalls vielfach erwogen worden war, sagte Alfredo de Donsecar:

„Meiner Meinung nach müßt Ihr, Raimundo, als nächster Leidtragender sogleich Seine Majestät in Kenntnis setzen."

„Es ist keine Audienzzeit," warf Rodrigo ein.

„Man könnte sich vielleicht an den Hofmarschall wenden."

„Es dürfte nicht passend erscheinen, wenn ich in meiner Trauer — geht Ihr selbst, Alfredo; das ist eine Gelegenheit, sich der höchsten Gnade zu empfehlen."

„Da Ihr von Gnade sprecht, wer mag an Estebans Stelle rücken? Was meint Ihr, ob ich mich um den Posten eines ersten Kämmerers bewerbe?"

„Die Bewerbung wäre mit der heutigen Meldung einzuleiten," sagte Raimundo freundschaftlich. „Ich rate Euch, nehmt die Gelegenheit wahr und geht. Der Platz eines Günstlings ist frei geworden."

Raimundo lächelte spöttisch überlegen und dachte: „Der Narr meint, sich mit einer schlechten Nachricht angenehm zu machen! Nein, zum ersten Kämmerer kann der Kaiser nur mich ernennen."

In diesem Augenblicke kehrte Andrés Vesalius zurück, begleitet von Lambert van Goes, der die Instrumententasche von schwarzem Leder trug.

„Habt Ihr doch noch Hoffnung? Gedenkt Ihr etwa noch eine Operation vorzunehmen?" fragte Raimundo beklommen.

„Das nicht, edler Herr," erwiderte der Leibarzt. „Euer Vetter ist tot. Ich schreite jetzt dazu, im Interesse der Wissenschaft die Ursache seines plötzlichen Hinscheidens zu ergründen."

„Sezieren — hier — hier — ihn, einen Granden Kastiliens, wollt Ihr sezieren?"

So schrieen die jungen Männer in ihrem Entsetzen und ihrer Empörung gegen das Niedagewesene durcheinander.

„Wie dürft Ihr Euch dessen unterfangen?" rief Raimundo d'Herbeira und trat Vesalius entgegen.

„Die Erlaubnis dazu ist mir von Seiner Majestät verbrieft. Wollt Ihr mein Dekret sehen?"

Der Arzt griff in die Tasche und hielt dem Zürnenden die Urkunde entgegen.

Raimundo las, überzeugte sich und gab das Pergament achselzuckend zurück. „Dem kaiserlichen Befehl müssen wir uns natürlich unterwerfen."

Es war Vesalius eine Genugthuung, sein Recht im Palaste selbst ausüben zu können. Die Macht der Wissenschaft sollte auch hier Ueberhebung und Vorurteile aller Art besiegen. Die Sektionen in der Universität kamen diesen Herren kaum zum Bewußtsein. Dergleichen lag weltfern unter ihnen, hier mußten sie an das von ihm für seine Bestrebungen errungene Uebergewicht glauben und mußten ihn, so ungern sie's thaten, gewähren lassen.

Nicht ohne eine Regung stolzen Selbstgefühls schickte er sich an, die Thür zum Schlafzimmer zu öffnen, als Marliano zurückkehrte. Er begann den ungeheuren Eindruck zu schildern, den seine Kunde vom Ableben Zuñigas bei den Damen hervorgerufen habe.

„Die Infantin Katharina," fuhr er, sich breit auslassend, fort, „noch angegriffen von dem gestrigen Ohnmachtsanfall, wäre wieder beinahe vom Stuhl gesunken und war vor Erregung keines Wortes mächtig, so daß ich ihr sehr ernste Vorschriften hinterlassen mußte."

„Der Tote war rasend verliebt in die Infantin," flüsterte Silvano Raimundo zu.

Während Marliano weiter prahlte, fing Vesalius' feines Ohr die leise Unterhaltung der Kavaliere auf.

Raimundo erwiderte: „Sollte seine Flamme ihr stolzes Herz berührt haben?"

„Unmöglich wäre es nicht, er war ein eleganter Mann."

Ein nie gekannter Schmerz bäumte sich plötzlich in Vesalius' Seele auf. Katharina, war es möglich, sie —

sie, die sich ihm so warm zuneigte? Nein, undenkbar, fort mit diesem Gedanken!

Verstört, zerstreut und nicht in der ernsten Stimmung, mit der er sonst an eine wissenschaftliche Untersuchung ging, betrat Vesalius mit den beiden Aerzten das Gemach des Todes.

— — — — — — — — — — — —

Auch Paquita hatte, von ihren Arbeiten unten im Schlosse heraufkommend, von Pedro und den anderen Dienern das Vorgefallene gehört.

Sie stand starr vor Entsetzen, dann weinte und schrie sie unter lautem Wehklagen, sie sei kreuzunglücklich, einen so trefflichen Herrn, den sie, seit er in den Windeln gelegen, gekannt habe, zu verlieren. Seine gewöhnliche Grobheit gegen sie hatte sie vergessen und konnte nun nicht genug seine Leutseligkeit preisen.

Dann wurde sie nachdenklich und ging in ihre Kammer. Die Erinnerung an den Liebestrank, den sie Esteban gestern nacht gereicht hatte, fiel der Frau schwer aufs Gewissen.

Sollte Viola? Nein, das arme, harmlose Kind liebte ihn ja. Gift würde sie ihm doch nicht gegeben haben. Und doch, gekränkte Liebe war zu schlimmeren Dingen fähig. Wo war nur das Fläschchen? Da; es standen mit verschnörkelten Buchstaben zwei Worte darauf, die konnte sie nicht lesen, es mochte wohl „Liebestrank" heißen.

Aber was würde Viola zu dieser Schreckenskunde sagen? Das arme Lämmchen würde außer sich sein, denn sie hatte den edlen Don Esteban so heiß geliebt.

Paquita steckte das leere Arzneiglas zu sich und machte sich eilig auf den Weg nach dem Waldhause. Erhitzt und erregt kam sie dort an.

Viola, die mit ungeduldiger Spannung an die Wirkung ihres Tranks dachte, lief der Heranhastenden freudig entgegen. Gewiß gab es schon gute Botschaft.

„Was habt Ihr angerichtet, unglückliches Kind?“ keuchte Paquita. „Welch gräßliches Mittel habt Ihr mir gegeben?“

Viola trat erschrocken zurück. „Was ist geschehen?“ stammelte sie.

„O Kind — armes Kind — faßt Euch. Er ist hin — tot ist er, an Eurem Trank gestorben.“

Viola warf die Arme hinaus, als wolle sie sich an die Frau anklammern, dann brach sie mit einem gellenden Schrei zu den Füßen der Unglücksbotin zusammen. Paquita, von Mitleid ergriffen, schleppte die zarte Gestalt der Regungslosen auf die Hausbank und brachte sie endlich ins Leben zurück.

Thränenlos stöhnte und jammerte das Mädchen, schalt sich selbst mit den härtesten Worten und verlangte endlich hin zu ihm, sie wolle ihren Esteban nur noch einmal sehen. Sie wollte ihm abbitten, was sie gethan — aus Liebe — nur aus Liebe.

Sie sprach so leidenschaftlich und verworren, wehrte sich so wild gegen den Versuch, sie zu halten, daß Paquita ihr endlich mit Kopfschütteln nachgab, und sie, die zu fliegen schien, oft festhaltend, nach dem Schlosse begleitete.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Es lastete ein unheimliches Gefühl der Spannung auf den Gemütern der jungen Lebemänner, die in Zuñigas Wohnzimmer zurückgeblieben waren. Nur Don Silvano da Fuente und Rodrigo de Maqueda waren den Aerzten zu der Leiche gefolgt, getrieben von dem Verlangen nach einem ungewöhnlichen Schauspiele, einer gewaltigen Aufregung.

Vesalius hatte sie nicht gehindert. Mochten sie sehen, daß er ausführte, was sein Recht war.

Die im Wohnzimmer Versammelten fühlten, daß ihr Grauen vor dem schrecklichen Unterfangen, das da drinnen ausgeführt wurde, zu groß sei, um dabei sein zu können.

Raimundo, der eigentlich gerne zugegen gewesen wäre, meinte seiner Betrübnis einen stärkeren Ausdruck zu geben, wenn er das Schreckliche nicht ansehen konnte.

Die Thür zum Schlafzimmer stand angelehnt, und einige Worte, die gewechselt wurden, sowie andere unbestimmte Geräusche drangen halblaut von dort herein. Die Zurückgebliebenen wagten nur, sich flüsternd zu unterhalten.

Alfredo de Donsecar war von seiner Meldung beim Kaiser zurückgekehrt und berichtete: Seine Majestät habe ihn vorgelassen, sei äußerst betroffen gewesen und werde selbst herkommen, um sich von allen näheren Umständen dieses plötzlichen Todesfalles an Ort und Stelle zu überzeugen.

„Eine besondere Gnade und Auszeichnung," hieß es. „Schade, daß der arme Esteban nicht mehr so recht davon profitiert."

„Ich weiß die Ehre zu würdigen, die Seine Majestät meinem hochseligen Vetter anthut," sprach Raimundo, sich in die Brust werfend. „Sie fällt auf mich zurück."

„Ich glaube, da drinnen wird etwas gesägt!" rief Alfredo zusammenschaudernd.

In diesem Augenblicke flog die Stubenthür, von beflissenen Händen geöffnet, weit auf, und der Kaiser, begleitet vom Hofmarschall und Kammerherren vom Dienst, trat herein.

Die jungen Höflinge gaben Raum und standen, sich tief verneigend, zu den Seiten.

„Was ist mit Don Zuñiga geschehen, d'Herbeira?" fragte Karl mit finsterer Miene den sich vordrängenden nächsten Leidtragenden. „Hat er einen Ehrenhandel gehabt?"

„Nichts dergleichen, Eure Majestät. Die Aerzte sind völlig im unklaren. So sehr sogar, daß der zweite Leibarzt, der Niederländer Vesalius, behauptet, zur Sektion der Leiche schreiten zu müssen. Dies Unerhörte geht eben im Nebenzimmer vor sich."

Betroffen wich der Kaiser zurück. Er wurde auffallend blaß. Mit unheimlicher Klarheit trat die Verhandlung in Brüssel, als Zuñiga, um den Bruder Violas zu gewinnen, in leichtfertigen Ausdrücken zugeredet hatte, die Forderung des Gelehrten zu gewähren, in Karls Gedächtnis zurück. Er warf sich in den Lehnstuhl, in welchem Zuñiga die Nacht zugebracht hatte, starrte vor sich hin, seine Umgebung vergessend, und flüsterte: „Armer Esteban!"

Nun war gerade er der erste am Hofe, an dessen eigenem Leibe die unheimliche Erlaubnis zur That wurde. Karl konnte Vesalius nicht hindern. Was er, der Kaiser, verbrieft hatte, stand fest; es mußte das, wogegen sein Empfinden sich empörte, vor sich gehen.

Aber den Vesalius, diesen zähen Rechthaber, wollte er doch sogleich samt der Schwester fortschicken. Es sollte still und glimpflich geschehen, damit das Mädchen keinen Lärm machte. Mochte sie ihren Esteban für tot halten, er mußte es für sie sein; nur kein Aufsehen, er wollte alles daransetzen, Gezischel zu vermeiden.

Da der Kaiser in ein schmerzliches Nachdenken versunken schien, verhielten sich die umherstehenden Höflinge ganz still. Sie hegten die unbestimmte Erwartung, daß noch jetzt etwas gegen die Entweihung der Leiche eines Granden von Kastilien geschehen werde.

Plötzlich tönte ein Schrei aus dem Nebengemache, dem ein wildes Durcheinander von Stimmen folgte.

Man blickte sich entsetzt an. Was war das? Weshalb dieses Angstgeschrei? In derselben Minute stürzten Silvano und Rodrigo mit aufgehobenen Händen und

allen Zeichen des Entsetzens aus dem Schlafzimmer herein. Sie waren so außer sich, daß sie die Gegenwart des Kaisers übersahen und, umringt von ihren Genossen, wild hervorsprudelten:

„Er war — er war — o, der gräßliche Doktor — schnitt ihn auf — o, o schauderhaft!"

Der Kaiser trat heran und verlangte, erschrocken und gespannt, zu hören, was geschehen sei. Vergeblich suchten die vor Grauen Fassungslosen sich zu sammeln, um in geordneter Weise Rede zu stehen.

Da kam auch der alte Marliano aus dem Nebenzimmer hervorgestürzt. Sein weißes Haar schien gesträubt, seine Augen traten aus den Höhlen, und er rief ein Mal über das andere: „Ich wasche meine Hände in Unschuld! — Ich wasche meine Hände in Unschuld!"

Schluckend vor Atemnot, die Hände mechanisch ineinander drehend, begann endlich Marliano auf des Kaisers Drängen zusammenhängend zu erzählen:

„Hab' schon manches Gräßliche gesehen, Majestät, o ja — doch dies — nein — nein, fürchterlich!" Er schüttelte sich. „Also Vesalius öffnet die Brusthöhle, um die edlen Organe nach der Todesursache zu untersuchen, löst hie und da Hindernisse los und kommt ans Herz. Er greift hinein, es herauszunehmen. Wir sehen ihn alle gespannt an. Da wird er bleich, aschfarben. „Das Herz — es pocht!" stöhnt er. In diesem Augenblicke reißt die vermeintliche Leiche weit ihre Augen auf, bäumt sich empor, krampft die Hände zusammen und streckt sich starr in Todesschauern. Don Zuñiga war scheintot — ist nun gemordet — gemordet durch Vesalius!"

Bei dieser fürchterlichen Anklage ging eine Bewegung des Entsetzens durch die Anwesenden.

„Ist er denn nun wirklich tot?" rief Raimundo jammernd.

„Glaubt Ihr," fuhr der Arzt auf, „daß ein Geschöpf leben kann, dem man das Herz herausnimmt?"

Der Kaiser war offenbar tief erschüttert. „Armer Esteban!" murmelte er und sank in den Lehnstuhl zurück.

Marliano schritt zu seinem Gebieter heran und fuhr lebhaft fort: „Eure Majestät werden Abhilfe schaffen. Das Thun und Treiben dieses Niederländers gereicht uns hier in Spanien schon längst zum abscheulichsten Aergernis. Man hält ihn für einen Zauberer und für verbündet mit dem Gottseibeiuns. Die Verwandten Don Zuñigas werden ihn zur Rechenschaft ziehen; jedes Gericht wird ihn verdammen!"

Der Kaiser hob abwehrend die Hand, doch blieb sein Kopf gesenkt.

Auch Raimundo d'Herbeira trat jetzt vor und sprach halb schluchzend von dem unauslöschlichen Schmerz, den solch ein schwerer Verlust dem fühlenden Herzen des nächsten Verwandten verursachte. „Der Hingemordete," fuhr er mit Nachdruck fort, „besitzt weder Eltern noch Geschwister. Von diesem edlen Zweige der Zuñiga war er der letzte Sproß. Ich bin der Hauptleidtragende. Die Ehre unseres Hauses verlangt eine strenge Ahndung des Geschehenen. Ich hoffe, daß Eure Majestät meinen Vorsatz billigen und meine gerechte Forderung unterstützen werden."

Der Kaiser nickte, er war völlig benommen von dem Geschehenen und grübelte über einen inneren Zusammenhang, der ihn selbst anging. „Thut, was Ihr müßt," murmelte er und winkte mit der Hand, als wolle er etwas Lästiges wegschieben.

Raimundo wandte sich nach einer Kniebeugung dem Ausgange zu, als könne er die Zeit nicht abwarten, bis er seine Rache genommen habe.

Vesalius' Erscheinen in der Thür des Nebenzimmers zog aller Augen auf sich, lähmte jede Bewegung und ver-

setzte allen Anwesenden den Atem. Er war bleich, starrte, ohne etwas zu sehen, geradeaus, trug sich aber aufrecht und schritt langsam vorwärts.

Lambert van Goes ging, mit Thränen auf den Wangen, den umflorten Blick zu seinem Meister hinaufgerichtet, in der Haltung und Bewegung, als müsse er jeden Augenblick zuspringen, um einen Wankenden zu stützen, neben ihm her. Alles wich vor den Kommenden zur Seite. Man bekreuzte sich und murmelte Verwünschungen.

Schwer sank Vesalius auf ein Bänkchen im Winkel nieder. „O, unser Wissen ist eitel Stückwerk!" stöhnte er, wie geistesabwesend.

Er saß jetzt da, den Kopf gesenkt, die Hände zwischen den Knieen gefaltet.

Marliano sprach zuerst: „Der Eingriff jenes vermessenen Pfuschers hat meine Hilfe im Krankenzimmer überflüssig gemacht." Er sagte es überhebend und mit einem Blick voll Nichtachtung auf den gebeugten Mann. „Eure Majestät gestatten, daß ich mich zurückziehe?"

Karl fuhr auf. „Ja, geht, geht alle, laßt mich mit Vesalius allein!"

Als die Herren, die den Monarchen herbegleitet hatten, ihren Gebieter fragend ansahen, fuhr der Kaiser fort: „Begebt Euch in das Zimmer eines der anderen Herren, Don Louis Avila, und wartet dort, bis ich Euch rufen lasse."

Es erfolgte ein allgemeiner Aufbruch.

Nur der junge Arzt stand noch neben seinem geliebten Meister, zu dem er sich freundlich hinabneigte, ihn mit besorgten Blicken umfassend.

Der Kaiser schien den Untergeordneten zu übersehen. Mit tiefem Ernst sagte er, sich auf dem Sessel halb umwendend: „Hört mich, Vesalius."

„Kaiserlicher Herr —" Der Unglückliche blickte gleichgültig auf und rührte sich nicht.

„Ihr habt eine schwere Schuld auf Euch geladen."

„Das fühle ich tief."

„Man wird Euch anklagen."

„Ich kann es nicht hindern, kann es jenen Herren kaum verdenken."

„Ich möchte Euch retten, Euch der Wissenschaft erhalten!" rief der junge Fürst warm, da sich wieder jenes Gefühl der Sympathie in ihm regte, das er von jeher für den selbstlosen Forscher empfunden hatte. „Könnt Ihr nichts zu Eurer Entschuldigung anführen?"

„Gar nichts, Majestät. Ich bin, als ich zur Sektion schritt, nicht vorsichtig, nicht genau genug in meinen Untersuchungen gewesen. Das ist ein sträflicher Leichtsinn. So habe ich das Leben eines Mitmenschen vernichtet."

„Und wißt Ihr jetzt, woran Zuñiga starb? Oder vielmehr, was ihn in jenen totenähnlichen Zustand versetzte?"

„Ich weiß es noch immer nicht. Ich stehe vor einem unlösbaren Rätsel."

Karl erhob sich in tiefer Bewegung. Die Wehrlosigkeit, die Selbstanklage des Aermsten ergriff ihn. Er hätte gern einen Grund gefunden, Vesalius zu entlasten.

Während dieser wieder in seine scheinbare Unempfindlichkeit versank, schritt der Kaiser nachsinnend, mit auf den Rücken gelegten Händen im Gemach auf und ab. Tiefes Schweigen herrschte, allein keiner der drei Anwesenden fühlte etwas davon, sie waren alle innerlich zu sehr beschäftigt.

Plötzlich wurde die Thür aufgerissen, und Viola, der Paquita die Thür öffnete, stürzte herein.

Das Mädchen war außer sich, im raschen Lauf hatten sich ihre Zöpfe gelöst. Die Augen des verzweifelten jungen Geschöpfes glühten in einem wilden Feuer, ihre Wangen

brannten, sie schien auf der Grenze des Wahnsinns angekommen zu sein.

So stand sie plötzlich mit weitaufgerissenen Augen Karl gegenüber. Dann brach ein jubelnder Schrei von ihren Lippen, sie umschlang ihn mit der Kraft äußerster Leidenschaft, preßte sich fest an seine Brust und rief atemlos: „Er lebt! — Es war eine Lüge! — Er lebt! O, all ihr Heiligen, habt Dank! Ich habe ihn nicht gemordet!"

„Sie hat den Verstand verloren," rief Paquita. „Toll ist sie geworden aus Kummer! Kind — Viola — höre — laß ab! — es ist ja Seine Majestät der Kaiser!"

Aber Viola hörte nicht. Es gab jetzt nur einen Menschen für sie auf der Welt: ihn, ihn! Sie küßte sein Gewand, sie lallte Schmeichelnamen.

Karl befreite seinen Arm aus ihrer Umschlingung, wies zur Thür und herrschte der Schaffnerin zu: „Hinaus!"

Tief knickfend und den Kopf schüttelnd, verschwand die Frau.

Viola fuhr hastig fort: „Sie sagte, ich habe dich mit meinem Liebestrank vergiftet — getötet, mein Esteban — o, schrecklich, fürchterlich!"

„Mit einem Liebestrank?" fragte Karl, sie von sich schiebend.

„Ja, ich nahm ihn meinem Bruder vorige Nacht, als er schlief, aus seinem Schranke, und Paquita that ihn dir in den Wein, weil du mir gesagt hattest, du liebtest mich nicht mehr. Nun kam eben die Alte gelaufen und schrie, ich habe dich vergiftet, du seiest tot. O, welch ein Glück, daß du lebst!"

Und aufs neue wollte sie ihn umschlingen.

Von diesem Vorgange aus seinem Hinstarren erweckt, hatte Vesalius bis jetzt der Schwester Thun entsetzt angesehen und ihre Worte ohne rechtes Verständnis angehört.

Lambert fühlte sich von namenlosem Jammer erfüllt. Zuerst schwer getroffen vom Unglück seines Freundes, sah er nun sein eigenes Lebensglück zu Grunde gehen. Er begriff, daß Viola liebte und für ihn verloren sei.

„Schwester! — Viola!" rief Vesalius, sprang empor und legte ihr seine Hand schwer auf die Schulter.

„Auch du hier?" fragte sie, wie aus einem Traume emporfahrend. „O, nun ist alles Geheimthun zu Ende, nun magst du es wissen, daß Esteban mein Verlobter ist."

„Du hast mir einen Trank genommen, Viola?" Ihre Beziehungen zu Karl faßte er noch nicht. „Was war das? Wo ist das Fläschchen?" Er rief es streng, mit funkelnden Augen.

„Paquita gab es mir wieder." Viola suchte in ihren Taschen und zog die Phiole hervor.

Vesalius griff hastig danach, er las die Aufschrift: „Laudanum Meconium! Das stärkste Schlafmittel, das ich besitze. Opium in konzentrierter Form, von dem wenige Tropfen genügen, um Schlaf herbeizuführen. Hätte ich es gewußt, wäre Esteban de Zuñiga vielleicht zu retten gewesen."

„Ihr hättet?" rief Karl gespannt.

„Ja, Eis auf den Kopf, starke Reizmittel würden ihn vielleicht dem Leben wiedergegeben, seinen Scheintot besiegt haben."

„Unselige Verkettung!"

Viola strich sich über die Stirn. Was sie hörte, verwirrte sie völlig. Esteban sollte doch tot sein und hier stand er, sie sah, sie hielt, sie fühlte ihn. Wie war das möglich. „Aber Esteban lebt doch!" rief sie.

Vesalius begriff plötzlich alles. „Eure Majestät kennen diese Unglückliche?" fragte er zischend zwischen zornig zusammengebissenen Zähnen hervor.

„Ja. Und mein Kämmerer lieh mir seinen Namen. Er ebnete mir schon in Brüssel die Wege zu ihr."

„Und deshalb — deshalb mußte ich herkommen? Deshalb die Privilegien? Erkauft mit dem Lebensglück meiner Schwester!" Er schlug sich vor die Stirn, er taumelte.

„Ihr — du — Ihr wäret der Kaiser?" rief Viola mit großen, starren Augen, während ihr die Arme am Leibe niederfielen und sie erschrocken zurücktrat. „Aber der Kaiser — Kaiser Karl — der in Brüssel dem Jagdzuge voranritt — er — er sah doch ganz anders aus, als Ihr — Ihr — Esteban?"

„Jener war mein Marschall van Steenwinkel, der den Zug ordnete."

„O, Betrug — Betrug! André hilf mir — schütze mich!" Sie klammerte sich an des Bruders Arm.

Der aber wies sie hart von sich. Er schüttelte sie ab und rief: „Geh — geh — du hast mich zweifach betrogen."

Viola schwankte. Da sprang Lambert herzu und fing die von beiden Männern Verstoßene in seinen Armen auf. Liebte sie ihn auch nicht, so war und blieb sie doch für ihn immer seine holde, kleine Viola.

Ja, das Mitleid, das er für sie empfand, verstärkte noch sein Gefühl. Jetzt konnte er ihr etwas sein, jetzt wies sie ihn nicht von sich; hilflos schmiegte sie sich an seine Brust, während ein Blick der Verzweiflung Karl streifte.

Und nun, gehalten von Lamberts großer, erbarmender Liebe, kamen ihr erlösende Thränen, die unaufhaltsam hervorstürzten. Violas ganzes Sein — künstlich aufgestachelt durch fürchterliche Reizungen — brach jetzt in tiefem Jammer zusammen.

Lambert van Goes vergaß den Bruder über der Schwester. Er fühlte, daß ihres Bleibens hier nicht sei, und daß er

sie nicht verlassen könne. So führte er sie stillschweigend und unaufgehalten hinaus, nach dem stillen Waldhause zurück. —

Kaiser und Arzt blieben allein. Ihre Rechnung miteinander war noch nicht abgeschlossen.

Karl fühlte sich bedrückt, den Kummer des Dulders verdoppelt zu haben. Verdoppelt durch sein Verhältnis zu Viola, das nun vorbei war.

Die Liebelei mit der Schwester des Gelehrten war ihm unter Zuñigas Zureden wie eine sehr berechtigte kleine Zerstreuung erschienen; jetzt plötzlich empfand Karl eine Ahnung von Vesalius' Schmerz und wußte, daß er sich an Bruder und Schwester gleich schwer vergangen habe. Und es erhob sich in seinem Innern die Stimme des Gewissens und sprach für den schwer gekränkten, in Jammer versunkenen Bruder. Aber gab es denn für ihn, den mächtigsten Herrscher der Christenheit, nicht Mittel und Wege, dem Verstrickten herauszuhelfen und nach Möglichkeit Verdorbenes wieder gut zu machen?

Der Kaiser schritt auf den in die schwarze Finsternis seines Kummers Versunkenen zu, der regungslos wie eine Säule dastand und in seinem Innern Schuld und Verhängnis gegeneinander abzuwägen suchte.

„Vesalius," sprach Karl teilnehmend, „laßt den Mut nicht sinken. Ich stehe zu Euch. Ich will Euch helfen."

„Ihr?" rief der Unglückliche mit schmerzlichem Ausdruck und trat zurück.

„Seid nicht schroff, nicht abweisend, hört mich an. Ihr dürft nicht zu Grunde gehen. Ich will alles aufbieten, Euch zu retten. Statt in den Kerker Euch schleppen zu lassen, will ich Euch hier im Schlosse in Haft nehmen, wo Ihr milde behandelt werden sollt. So bald wie möglich könnt Ihr dann mit Eurer Schwester nach den Niederlanden entfliehen. Ich rüste Euch mit Geld

und mit Empfehlungen an die Oberstatthalterin aus, und Ihr kehrt ungekränkt zu Eurem Beruf, zu Euren wissenschaftlichen Arbeiten zurück."

„Geschehenes ist nicht auszulöschen," sprach Vesalius finster.

„Der Hauptschuldige ist durch eine höhere Hand, durch ein Verhängnis seltsamer Art gefällt," rief Karl, „nicht durch Euch; nehmt Euch die Sache nicht zu sehr zu Herzen. Ich vergebe Euch!"

Noch ernster, fast feierlich sprach Vesalius: „Nicht um alle Eure Kronen möchte ich Eure Schuld gegen die meine eintauschen!"

„Doktor!" rief der Kaiser und trat mit dem Fuß auf. Dann schritt er, um sich zu beruhigen, auf und ab und blieb endlich wieder vor dem Vermessenen stehen.

„Selbst eine Majestätsbeleidigung muß ich Euch in dieser Stunde hingehen lassen. Ihr seid unzurechnungsfähig. Hört mich an: Wir werden uns schwerlich in diesem Leben wiedersehen. Ich vernehme vor der Thür schon das Nahen der Gerichtspersonen, die Stimmen der zornigen Angehörigen Zuñigas, die Euch fortführen wollen, einem fürchterlichen Schicksal entgegen. Nur die Nähe meiner geheiligten Person hält sie zurück. Sowie ich, ohne daß Ihr Euch mit mir verständigt, dies Zimmer verlasse, seid Ihr jenen verfallen. Ich biete Euch die eben erwähnte Rettung. Vesalius, nur ein Wort der Versöhnung verlange ich dafür und — und Euer Schweigen."

„Mein Schweigen ist Euch sicher; einen Dankesdienst verlange ich nicht von Euch."

„Und die Aussöhnung?"

„Die holt Euch von Eurem Beichtiger!"

Karl schritt auf die Thür zu und stieß sie auf: „Befehlt mein Gefolge herbei!"

Die Herren standen sogleich bereit.

„Hier ist der Arzt Vesalius, verhaftet ihn und bringt ihn in das Gefängnis des Schlosses; er ist mein Leibarzt und bleibt hier."

„Ich fordere die Untersuchung meines Falles von seiten des zuständigen Gerichtes," sprach Vesalius, sich hoch aufrichtend. „Ich muß verlangen, daß ich mich vor ihm von der schändlichen Beschuldigung, Teufelswerk getrieben zu haben, reinigen kann."

Er wurde abgeführt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Infantin Katharina sollte auf Marlianos Verordnung heute nicht an der Hoftafel speisen. Sie war noch leidend und bedurfte der Ruhe. Ihr gewährte dies Verbot eine große Erleichterung. Sie fühlte sich von dem plötzlichen Tode ihres Bedrängers so erschüttert und bewegt, daß sie froh war, des förmlichen Zeremoniells überhoben zu werden.

Nun hatte sie in ihrem Zimmer mit der Oberhofmeisterin und dem Fräulein vom Dienst zu Mittag gegessen. Ihre Erkrankung diente ihr auch jetzt zur Entschuldigung, daß sie kaum etwas genießen konnte. Erfreut atmete sie auf, als nach der Tafel die Abwechslung im Dienst kam und ihre treue Uraca de Mendoza bei ihr eintrat. Aber wie sah die leichtherzige Uraca aus, blaß, ergriffen, mit Thränen kämpfend!

„Was fehlt Euch, mein Liebling?" rief Katharina, als sie miteinander allein waren.

Das Fräulein warf sich der Gebieterin zu Füßen, beugte die Stirn auf der Prinzessin Kniee und flüsterte: „O, geliebte Herrin, macht Euch auf eine furchbare Kunde gefaßt!"

„Was giebt's? Was ist geschehen?" Der erste Ge-

danke, der Katharina durchzuckte, war: Sollte Zuñiga nicht tot sein?

Aber Uraca ahnte ja nicht, was dieser Todesfall ihr bedeutete. Das junge Hoffräulein rang nach Worten. Sie hatte längst erkannt, welche an Schwärmerei grenzende Verehrung die Prinzessin für den gelehrten Niederländer besaß, und daß alles, was ihn betraf, für sie einen Wert, ein Gewicht hatte, wie nichts anderes. Wie sollte sie ihr nun das schreckliche Geschick des Unglücklichen mitteilen, von dem eben die Kunde den Palast durcheilte, alle Gemüter mit Schrecken erfüllte und mit einem lebhaften Für oder Wider in Aufregung versetzte? Leider überwog das Wider, denn der Fremde und seine verdächtigen Neuerungen im Hospital wurden mit scheelen Blicken angesehen.

„Es hat sich für Don Vesalius etwas sehr — sehr Schmerzliches, sehr Trauriges ereignet."

Der Infantin Pulse stockten. „Für — für Vesalius?" stammelte sie.

Tief bewegt in der Seele der Herrin, die sie liebte, begann nun Uraca ihren Bericht, der die Infantin furchtbar erschütterte und in die höchste Aufregung versetzte.

Uraca verließ ihre Herrin von nun an kaum mehr. Die arme Prinzessin verlebte ihre Nächte schlaflos und in fürchterlicher Angst um ihn, ihren Freund, den Edelsten und Herrlichsten, den sie kannte, der, davon war sie überzeugt, sich in größter Lebensgefahr befand.

Marliano schüttelte den Kopf über den Zustand von Aufregung, in dem er sie noch immer sah. Aber woher sollte sie Ruhe, Frieden, Genesung nehmen, während die aufreibende Sorge um den teuren Mann auf ihrer Seele lastete? Sie zermarterte sich mit Gedanken und Plänen, wie ihm zu helfen sein möge.

Ihr Bruder, der Kaiser, war ihm geneigt. Das er-

hellte aus seinem Vorschlage, den Unglücklichen hier im Schlosse zu behalten, seine schützende Hand über ihn zu breiten. Allein, wenn es zum Aergsten kommen sollte, schien ihr dies nicht genug. Sie mußte mit Karl sprechen, mußte ihn beschwören, Vesalius zu retten.

Zu all diesem Bangen um den Eingekerkerten kam noch eine neue Sorge, die sich auf ihr eigenes Lebensschicksal, ihre beabsichtigte Vermählung bezog. Der Besuch König Johanns III. von Portugal stand in nächster Zeit bevor, und nicht allein Katharina, nein, der ganze Hof wußte, daß er als ein Werbender mit der Zusage des Kaisers und dem selbstverständlichen Jawort der Infantin nach Valladolid komme.

Sie sollte sich also in einer Zeit diesem ihr Unbekannten vermählen, in der ihre Seele erfüllt war von Angst um den von ihr heißgeliebten, in seinem ganzen Werte verstandenen Mann, der vielleicht die Qualen der Folter erlitt und dessen Leben bedroht war.

Von Dom Johann wußte Katharina wenig. Sein Bild, das der Kaiser ihr gegeben hatte, glich seiner Schwester, ihrer Schwägerin, der jungen Kaiserin Isabel. Er schien ein zierlicher junger Mann zu sein, mit feinem, blassem Gesichte und ernsten Augen, in denen Katharina einen Ausdruck von Schwärmerei und mehr Wärme zu finden meinte, als in Isabels Augen oder Wesen lag.

Daß der junge König sich in Katharinas Bild verliebt habe, auf alle Bedingungen des Kaisers eingehe und mit Ungeduld den Zeitpunkt erwarte, an dem es ihm vergönnt sein werde, in Valladolid zu erscheinen, wußte die Infantin.

Dom Johann hielt sich schon seit einiger Zeit in Spanien auf. Er war mit einem großen Gefolge bis auf wenig Stunden herangekommen, sandte täglich Boten herüber und wartete nur auf die Bestimmung des Kaisers,

der, wie es bei allen wichtigen Entscheidungen seine Art war, zögerte und die Politik der freien Hand liebte. Nun ließ sich aber des Königs Besuch schwerlich noch länger hinausschieben.

— — — — — — — — — — — —

Kaiser Karl saß an seinem Schreibtische und versuchte, Geschäfte zu erledigen. Allein er war so schweren Sinnes, daß er nicht begriff, was er las, und seine ganze Seele von anderen Gedanken eingenommen fühlte.

Soeben hatte er die Gewißheit erhalten, daß André Vesalius, wie nicht anders zu erwarten gewesen war, von den Richtern zum Tode verurteilt worden sei. Das Urteil harrte jetzt nur noch der Bestätigung durch den Kaiser. Trotz der Schroffheit, die der unglückliche Gelehrte ihm gegenüber bewiesen hatte, mußte Karl ihn hochachten; dieser Mann durfte nicht auf eine so furchtbare Art enden. Karl wußte ja am besten, daß Zuñiga nicht durch Zauberei und Teufelswerk, wie Vesalius' Feinde behaupteten, in jenen totenähnlichen Zustand versetzt worden war. Er wußte, daß ihm selber gegolten habe, was jenem infolge des den Kaiser deckenden Betrugs zu teil geworden war.

Wie aus den Akten hervorging, schwieg Vesalius beharrlich, wenn man ihn nach der Ursache des Zustandes fragte, in dem Zuñiga von beiden Aerzten für tot erklärt worden war. Und so war er als ein Verstockter, der ein offenes Geständnis seiner Schandthat verweigerte, als ein Unbußfertiger verurteilt worden.

„Nein — nein — nein!" Karl sprang auf und schritt erregt im Gemach hin und her.

Die lastende Mißstimmung, die ihn verfolgte, hatte ihn bis jetzt gehindert, seine Einwilligung zum Einzuge König Johanns in Valladolid und somit zu den Verlobungs- und Hochzeitsfeierlichkeiten mit Katharina zu geben, die sich rasch folgen sollten.

Er suchte sich zu sammeln, besann sich, was heute zu erledigen sei, und klingelte. Da trat sein Kammerherr herein und meldete, die Infantin Doña Katharina bitte um die Gunst einer Unterredung.

Karl gewährte. Was mochte sie wollen? Galt es die Aenderung eines Zeremoniells bei ihrer Vermählungsfeier, worüber der Oberhofmarschall ihr heute Vortrag halten sollte?

Katharina trat ein. Sie erschien noch hoheitsvoller als sonst, man konnte ihr ansehen, daß sie sich mit der ganzen Kraft ihres Wesens zu beherrschen suchte. Ihr Gesicht war bleich, offenbar hatte sie gelitten; manchmal lief ein leises Zucken durch ihre Züge. In ihren großen dunklen Augen flammte verhaltene Leidenschaft.

Sie verneigte sich tief und sprach: „Mich erreicht soeben eine schmerzliche Kunde. Das Gericht hat Euren Leibarzt, Don André Vesalius, zum Tode — zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Ist es möglich — ist es denkbar, daß Eure Majestät dies Fürchterliche, diese haarsträubende Ungerechtigkeit zulassen werden?"

Karl wendete sich halb ab, stützte sich mit einer Hand auf den Schreibtisch und schwieg. Was sollte er erwidern?

Die Prinzessin fuhr hastig fort: „Jener ausgezeichnete Mann kommt nach Spanien infolge eines kaiserlichen Zugeständnisses, das seiner Wissenschaft nützen kann. Nachdem beide Aerzte, auch Marliano vor mir, vor meinen Frauen, den Tod des Kammerherrn de Zuñiga als unzweifelhaft festgestellt haben, macht Vesalius von seiner kaiserlichen Erlaubnis Gebrauch. Ein Unglück geschieht, etwas Unerwartetes, Unvorhergesehenes, und jetzt soll der große Forscher, auf den die Augen der ganzen gelehrten Welt gerichtet sind, für jenes unverschuldete Unglück schimpflich sterben? Eine Schmach würde dieser Tod auf meinen

Bruder, auf die Regierung Eurer Majestät werfen, die ich nicht dulden will, die durchaus abgewendet werden muß!"

Sie hatte so hastig gesprochen, daß sie nun tiefatmend schwieg und sich Kühlung zufächelte.

„Ich habe mir dies alles selbst gesagt, Infantin," hob Karl unsicher an.

„Es kann, es darf nicht sein. Ihr seid doch der Herr, mein Bruder, Ihr habt zu gebieten!"

„Die allgemeine Stimme fordert den Tod des unvorsichtigen Arztes; der gesamte Adel wird mir grollen, wenn Zuñiga nicht gerächt wird. Ich kann Vesalius nicht begnadigen!"

„Sein unschuldiges Blut komme über Euch!" rief Katharina außer sich, wandte sich kurz, um sich nicht noch weiter hinreißen zu lassen, und eilte hinaus.

Karl blieb erschüttert zurück. Die Schwester hatte ihm nichts gesagt, was er nicht längst selbst gedacht und empfunden gehabt hätte. Ja, es war so. Vesalius' Tod würde Schmach auf ihn wälzen und größere Schmach als die äußerliche. Sein Gewissen würde schwerer belastet werden, als sein Ruf. Was sollte er thun? Er rang mit sich in heißem Kampf. Endlich ließ er den Präsidenten des Gerichts zu sich kommen und verhandelte lange mit ihm. Am nächsten Tage wurde der Spruch gegen den niederländischen Arzt verkündet. Er lautete:

„André Vesalius hat zur Sühne der von ihm durch Unvorsichtigkeit begangenen Tötung eine Bußfahrt nach Palästina und zum heiligen Grabe anzutreten und darf sich nie wieder in den Landen Kaiser Karls V. betreten lassen. Um solches zu bekräftigen, hat er acht Tage nach dieser Urteilsverkündigung einen angesehenen und vermögenden Bürgen zu stellen, der mit Gut und Blut für ihn haftet. In weiteren acht Tagen muß er Spanien

verlassen haben. Erfüllt er diese Bedingung nicht, so ist er der Hinrichtung durch den Strang verfallen."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Als Katharina die Aenderung des Urteils erfuhr, atmete sie auf und dankte ihrem Bruder im stillen.

Die Infantin bezweifelte in ihrem begeisterungsfähigen Gemüte keinen Augenblick, daß sich Bürgen genug für Vesalius finden würden, und daß sie jetzt seinetwegen außer Sorge sein dürfe. Stündlich forderte sie Auskunft über den Stand der Angelegenheit und wallte auf in Zorn und Schmerz, wenn ein „Es hat sich noch niemand gemeldet" zur Antwort erfolgte.

Diese Thatsache stand allerdings fest. Die Lehrer der Universität, der Vesalius die kühne Neuerung gebracht hatte, freuten sich heimlich, den Fremdling, der sie zu überflügeln drohte, los zu werden. Wie hätte einer von diesen selbstgewissen Männern Gut und Blut für den Lästigen wagen sollen?

Der arme Lambert, der gern für den geliebten Meister sein Blut verspritzt hätte, besaß an irdischen Gütern gar nichts. Er lebte still im Waldhause neben Viola, beide in gleichem Schmerz und gleicher Sorge, die Lambert dem Mädchen nach Kräften zu mildern trachtete. Geneigt zu helfen wären vielleicht manche von Vesalius' Schülern gewesen, allein auch sie standen abhängig oder mittellos da. Von den Großen, den Würdenträgern und Hofherren, fast alle reich begütert, gönnte jeder dem Vermessenen, der es gewagt hatte, Hand an einen Granden zu legen, jede Demütigung und die härteste Strafe.

Katharinas Angst um den Freund wurde durch ihre eigene Schicksalswendung, die jetzt nahe an sie herantrat, wenn nicht gemildert, doch in manchen Stunden abgelenkt. —

Nach der neuen Urteilsverkündigung hatte der Kaiser sogleich seine lang erwartete Einladung an Johann von Portugal erlassen, und nun kam der Tag, an dem die Einholung und der feierliche Einzug des jungen Königs stattfand. Im Saale der Kaiserin — nicht in dem großen Thronsaale — war das Empfangszeremoniell vorbereitet, das zugleich die Verlobung und beiderseitige Unterschreibung der Ehepakten in sich schloß.

Unter einer Draperie von rotem Sammet saßen Kaiser und Kaiserin in großem Pomp auf vergoldeten Stühlen, umgeben von ihrem Hofstaat. An der anderen schmalen Seite des langen Gemachs stand eine mit grüner Decke belegte Tafel, auf der die zu unterzeichnenden Papiere samt mächtigem silbernen Tintenfaß und geschnittenen Federn bereit lagen. Der Großkanzler, Mercutino di Gattinara, sämtliche Räte der Krone und Großwürdenträger aus den angrenzenden Provinzen standen um diesen Tisch versammelt. Die im Vorgemach befindliche kaiserliche Kapelle spielte feierliche Weisen. Alles harrte wohl vorbereitet des eben in den Hof Einreitenden, der, von Marschällen und Granden geleitet, gleich darauf zum Saale emporstieg.

Die Infantin Katharina war noch nicht anwesend. Jetzt wurden die Flügelthüren weit aufgethan, und König Johann betrat mit stattlichem Gefolge den Saal. Er war ein mittelgroßer, feingebauter Mann mit ansprechenden Gesichtszügen, in Atlas und Sammet gekleidet. Auf seiner Schulter hing ein mit Zobel besetztes mattblaues Mäntelchen. Obgleich er genau wußte, daß die Infantin nicht anwesend sein werde, durchflogen doch seine Blicke suchend den Raum. Brannte er doch vor Verlangen, sie endlich zu sehen, sie, die ihm so lange vorenthalten worden war.

Als er sich den Stühlen des Kaiserpaares näherte, er-

hoben sich beide, gingen ihm zwei Schritte entgegen und umarmten ihn. Man stand, Begrüßungsworte tauschend, wenige Minuten bei einander, dann nahm der junge König auf einem dritten gleichen Stuhl neben seiner Schwester, der Kaiserin, Platz.

Da es nicht scheinen durfte, als habe die Prinzessin auf ihren Bewerber gewartet, verging einige Zeit, die mit Musik und dann und wann gewechselter Rede ausgefüllt wurde, bis Fanfarengeschmetter das Nahen des Zuges der Infantin ankündigte. Mit heißer Ungeduld waren die Augen Dom Johanns auf die Eingangsthür gerichtet. Und er sollte nicht enttäuscht werden.

Katharinas Erscheinung war herrlich. Sie blieb auch heute ihrer Neigung für die gelbe Farbe treu. In maisgelben Atlas mit Goldbrokat gekleidet, ein goldenes Diadem mit Topasen im dunklen Haar, von weißen Spitzen umwallt, trat sie, begleitet von Damen und Kavalieren, ein und war vielleicht nie schöner gewesen, als in diesem bangen Augenblicke.

Der Kaiser erhob sich, ging seiner Schwester entgegen und führte sie dem Könige zu, der seinerseits aufgesprungen war und fast ebenso früh vor der Infantin stand, wie ihr Bruder. Und nun tauschten die beiden Menschen, die bereits unwiderruflich aneinander gebunden waren, die den Lebensweg und einen Thron teilen sollten, den ersten Blick miteinander aus.

Katharinas Herz erbebte in scheuer Frage: Konnte sie vertrauen, konnte sie ihm ohne Widerwillen angehören?

Sie sah in freundliche Mienen und in ein sehnsüchtig werbendes Augenpaar. Ein Zug von Weiche, Hingabe und Schwärmerei verschönte das Gesicht des jungen Mannes, und mit aufquellendem Dankgefühl, die ernsten Züge durch ein unwillkürliches Lächeln erhellt, legte Katharina ihre von Karl ergriffene Rechte in die König Johanns,

der ein paarmal, begeistert von ihrer Erscheinung, die alle seine Erwartungen übertraf, die Lippen auf ihre Hand drückte.

Alle kehrten unter den Baldachin zurück, und Katharina nahm den vierten Stuhl an König Johanns Seite ein.

„Dürfte ich hoffen, teuerste Infantin," flüsterte er ihr zu, „daß mein Kommen und Werben Euch nicht unlieb ist?"

Katharina blickte ihn freundlich an, sie neigte das Haupt, eines Wortes war sie in diesem Augenblicke nicht mächtig.

Die Musik schwieg, und der Großkanzler Gattinara mit den Räten und hohen Standespersonen trat bis über die Mitte des Saales vor. Er ließ sich ein Dokument reichen und begann es vorzulesen. Es enthielt das Heiratsprojekt in weitläufig förmlicher Darlegung, bis zur Angabe aller Vorteile, Bedingungen und Voraussichten.

Dieser Vortrag in seinem eintönigen, unverständlichen Geschäftsstil fesselte die beiden Nächstbeteiligten sehr wenig. König Johann, genugsam damit bekannt, dachte nur an sie, die Schöne, Hoheitsvolle, die er damit gewann. Er fühlte ihre Nähe in allen Nerven, seine Augen konnten ihre Erscheinung umfassen, und das Glück, sie in wenigen Tagen für immer sein nennen zu sollen, überwältigte ihn fast.

Anders stand es mit Katharina. Sie fühlte und wußte, daß dieser weiche, verliebte Mann keine Aehnlichkeit mit ihrem Ideal habe. Daß ein Hinaufblicken, Verehren, Anlehnen für sie niemals möglich sein werde. Allein ganz trübe und dunkel erschien ihr die Zukunft an seiner Seite doch nicht. Eine Hoffnung auf das höchste irdische Glück, das es für sie geben konnte, hatte sie nie hegen dürfen. Das ihr nun wirklich Gebotene hätte schlimmer ausfallen können, und in diesem Gedanken lag

ein gewisser Trost. So wollte sie denn mit dem Mute, der ihrer Natur innewohnte, dieser Verbindung entgegengehen. Sie wußte, daß sie alles können, alles gefaßt ertragen werde, wenn sie nur ruhig über ihres Freundes Geschick sein dürfe. Aber er mußte erst in Sicherheit sein!

Gattinara hatte seinen Vortrag beendet. Er kehrte nach tiefen Verneigungen vor den Fürstlichkeiten mit seinen Begleitern zu dem grünen Tische zurück. Gleich darauf erhob sich der Kaiser, reichte seiner Gemahlin die Fingerspitzen, König Johann führte seine Verlobte, das Gefolge schloß sich dem Range nach an, und so durchmaß man die Länge des Saales.

Die bindenden Unterschriften der Verlobten, bestätigt vom kaiserlichen Paare und von den dazu berufenen höchsten Anwesenden als Zeugen, erfolgte, und die Feierlichkeit war beendet.

Eine Hoftafel war bereit, der sich andere Festlichkeiten anschlossen.

Drei Tage sollten verstreichen zwischen König Johanns Ankunft und der Hochzeitsfeier. Drei Tage, die zu Katharinas Schrecken vollauf mit Turnieren, in denen der Kaiser sich stets auszeichnete, mit einer großen Cour, feierlichen Aufzügen und förmlichen Gastereien ausgefüllt waren. Von einem ging es zum anderen. Nie war das Brautpaar allein, nie fand es Gelegenheit, sich ungehört und ungestört zu unterhalten, und Katharinen brannte doch ein Verlangen, ein Wollen auf der Seele, das ausgesprochen werden mußte. Sie dachte einen Liebesdienst von Johann zu erflehen, eine Entscheidung über seinen Edelsinn, wie sie meinte. Er sollte eine Probe bestehen, die sie glaubte von ihm fordern zu dürfen.

— — — — — — — — — — — —

Das Schicksal des gefangenen André Vesalius hatte sich noch immer nicht günstig entschieden. Kein Bürge,

daß er sicher das Land verlasse und nie zurückkehre, wollte sich für ihn finden. Es war schändlich, es war unglaublich! Am zweiten Tage nach der anberaumten Vermählungsfeier würde die ihm gesteckte Frist ablaufen.

Als der Tag vor Katharinas Hochzeit anbrach, sagte sie sich unter tödlicher Angst, daß sie handeln müsse. Wenn es ihr nur gelang, des Kaisers Ohr zu erreichen, wenn sie ihm nur ungehört einige Worte zuflüstern konnte!

Es glückte Katharinen, als man an diesem Morgen aus der Schloßkapelle von einer feierlichen Frühmesse kam, während Johann wenige Minuten an der Kaiserin Seite ging, neben Karl zu gelangen.

„Denkt Ihr nicht an Vesalius, mein Bruder?“ flüsterte sie in heißer Angst. „Uebermorgen läuft seine Frist ab.“

Der Kaiser zuckte unmutig die Schultern und meinte: „Ich that, was ich konnte. Warum hat er keine Freunde?“

Die Infantin begann aufs neue: „Ich habe eine Bitte an Eure Majestät. Gewährt mir heute eine Aussprache unter vier Augen mit meinem Verlobten.“

„Es ist gegen die Etikette, Prinzessin.“

„Ich weiß; aber Eure Majestät können es ermöglichen.“

Es lag solch eine Dringlichkeit in ihrem Ton, daß Karl sie erstaunt ansah. Es zuckte in ihren Mienen, und Thränen des Zorns standen in ihren blitzenden Augen. Er war nicht unvorbereitet darauf, daß die leidenschaftliche Schwester bei dem Anlaß ihrer Vermählung irgend etwas thun könne, was mit den Forderungen der strengen Form nicht in Einklang zu bringen sein würde. Sie hatte sich bis jetzt tadellos benommen. Was wollte sie nun?

Sie drängte sich noch dichter an ihn und raunte ihm mit bebenden Lippen zu: „Glück und Leben hängen davon ab!“

„Laßt Euch um zehn Uhr, vor dem Ringstechen, bei

mir melden; ich werde auch den König auffordern. Ihr könnt für eine Viertelstunde zusammen in mein Kabinett treten."

„Dank! Tausend Dank!"

Katharina benachrichtigte die Oberhofmeisterin, daß Seine Majestät sie zu sich befohlen habe, und rechtzeitig war sie mit ihrem Gefolge im Vorgemach des Kaisers. Dom Johanns Begleitung befand sich schon zur Stelle; er war also bereitwillig und voll Ungeduld, ihrem Wunsche zu entsprechen, herbeigeeilt.

Beide Männer kamen der eintretenden Infantin entgegen, und Karl sagte: „Die Zeit ist kurz gemessen. Führt Eure Verlobte dort hinein, mein König. Ist die bewilligte Viertelstunde abgelaufen, werde ich Euch benachrichtigen."

Nun saßen sich Katharina und Johann endlich allein gegenüber. Mit der Hast einer lange schon andauernden Spannung begann die Prinzessin, fest in sein voll Erregung auf sie gerichtetes Auge sehend.

„Ich komme, Euch um eine Morgengabe zu bitten, mein Fürst, von deren Bewilligung viel für mich, für unser Glück abhängt."

„Fordert, Katharina! Alles, was mein ist, lege ich Euch mit Freuden zu Füßen!"

Mit fliegenden Worten erzählte die Infantin das Schicksal des unglücklichen Gelehrten. „Eine Schande ist's für die Männer dieses Landes," rief sie leidenschaftlich, „daß sich unter ihnen nicht einer gefunden hat, der für den edlen Dulder mit Gut und Blut eintreten will. Auf das Gewissen meines Bruders und mein eigenes würde der schmähliche Tod dieses berühmten Forschers fallen, der nichts verschuldete, als daß sein Wissen und Erkennen nicht weiter reichte, als das des ersten Leibarztes Marliano!"

„Mir scheint, Ihr habt recht. Aber was soll ich thun?"

„Seid Ihr nicht ein Mann, Dom Johann? Habt Ihr nicht Gut und Blut? Wohlan, beschämt diese engherzigen Spanier! Seid Ihr, König Johann von Portugal, Vesalius' Bürge, auf daß er frei hinausziehen kann, frei von Kerker und Schmach!"

Das Unerhörte, Außerordentliche dieses Begehrens überwältigte ihn für einen Augenblick. Welch seltsame Zumutung! Er blickte die heiß erglühende Infantin fassungslos an. Aber wie schön sie war, ja und wie edel, mit einer so guten That ihre junge Ehe beginnen zu wollen. Gewiß, er mußte ihr willfahren. Wie durfte er ihr diese erste Bitte abschlagen? Sie würde doch auch wissen, was hier als möglich und schicklich galt.

Katharinen schien es, als hänge ihr ganzes Sein am Haar über einem Abgrunde. Atemlos starrte sie ihn, den Zaudernden, an.

Mit einem verlegenen Lächeln, das ihn etwas einfältig erscheinen ließ, begann er endlich: „Ich muß Euch sehr bewundern, Prinzessin. Ja, laßt mich an Eurer guten That teilnehmen. Sie wird unserer Ehe Segen bringen. Ich will —"

Katharina erkennend, daß er einwillige, fuhr mit einem Freudenschrei empor. Johann erhob sich erstaunt; da warf sie ihm beide Arme um den Hals und küßte ihn, küßte ihn, nicht wie eine Geliebte, nein, wie eine Gerettete.

Er aber, überwältigt von ihrem Freudensturm, sank an ihr nieder, umfaßte ihre Kniee und stammelte zu ihr auf: „Ich bete Euch an!"

In diesem Augenblicke trat der Kaiser mit seiner Mahnung herein. Er störte die beiden in ihrer gehobenen Stimmung, die sie nicht an Zeit und Ort denken ließ und mit reiner Wonne erfüllte.

Katharinen gelang es, im Hinausgehen ihrem Verlobten noch einige Winke zuzuflüstern, wie er ihren soeben gemeinsam gefaßten Vorsatz ausführen solle. Er war ganz Hingabe an ihren Willen und nickte verständnisvoll.

Förmlichkeiten und Feste füllten den heutigen und den morgenden Tag, an dem die feierliche Zeremonie der Vermählung Katharinas mit dem König Johann in der prächtig ausgeschmückten Kathedrale stattfand. Die Braut wandelte wie in einem Traume. Sie gewahrte nichts von allem Schmuck und aller Pracht um sie her. Was kümmerte es sie, daß in verschwenderisch seltsamen Formen Silber und Bronze ringsumher erglänzten! Daß poesievolle Gestalten der Kunst den hehren Raum schmückten!

Musik und Gesang brausten feierlich daher, eine prächtige Gesellschaft, der Hof, die Großwürdenträger und der umwohnende Adel füllten die Kirche, während außen das Volk ehrfurchtsvoll leise hin und her wogte und flüsterte.

Katharina sah und fühlte nichts von alledem, sie hielt den Blick auf eine mild herablächelnde Madonna gerichtet und betete still: „Maria, hohe Vermittlerin bei Gott, Vertraute meines Geheimnisses, wunderthätige Helferin in aller Not, wende mein Schicksal, wie du willst, aber beschütze mein Vorhaben, daß es mir gelingt, ihn zu retten, ihn, der tausendmal mehr wert ist, als ich!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Als man Vesalius vor mehreren Wochen ins Gefängnis führte, war ihm anfänglich die Einsamkeit so erwünscht und notwendig erschienen, daß er für die weitere Entwickelung seines Geschickes kaum einen Gedanken übrig gehabt hatte. Welche Erlebnisse, welche Erfahrungen waren

in den letzten Tagen über ihn dahingebraust! Was war ihm alles zerstört und genommen worden!

Der Kaiser, sein gnädiger Herr, den er der Wissenschaft zugeneigt und für seine Forschungen interessiert gehalten, hatte ihm nur das ersehnte Privilegium gegeben, ihn hierher gezogen, um unter Lug und Trug seine unschuldige Schwester bethören zu können. Welche Falschheit und Leichtfertigkeit von ihm, dem Hochverehrten! Welche Selbstsucht und endlich welche kühle Gleichgültigkeit gegen das Bleibende: die Errungenschaften ernsten Forschens! Und welche demütigende Nichtachtung für ihn, den Forscher!

Nein, er wollte von diesem Manne keine Gnade! Er hatte recht gethan, alle Vorteile, alle glimpfliche Beurteilung seiner That, die Karl ihm im Bewußtsein der eigenen Schuld angedeihen lassen wollte, abzulehnen. Wenn ihm hier auch eine allzu harte Strafe zugemessen werden sollte, der ewige, klarsehende Richter über den Sternen würde die Schuld des großen Herrn und seine eigene gerechter abwägen. Den elenden Vermittler Zuñiga hatte ja hier schon durch Gottes wunderbare Fügung getroffen, was der Schurke reichlich verdiente. So grollte und haderte Vesalius in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft.

Dann kamen die peinlichen Verhöre vor dem Tribunal, die unsinnige, verletzende Beschuldigung, unter Teufelsbeistand Zuñiga betäubt zu haben. Konnte er die Wahrheit gestehen, ohne all den Jammer ans Licht zu zerren, der an seiner Seele fraß? Nein — lieber schweigen und Körperqualen leiden! Darauf wurde ihm als einem halsstarrigen Sünder und Verbrecher das Urteil gesprochen.

Plötzlich wieder wurde er zu seiner Ueberraschung noch einmal vor das finstere Gericht geladen.

Man eröffnete ihm, daß seine Unschuld an dem Scheintode des Kammerherrn bewiesen sei, und teilte ihm ein neues Erkenntnis mit.

Erstaunt und verwirrt kehrte Vesalius in seinen Kerker zurück: Bußfahrt auf Bürgschaft! Hatte sich doch der Kaiser ins Mittel gelegt?

Zum erstenmal kam wieder ein Aufatmen in Vesalius' Gemüt, und danach erfolgten in seiner weicher werdenden Seele Einkehr und Selbstprüfung. Mit der ganzen Schärfe seines Verstandes begann er sein Leben und sein Thun zu durchdenken und vor seinem inneren Auge vorübergehen zu lassen. War denn er ohne Fehl, daß er es wagen durfte, alle anderen zu verdammen? Wurde sein Zorn nicht durch gekränkte Eitelkeit erregt, weil er die Berufung einer hübschen Schwester und nicht den eigenen Leistungen verdankte?

Seine Feinde hatten recht, wenn sie ihn des wissenschaftlichen Hochmuts beschuldigten. Ja, er meinte, alle Geheimnisse der Natur ergründen zu können. Er hatte nicht rechts noch links gesehen in seinem Eifer. Etwas wie Selbstbeschränkung oder Bescheidenheit war ihm nie in den Sinn gekommen. Sollte er dabei andere Pflichten, menschliche, persönliche Aufgaben übersehen haben?

Viola! sie — sie; konnte vielleicht auch sie sich über ihn beklagen? Hatte er ihr alles gegeben, was sie von ihm fordern durfte?

Er versank immer mehr in sein qualvolles Grübeln.

Ja, Obdach und Nahrung hatte sie von ihm empfangen. In jeder äußeren Gefahr würde er sie beschützt haben, aber wieviel blieb daneben noch übrig, worin sie zu kurz gekommen war! Jung, liebebedürftig, lebensvoll und — einsam wie eine Gefangene gehalten, weil es ihm so am bequemsten gewesen war.

Er sah jetzt all sein Unrecht, sein Versäumen ein und schlug sich, in zorniger Aufwallung gegen sich selbst, vor die Stirn.

Und dann: wie zerstreut, wie abgezogen durch die neu

erwachenden Gedanken an Katharina war er an die Sektion des Kämmerers gegangen! Was durfte es ihn kümmern, ob Marliano den Mann für tot erklärte oder nicht. Er hatte bis dahin sein Wissen immer über das des Alten gestellt, und nun war eine oberflächlich ausgeführte Untersuchung ihm als ausreichend erschienen. Ja, auch hier konnte er sich nicht vor sich selbst rechtfertigen, auf ihn fiel eine schwere Schuld.

Je mehr Vesalius bei der großen Einkehr und Abrechnung, die er hielt, das Facit zu seinen Ungunsten zog, je stiller und ergebener wurde sein empörtes Gemüt. Er litt eine harte Strafe, aber er hatte Strafe verdient. Es sollte ihm ein Trost, eine Genugthuung sein, sich am Grabe des Erlösers zu demütigen und dort zu büßen.

Aber würde er je dahin gelangen? Die Tage gingen hin, und der vom Gericht geforderte Bürge fand sich nicht. Vesalius überdachte seine Beziehungen im Leben. Um Freundschaft hatte er sich nie beworben, Freundschaft keinem bewiesen. Lambert vielleicht, doch der war mittellos. Sich selbst war er stets genug gewesen, jetzt ließ ihn die Außenwelt im Stich.

Die Zeit verfloß, die ihm gesteckte Frist lief ab.

Glockengeläute und Freudengeschrei drangen bis in seine Gruft und bewiesen ihm, daß etwas Außerordentliches da oben, in der von frohem Treiben bewegten Außenwelt geschehe.

Der Kerkermeister berichtete ungefragt, daß die Hochzeit der Infantin Katharina mit dem Könige von Portugal festlich begangen werde.

Katharina vermählt! Und übermorgen wurde er gehängt! Eine Welt von Erinnerungen stieg in dem Einsamen, dem Verlassenen empor.

Von jenem Morgen an, wo er sich im Nebelgrauen die Köpfe der Elenden, denen er jetzt nachfolgen sollte,

vom Richtplatz in Brüssel gestohlen, wo er Katharina — sie ihn — zuerst gesehen, bis zu dem elenden Heute gingen Bilder auf Bilder an seinem inneren Auge vorüber.

— — — — — — — — — — — —

Die kirchliche Feier der Vermählung war beendet, als die Beisitzer des Gerichtshofes auf ergangene Weisung sich in dem großen Saale versammelten, der ihren Zwecken diente.

Zwei runde, schwarze Marmorsäulen trugen die Deckenwölbung. Kleine, hochangebrachte Fenster, mit grünlichem Glase versehen, schufen eine fahle Dämmerung. Die Mittelwand schmückte auf grell himmelblauem Grunde ein gewaltiges schwarzes Holzkruzifix mit der lebensgroßen und lebensvoll gefärbten Gestalt des Erlösers. Nicht weit hiervon war der schwarz verhängte Gerichtstisch aufgestellt. Drei Kerzen brannten auf demselben, zwischen denen Totenköpfe lagen. Die Stühle der Richter standen bereit.

Allein heute hatte man noch eine besondere Vorkehrung getroffen. Zwei mit schwarzem Sammet bezogene Lehnsessel befanden sich zur Seite, etwas abgerückt vom Tische.

Jetzt trat das neuvermählte Königspaar, geführt von dem Präsidenten, ein und nahm auf den bereitgestellten Sammetstühlen Platz. Der Präsident befahl, den Gefangenen André Vesalius heraufzubringen.

Katharina fühlte sich tief bewegt. Der heißeste Wunsch ihrer Seele, André etwas sein, ihm einen großen Dienst erzeigen zu können, würde sich erfüllen. Sie dankte und frohlockte innerlich, daß ihr dies Glück beschieden sein sollte, daß der beseligende Augenblick seiner Rettung durch sie — durch sie! — herannahte.

Sie war in die Ehe getreten mit halbem Bewußtsein, all ihr Denken hatte sich auf diese Stunde gerichtet, in der sie den über alles verehrten Mann noch einmal in

diesem Leben wiedersehen sollte. Mit glühender Spannung haftete ihr Blick auf der Eingangsthür.

Endlich wurde sie geöffnet und André Vesalius in Ketten, geführt von zwei Gerichtsdienern, trat ein.

All ihr Heiligen, wie sah er aus! Haar und Bart ergraut, die Züge bleich und eingefallen, die Augen tiefliegend, der sonst stolz ins Weite gerichtete Blick gesenkt. Die vertragenen Kleider schlotterten an seinem Körper, und mühsam schritt er voran.

Kaum vermochte Katharina einen Schrei des Mitleids, des Entsetzens zu unterdrücken. O, wie schwer heimgesucht fand sie ihren unglücklichen Freund! Sie hätte aufspringen, ihn trösten und pflegen mögen, jedoch nichts von alledem war ihr vergönnt. Sie mußte froh sein, ihn aus dem Kerker und von einem schimpflichen Tode erretten zu können.

Ein Seufzer, eine Bewegung der Königin, die des Gefangenen Ohr erreichte, ließ ihn aufblicken. Er starrte sie an, er glaubte ein Traumbild zu sehen. War es möglich — sie — Katharina! Jähe Röte schoß in sein bleiches Gesicht, die Augen gewannen Leben, ja feuchteten sich. Was führte das hohe Paar hierher? War es möglich, durfte sich eine Hoffnung in seinem Herzen regen?

Nachdem der Präsident in feierlicher Rede die Schuld des Gefangenen und das Endurteil des Gerichts dargelegt hatte, begann König Johann etwas unsicher und stockend:

„Es verlangt mich und meine hohe Gemahlin — neben anderen Gutthaten — um den Segen Gottes für unsere Ehe zu gewinnen — noch etwas besonders Verdienstliches zu vollbringen. Und so habe ich beschlossen, die geforderte Bürgschaft für den Verurteilten zu übernehmen. Einem Sünder wird die Möglichkeit geboten, am Grabe unseres Heilands Buße zu thun und der ewigen Verdammnis zu

entrinnen. Also wird eine Seele gerettet, und dies ermöglicht zu haben, muß uns zum Heil ausschlagen."

Der Präsident verbeugte sich, und nachdem die vorher vorbereiteten schriftlichen Festsetzungen von dem Könige unterzeichnet worden waren, gebot er: „Nehmt dem Gefangenen die Ketten ab."

Es geschah, und sowie Vesalius sich frei bewegen konnte, warf er sich, aufgelöst in Dankbarkeit, dem königlichen Paare zu Füßen.

„O, ihr Edlen, ihr Trefflichen," stammelte er, „die ihr dem Freundlosen Freunde seid, den Verlorenen vom schmählichen Tode errettet und ihm den Trost der Buße spenden wollt, habt Dank — Dank!" und er zog die vereinigten Hände des königlichen Paares an seine Lippen. „Für euch — für euer Glück will ich an heiliger Stätte inbrünstig zum höchsten Herrn aller Welten flehen."

„Und ich," flüsterte Katharina, sich zu ihm neigend, „will für Euer Seelenheil am Altar der Königin beten."

Mut und Frieden zog ein in ihr Herz. Sie sah ihren höchsten Wunsch erfüllt und meinte, etwas Größeres könne das Leben ihr nicht bieten. Noch einen Blick senkte sie in die Augen des knieenden Vesalius, dann ließ sie sich von ihrem Gemahl hinausführen. Sie und Vesalius wußten beide, daß sie sich in diesem Leben nie wiedersehen würden.

— — — — — — — — — — — —

Vesalius schritt mühsam dem Waldhause zu. Waren auch seine Glieder noch gelähmt von allen überstandenen Schrecknissen, so herrschte doch eine große Freudigkeit in seiner Seele. Ein edles Herz hatte ihm seine volle Hingebung bewiesen und trotz großer Hindernisse die gelobte Freundschaft bewährt. Er nannte sich jetzt einen Kleinmütigen, daß er sich nicht auf Katharina verlassen habe.

O, wie licht und hehr, wie groß und edel war sie ihm in der Nacht seiner Trübsal erschienen und hatte ihn aus

dem Abgrunde mit rettender Hand emporgehoben. Gottes Segen auf ihr teures Haupt!

Und dann dachte er an seine arme Schwester, jetzt anders, wärmer. Er hatte geglaubt, bei ihr durch strenges Verbot alles verhindern zu können. Er hatte sie wie eine Sache behandelt, die man gegen Diebesgelüste einschließt. Das Mädchen aber war ein Mensch mit eigenem Recht an das Leben, mit eigenem Wollen und Begehren.

Er fühlte und erkannte dies alles jetzt klar, und seine Bitterkeit gegen sie und ihre That, die sein Unglück veranlaßt hatte, verflog mehr und mehr.

In Violas Seele herrschte während ihrer Trennung von André dunkle Traurigkeit. Verraten in ihrer Liebe, war sie durch ein entsetzliches Verhängnis die Veranlassung zu des Bruders Unglück geworden. Bittere Reue und Selbstvorwürfe peinigten sie.

Mit unermüdlicher Sorgfalt war Lambert um sie bemüht. Gegen ihn konnte sie sich aussprechen, er verstand den Schmerz ihres getäuschten Herzens, den Jammer der Demütigung, mit ihren tiefsten, innigsten Gefühlen nur das Spielzeug eines Mannes gewesen zu sein, der nie daran gedacht hatte, sie zu sich zu erheben. Also von vornherein betrogen, war sie von dem umgarnt, den sie angebetet hatte und der erhaben vor aller Welt dastand.

Und was mochte aus André werden? Wann wurde er ihr wiedergegeben, damit sie ihm alles abbitten könne, was sie, verblendet durch ihre Liebe, ihm angethan?

Lambert suchte sie hinzutrösten, und Paquita, die auch dann und wann vorsprach, wollte ihr nicht Rede stehen; sie sagte, sie wisse nichts von Don Vesalius.

Eine Andeutung zwischen Lambert und Viola hatte genügt, sich dahin zu verständigen, daß Zuñiga der Schaffnerin gegenüber nach wie vor für Violas Liebhaber galt. Des Mädchens Irrtum, den Kaiser für Esteban zu halten,

war eine Geistesverwirrung aus Schmerz gewesen und von Seiner Majestät vergeben worden.

Der getreue Lambert kämpfte mit den zwiespältigsten Gefühlen der tödlichen Sorge um den verehrten Meister, dem er nicht helfen konnte, und der süßen Befriedigung, seiner geliebten Viola näher zu treten, sie jetzt ganz zu verstehen, ihr Vertrauter, ihr Trost zu sein. O, nie hatte er sich auf der einen Seite schmerzbewegter und auf der anderen beglückter gefühlt. Er hoffte ja für sich nichts, aber er wußte, daß sie ohne ihn in Verzweiflung untergehen müsse, daß er jetzt ihr Halt, ihr Alles sei.

Täglich ging Lambert in die Stadt, um Erkundigungen über des Freundes Geschick einzuziehen, und stets kam er so niedergeschlagen zurück, daß er sich vor Viola kaum beherrschen konnte, aber seine Liebe zu ihr half ihm doch dazu. Er fühlte, daß die Unglückliche unter der geringsten Vermehrung ihres Kummers zusammenbrechen werde, und stets antwortete er ihr voll Hoffnung für ihres Bruder Geschick. Sie konnte es ja auch nicht überstehen, wenn sie denken mußte, daß ihre Thorheit die Ursache seines schimpflichen Todes werden sollte.

Die Urteilsänderung hatte Lamberts Mut belebt. Es mußte sich doch ein Bürge für seinen hochangesehenen, trefflichen Meister finden! Er ging zu allen Angestellten der Universität, zu den Schülern Vesalius', die ihn gepriesen und zu ihm aufgesehen hatten. Allerorten dasselbe Achselzucken, die Erklärung des Unvermögens, des Nichtkönnens. Lambert verzagte an der Großmut, dem Edelsinn des Menschengeschlechts. O, hätte er Vermögen besessen, wie gern würde er es für den Freund geopfert haben!

Der Tag der Entscheidung nahte heran, und noch immer kein Fünkchen Hoffnung.

In diese furchtbaren Gedanken versenkt, saß Lambert,

wie schon so manchen Tag, neben der schwermütig vor sich hin starrenden Viola auf der Bank am Hause.

„Ein Bettler schleicht heran — sieh den Armen!“ sagte sie matt, dann aber fuhr sie plötzlich empor und stürzte unter die Bäume hinaus.

Auch Lambert blickte auf und traute seinen Augen nicht. War er's? War es möglich? Ja — er — er!

Viola hatte den Bruder erreicht, sie sah, wie bleich und hohlwangig er war. Liebe und Schmerz wurden übermächtig in ihr. Sie hob die Arme, sich an seine Brust zu werfen, aber das Bewußtsein ihrer Schuld zog sie zur Erde; sie glitt an ihm nieder, legte ihre Stirn gegen seine Kniee und weinte bitterlich.

Vesalius hob die Reuige empor und lehnte sie an sich.

„Armes Kind,“ sagte er mild, „laß uns nicht hadern noch rechten. Wir haben alle gefehlt. Laß uns miteinander tragen, was uns auferlegt ward. Laß uns durch gegenseitige Liebe alles Verfehlte sühnen.“

„Du — du — du könntest mir vergeben?“ schluchzte sie, an seinem Halse hängend.

„Alles, Kind — alles. Wir waren blinde Thoren.“

Unterwürfige Zärtlichkeit lag in ihrem feuchten Blick, und Schutz suchend schmiegte sie sich an ihn. Lambert ergriff die abgemagerte Hand seines geliebten Meisters und drückte heiße Küsse darauf.

„Ihr seid gerettet, Ihr seid wieder hier, o, nun ist alles gut!“

Sie gingen miteinander ins Haus, und der Heimgekehrte genoß die Pflege, deren er so sehr bedurfte.

Vesalius wußte, daß er sich zur baldigen Abreise rüsten müsse. Viola wollte er mitnehmen, wo sollte sie sonst bleiben? Zwar mochten die Strapazen der Reise bis zur Küste des Mittelmeeres und die Anstrengungen einer langen Seefahrt mit allen ihren Entbehrungen eine starke Zu-

mutung für das zarte Geschöpf sein, allein die Buße und das Gebet an heiligen Stätten würden auch ihr zum Frieden helfen und ihrer Seele wohlthun.

Lambert behielt vielleicht seine Stellung hier an der Universität. Vesalius wollte mit dem jungen Freunde, der seiner armen Schwester so treulich beigestanden hatte, sprechen, mit ihm seine Zukunft beraten.

„Ihr habt viel in Eurem Berufe versäumt, lieber van Goes," sagte Vesalius an einem der nächsten Tage, „Viola und ich sind Euch herzlich dankbar, allein Ihr wißt, daß Ihr bei unserer nahe bevorstehenden Abreise sehen müßt, Euren Platz, auch ohne daß Ihr mein treuer Gehilfe seid, zurückzugewinnen."

Lambert erblaßte: „Warum weist Ihr mich von Euch?"

„Weil Euch keine Pilgerfahrt not thut."

„O, lieber Meister, vielleicht bin ich sündiger, als Ihr! Nehmt mich mit Euch, Ihr werdet mich doch nicht von Euch stoßen wollen? Es würde mich verwunden, und mein Herz würde sich in Sehnsucht verbluten."

„Denkt Ihr noch immer in Liebe an die arme Viola?"

„Denken muß ich immer an sie," sprach Lambert, während eine helle Röte seine freundlichen Züge überflog. „Allein ich weiß nur zu gut, daß jegliche Hoffnung auf ihre Liebe eitel ist."

„Und doch wollt Ihr unseren beschwerlichen Lebensweg teilen?"

„Es ist das einzige, was ich mir von der Zukunft ersehne! Und," fügte er überredend hinzu, „vielleicht wird es mir vergönnt sein, Euch nützlich zu werden."

Vesalius legte seine Hände auf die Schultern des Getreuen, sah ihm tief in die ehrlichen Augen und sagte: „Ich danke Euch, mein Bruder. Nichts soll uns trennen als der Tod."

Es floß aus der Erneuerung und Festigung dieses

Bündnisses ein tröstliches Gefühl in die wunden Seelen der Geschwister, die nun mit täglich wachsendem Mut ihre Vorkehrungen zu der beabsichtigten Wallfahrt trafen.

Vesalius schenkte den ganzen Inhalt des großen Schrankes, seine anatomischen Zeichnungen, Präparate, Bücher, Arzneien und Instrumente, der Universität. Was sonst den drei Fortziehenden gehörte, wurde verkauft, um die Reiseausstattung davon zu beschaffen, die bescheiden genug war.

Die Pilger trugen ein loses Gewand von graubrauner, ungefärbter Wolle, mit einem Strick gegürtet, an dem der Rosenkranz hing, Sandalen an den Füßen, einen breiten Hut mit Muscheln am Rande, einen Pilgerstab mit Knopf und Spitze und daran befestigtem hohlen Kürbis als Trinkflasche.

So ausgerüstet zogen viele durchs Land nach wunderthätigen Bildern und Stätten, nach Rom oder gar nach Palästina. Diese Reise war beschwerlich und nicht ohne Gefahren.

Einen Zehrpfennig hatten Vesalius und Lambert, denen noch ihr Gehalt von der Universität eingehändigt wurde, übrig behalten.

Vesalius' Zustand, der durch die ausgestandenen Leiden ein elender und heruntergekommener geworden war, besserte sich so weit, daß man schon etwas vor Ablauf der gesetzten Frist in aller Stille die lange Wanderung über Saragossa nach Barcelona, wo immer Schiffsgelegenheit zu finden sein sollte, antreten konnte.

Katharina war schon einige Tage früher mit ihrem Gemahl und der tröstlichen Kunde, daß Vesalius sich im Waldhause erhole, nach Portugal abgereist.

Auch Kaiser Karl hatte ganz im geheimen durch einen zuverlässigen Kammerdiener Erkundigungen über seine unglücklichen Gäste hinter der Parkmauer eingezogen. Waren

doch seine Beziehungen zu diesen Menschen mit unvergeßlichen Erregungen seiner Seele verbunden.

Sein Verhältnis zu Viola hatte ihn umfangen wie die weiche, warme Luft in einem umbuschten und blütenerfüllten Thale. Wenn er von seiner eisigen Höhe zu ihr herniedergestiegen, war es ihm wohl und leicht ums Herz geworden, und mit neuen Kräften hatte er die Lasten der Krone wieder aufgenommen.

Die Kleine, ganz selbstlose Liebe, ganz Hingebung, bildete den größten Gegensatz zu der Frau, die durch politische Erwägungen seine Lebensgefährtin geworden war. Bei Isabel fand er nie ein Ausruhen, nie ein Wort des Balsams für seine schwermütige oder erschöpfte Seele. —

Karl befand sich allein in seinem großen Empfangszimmer, als sein Diener, den er ausgeschickt hatte, nach Vesalius Erkundigungen einzuziehen, mit der Nachricht zurückkehrte, das Haus sei leer, der Schlüssel in des Schloßkastellans Hand, der Arzt habe mit den Seinen die Wallfahrt angetreten.

Der Diener ging; Karl lehnte sich in seinem hohen, mit goldener Krone geschmückten Armstuhl zurück und versank in Nachsinnen. Die eingreifenden Herzenserlebnisse der letzten Zeit gingen durch seinen Geist.

Er fühlte mit seltsamem Weh, daß ihm ein süßer Jugendtraum zerronnen sei. Mit tiefem Seelenschmerz erkannte er einmal wieder die Vergänglichkeit irdischen Glücks. Das Verhängnis, das seinen Versucher Esteban de Zuñiga ereilt hatte, trat mit erschütternder Deutlichkeit vor ihn hin.

O, was war das Leben, trotz allem Glanz der Majestät, trotz Ehre und Ruhm? Nicht viel mehr als ein kaltes Einerlei, von dem man, wenn die Stunde schlug, ohne Schmerz scheiden konnte.

Ein Jahr voll großer Beschwerden und ebenso großer Erhebung in Andacht und Seelentrost war über André Vesalius und seine treuen Gefährten dahingezogen.

Das Wohin lastete nun auf ihnen als bange Frage. Jetzt hatten sie sich in Jaffa wieder eingeschifft und dachten nach Italien zu gehen, um an einer Stätte, die nicht zu des Kaisers Gebiet gehörte, ihre Heimat zu finden.

Sie fuhren auf einer kleinen venetianischen Galeote von sechzehn Rudern, die Waren hin und her führte und deren Kapitän sie aus Barmherzigkeit mitgenommen hatte.

Die Reise verlief günstig. Die Mannschaft frohlockte, die Gutthat an den Wallfahrern bringe Glück, als in der Nähe der Jonischen Inseln das Wetter umschlug.

Eine kalte Bora brach herein und drängte das kleine Küstenfahrzeug aus seinem Kurs. Der Himmel hüllte sich in Bleifarbe, schien immer dichter zu werden und sich immer tiefer herabzusenken. Der Nordoststurm fuhr durch die Takelung, die Segel wurden eingezogen, und die an ihre Ruderbänke geketteten Galeerensklaven kämpften mit allen Kräften vergeblich gegen die Macht der Windstöße und den Druck der aufgewühlten Wassermassen.

Mit ernsten Mienen griff die Schiffsmannschaft hie und da zu; viel ließ sich gegen die immer mehr anschwellende Gewalt des Sturmes nicht ausrichten. Der Kapitän stand selbst am Steuer, seine Befehle verhallten im Windesbrausen.

In einem leidlich geschützten Winkel klammerte Vesalius sich mit der Rechten an feste Planken und hielt seine zitternde Schwester mit dem linken Arm umfaßt, auf der anderen Seite suchte Lambert sie mit seinem Leibe gegen das Anstürmen von Wind und Wasser zu schützen.

Das Meer schien sich in eine blaugraue Wildnis von Bergen und Thälern zu verwandeln. Der Wind nahm zu und wuchs immer mehr zum heulenden Sturm. Die

Galeote hob sich wie ein aufbäumendes Roß, stand und warf sich ächzend und krachend in Abgründe hinab, aus denen kein Auftauchen möglich schien. Sturzseen schäumten über das Deck und begruben für Augenblicke die unglücklichen Ruderknechte auf ihren niedriger liegenden Bänken.

Schaum, Wirbel, dunkles Gewoge, wohin man blickt, und darüber dräuende, jagende Wolkenmassen. Wildes Gestöhn braust durch die Luft, Gekreisch und Pfeifen zischt durchs Takelwerk.

Jedermann glaubt sein letztes Stündchen gekommen. Vesalius beginnt einen Psalm zu singen, in den Lambert mit einstimmt, während die zusammengesunkene Viola mehr tot als lebendig scheint.

„Herr, mein Gott, auf den ich hoffe,
Rette uns von Graus und Tod —"

Allein vom Gesange der Männer ertönen aus dem wilden Gebrüll in der Natur nur manchmal einzelne Strophen.

Da, ein Ruck, ein Stoß, das Schiff erbebt wie in Todesschauern. Die Rudersklaven erheben ein wütendes Angstgeschrei. „Verloren — ein Riff — helft — rettet — los — los —"

Die Ketten der Unglücklichen klirren und rasseln. Niemand findet Zeit für sie. Das Schiff beginnt auf und nieder zu stoßen und zu sinken. Das Geschrei der Gefesselten erstickt.

Die Mannschaft wirft sich in das einzige kleine Boot, das es giebt. Für die Wallfahrer ist kein Platz darin. Vesalius und die Seinen bleiben als letzte Lebende auf dem Schiffe. Aber es sinkt nicht mehr, es steckt eingekeilt zwischen Felsenriffen.

Die Männer sehen das Boot in den Gischt der nahen Küstenbrandung gerissen, auf und nieder stürzen und dann — verschlungen — verschwunden — alle im nassen Grabe.

Erschüttert blicken Vesalius und Lambert sich an. Sie begreifen, daß sie die einzigen Ueberlebenden sind.

Der Sturm mäßigt sein Wüten, er wird wieder zum Winde, die Wogen schlagen nicht mehr über Deck, das Schiff steckt fest zwischen den Riffen, und wenn es auch schräg liegt, so bietet es doch noch eine erträgliche Zufluchtsstätte. Man richtet sich für die Nacht ein, so gut es angeht, und siehe da, auf den fürchterlichen Sturmtag folgt ein ruhiger, rosig aufdämmernder Morgen und ein wenn auch noch erregtes, so doch gefahrloses Meer.

Vesalius sieht, daß die felsigen Ufer eines grünumbuschten Landes gar nicht fern liegen. Es muß eine der Jonischen Inseln sein, und beide Männer überlegen, ob man nicht aus Schiffsplanken ein Floß zimmern und, wenn die Brandung noch ruhiger geworden sein wird, hinüberfahren kann.

Da sehen sie, als sie bereits an der Arbeit sind, daß ein Boot, von zwei Männern geführt, vom Lande abstößt und zu ihnen herüberkommt. Neuer Mut belebt die Herzen der Schiffbrüchigen.

Es zeigt sich bald, daß die Helfer nicht ihretwegen kommen. Das Schiff mit seinen Waren und Vorräten hat sie gelockt. Der nächste Sturm muß die Galeote zertrümmern, warum soll man nicht bergen, was möglich ist, handelt sich's doch um herrenloses Gut!

Die Gewandung der Pilger, an allen Küsten wohlbekannt, verschafft ihnen Achtung, sie geben jede Auskunft über das Schiff und seine Ladung, die man verlangt, helfen bergen und genießen ihren Anteil an den gelandeten Lebensbedürfnissen. Sie erfahren, daß es die Insel Zante ist, auf der sie sich befinden, und daß sie in der Nähe des Kap Hierakas landeten. Eine einsame, menschenleere Gegend, denn das nächste Dorf Zakynthos liegt einen Tagemarsch entfernt.

Vesalius und Lambert ratschlagen miteinander. Die Hoffnung, von hier fortzukommen, ist schwach. Wohlan, so wollen sie aus der Not eine Tugend machen und sich in das Unabänderliche finden.

Die Retter, erfreut über den reichen Strandsegen, sind Vater und Sohn, sie wohnen mit ihren Familien in fruchtbaren Thälern, an denen hier kein Mangel ist, und wollen gern den Landfremden helfen. So wird ein Platz ausgesucht, vom Schiffe Notwendiges hingeschafft, und die Ansiedelung mit fleißiger Hand begonnen. Auch Viola, froh über die Aussicht, einen heimischen Herd wiederzufinden, hilft und greift zu, wo sie kann.

Eine Hütte wird aufgeführt, die getreuen Nachbarn geben Vieh und Sämereien, die Niederlassung gedeiht und beginnt, die rastlos Schaffenden zu erfreuen und zu ernähren. Das Land ist reich an Früchten, an guten Weideplätzen, an fruchtbarer Erde.

— — — — — — — — — — —

Das erste schwere, mühevolle Jahr war verstrichen. Viel hatte es ausgeglichen und neu gegeben. Die drei aus der Welt Verschlagenen fühlten sich zufriedener, als sie geglaubt hatten, je wieder sein zu können. Im engen, herzlichen Zusammensein, im nahen Verkehr mit einer schönen und üppig-fruchtbaren Natur, in der körperlichen Anstrengung lag so viel Heilendes, daß alle Schatten der Vergangenheit verblaßten und das freundliche Tageslicht der Gegenwart siegte.

Selbst schwächende Reue besaß keine Gewalt mehr über die Seelen der Geschwister, sie fühlten sich entsühnt und als neue Menschen.

Noch eine große Veränderung vollzog sich ganz allmählich in Violas Herzen, das sie für jedes Liebesgefühl erstorben wähnte. Lamberts Treue, seine immer gleiche Güte und Hilfsbereitschaft erregten zuerst ihre Dankbarkeit,

dann ein wärmeres Gefühl. Sie begann ihre frühere Ablehnung zu bedauern und kaum noch zu begreifen. Wie war es möglich gewesen, diesen bescheidenen, selbstlosen, tüchtigen Mann nicht zu lieben? Ja, ihre Abwendung war eine Verirrung gewesen, sie hatte, verblendet durch äußeren Glanz, ihr höchstes Glück unwiderbringlich verscherzt.

Diese Ueberzeugung gewann immer mehr Macht über Violas Gemüt. Die eben zurückgewonnene Heiterkeit wich einer scheuen Trauer, sie suchte einsame Plätze auf und beweinte ihre frühere Thorheit.

Vesalius sah sie oft mit Sorge an; er hatte jetzt einen liebevollen Blick für die Schwester gewonnen. Da begann leises Hoffen sich in seinem Gemüte zu regen. Kleine Zeichen klärten ihn immer mehr auf. Sollte es möglich sein? Fand sein Freund vielleicht doch noch den Lohn für seine aufopfernde Treue? Sollte ihm selbst die größte Lebensfreude, die er sich denken konnte, doch noch zu teil werden, die Freude, jene beiden verbunden zu sehen?

Er versuchte andeutungsweise Lambert auf Violas Veränderung aufmerksam zu machen, aber es hielt schwer, den fast erloschenen Funken Hoffnung in der Seele des Freundes wieder anzufachen.

„Sollte es möglich sein?“ fragte Lambert bewegt. „Sollte ich ihre Liebe doch noch gewinnen können?“ —

Am nächsten Tage arbeitete er mit Viola im Weinberge. Sie sah niedergeschlagen aus und wagte kaum, ihn anzublicken.

„Habt Ihr einen Groll auf mich, Liebe?“ sprach er, dicht neben ihr zwischen den blühenden Ranken stehend.

„Ich gegen Euch? O, Ihr seid ja zehnmal besser als ich!“

„Das wünsche ich gar nicht; wenn ich Euch nur gut genug sein könnte.“

„O, Ihr, Lambert?" Sie sagte es atemlos mit innigem Ausdruck.

„Viola, wäre es möglich, könnte ich endlich doch noch Euer Herz gewinnen?"

„Ich bin Eurer Liebe nicht mehr wert," stammelte sie.

„Die Vergangenheit liegt weit hinter uns. Ihr seid und bleibt die Geliebte meines Herzens. Wollt Ihr meine Hand annehmen? — Willst du endlich mein Weib werden?"

„O Lambert — dein — dein —"

Er schloß sie in seine Arme, und sie meinten beide, nun erst ein wahres, reiches Glück gefunden zu haben.

Nach dem ersten Sturm der Freude, der Zärtlichkeit gingen sie zu André, der die große Kunde ihrer Vereinigung mit Rührung und Entzücken aufnahm. Am anderen Tage schon machten sie sich alle drei auf den Weg nach dem Dorfe Zakynthos, wo ein Priester wohnte, der ihre Ehe einsegnete. — — —

Weitere Jahre verstrichen; die Ansiedelung der Schiffbrüchigen hat sich durch die fleißige Arbeit ihrer Hände vergrößert und verbessert, sie ist zu einem stattlichen Gehöft mit Gärten, Weinbergen, Aeckern und Viehweiden angewachsen. Lamberts und Violas Kinder beginnen schon den Eltern zu helfen, sie blühen und gedeihen in dem natürlichen und frohen Leben, das ihnen in diesem köstlichen Klima, diesem fruchtbaren Lande beschieden ist. Vesalius, ernst und nachdenklich wie immer, erträgt die bescheidene Lage, in die das Schicksal ihn geworfen hat, ohne Murren. Er, den der Pfad des Strebens und Wissens nicht hoch genug führen konnte, der alle Freuden des alltäglichen Genießens gering schätzte, arbeitet von früh bis spät mit seinen Händen und erkennt den Segen, der ihnen zuwächst, mit demselben Dank, wie seine Geschwister.

Nur manchmal verläßt er nach des Tages Last und

Mühe das Gehöft und steigt auf eine felsige Anhöhe, von der aus er das Meer übersehen kann. Hier sitzt er dann, bis die Sonne sinkt, in Gedanken verloren und läßt seinen wunderbaren Lebenslauf vor dem inneren Auge vorübergleiten.

Von hier aus schickt er Segenswünsche nach dem fernen Portugal hinüber, wo Katharina als Königin herrscht, die seine treueste Freundin war und zugleich das einzige Weib, das sein Herz schneller klopfen ließ.

Lebt sie noch? Ist sie mit Dom Johann glücklich geworden? Er weiß es nicht, aber er hofft es und erfleht für sie vom Lenker irdischer Schicksale alles Glück der Erde.

Eines Abends, als Vesalius länger denn sonst, versunken in den Anblick eines köstlichen Sonnenunterganges, hier oben auf der Klippe sitzt, tritt Lambert zu ihm, läßt sich neben ihm nieder und fragt nach kurzem Geplauder zaghaft:

„Sag' mir, André, trägst du noch immer in deinem Gewissen an dem Tod des elenden Zuñiga?"

Ernst antwortet Vesalius: „Du weißt, Lambert, daß man als Arzt täglich nach seiner besten Ueberzeugung um das Leben und mit dem Tode ringen muß. Auch damals habe ich nach meinem Erkennen, nach meiner Ueberzeugung gehandelt. Was ich that, geschah für die Wissenschaft, und schwer gebüßt habe ich das einzige, was ich mir als Sünde anrechnen muß: den Mangel an Sammlung und an Vorsicht. Jetzt bin ich entsühnt und ein freier Mann."

„So kannst du die Trennung von deinen Forschungen, vom Leben in der Wissenschaft und deinen hochstrebenden Ehrgeiz nicht ganz vergessen?"

„Auch darüber bin ich hinweg, mein Bruder. Ich vergleiche mich mit einem Krieger, der allzu kühnen Mutes eine Feste erstürmen wollte und im Kampfe geblieben ist.

Die Waffen entfielen meiner gelähmten Hand, mögen andere ſie aufnehmen und die ſtarren Geiſter des Vorurteils aus ihren Verſchanzungen werfen. Mein Ringen war vergeblich. Gegen die Allgewalt des Schickſals kann ich mich nicht auflehnen. — Doch nun genug. Laß uns hinuntergehen, Viola und die Kinder ſehen nach uns aus."

Sie kehrten heim, doch in Lamberts treuer Seele, ganz erfüllt von dem Glücke, das ihm zu teil geworden, blieb ein Zweifel, ob der ſtärkere Geiſt des Freundes nicht doch leidet, weil er im Siegeslauf gehemmt worden iſt.

Veſalius' ſchwermütige Anſicht von der Vergeblichkeit ſeiner wiſſenſchaftlichen Anſtrengungen war jedoch ein Irrtum. Noch heute gilt er in der gelehrten Welt als der Begründer der neueren Anatomie, als ein Pfadfinder und Forſcher von unſterblichem Ruhm.

Ende.

Der Damenschneider.

Novellette von **Friedrich Lorenzen.**

Mit Illustrationen von Erdm. Wagner.

---

1. (Nachdruck verboten.)

„Höre mal, Anna," sagte der reiche Bankier Zimmermann zu seiner einzigen Tochter, „ich habe dir etwas Wichtiges mitzuteilen."

„Wirklich etwas Wichtiges?" fragte Anna neugierig.

„Gewiß, etwas sehr Wichtiges. Und da ich gleich zur Börse muß, will ich mich nicht lange mit der Vorrede aufhalten, sondern dir in aller Kürze sagen, daß der junge Meyer von Meyer & Hellmers, der Sohn meines alten Geschäftsfreundes, eben bei mir war und um deine Hand angehalten hat."

Anna stieß einen leisen Ruf der Ueberraschung aus.

„Natürlich habe ich ihm nicht sofort eine zusagende Antwort erteilt, denn so leicht giebt der Bankier Zimmermann sein Kind denn doch nicht weg. Und dann wollte ich doch natürlich auch dich erst fragen, wie du über die Sache denkst. Ich habe dem jungen Mann also gesagt, daß er sich morgen früh unsere Antwort holen soll. Was soll ich ihm also sagen?"

„Ein rundes, festes, entschiedenes, meinetwegen auch höfliches Nein!"

„Aber Anna!"

„Erstens mag ich nicht Frau Meyer heißen und zweitens kann ich den jungen Meyer nicht ausstehen!"

„Das bildest du dir nur ein; wenn du ihn erst näher kennen lernst —"

„Nein, nein, Papa!" unterbrach ihn Anna heftig, „gieb dir keine Mühe, ich kenne den Herrn genug, um zu wissen, daß er absolut nicht zu mir paßt."

„Nur ruhig, Kind, nur ruhig!" versetzte der Bankier und streichelte ihre rote Wange. „Es fällt mir ja gar nicht ein, einen Zwang auf dich ausüben zu wollen; es braucht ja auch nicht gleich heute oder morgen schon geheiratet zu sein. Gut Ding will Weile haben. Du würdest mir freilich einen Herzenswunsch erfüllen, wenn du den Sohn meines alten Freundes nehmen würdest, mit dem ich zusammen gelernt und jahrelang hinterm Ladentisch gestanden und für 'n Groschen Schnupftabak oder Pfeffer verkauft hab'. Das sind nun bald schon dreißig Jahre her, und aus den armen Lehrlingen, die von jedermann gepufft und geknufft wurden, sind die reichsten Leute der Stadt geworden."

Wohlgefällig blickte er auf seine weißen, feinen Hände, an denen ein paar kostbare Brillantringe funkelten, dann fuhr er fort:

„Ich werde also zwar eine Absage erteilen, aber dem jungen Manne doch noch einige Hoffnung lassen."

„Nein, Papa!" rief Anna erregt, „nicht die leiseste Hoffnung darfst du ihm lassen. Ich werde niemals etwas für ihn empfinden! Hörst du wohl, Papa, niemals! Denn, Papa," und eine holde Röte flog über ihr Gesicht, „mein Herz ist nicht mehr frei, ich habe meine Hand schon vergeben!"

„Was?“ rief der Bankier unmutig und sprang auf. „Du hast —?“

„Jawohl, Papa!“

„Ei, da hätte ich doch auch ein paar Worte mitzureden.“

„Nein, mein lieber, süßer Engelspapa,“ sagte Anna und schlang schmeichelnd ihren Arm um seinen Hals, „das hast du leider ganz und gar nicht! Du weißt, daß ich immer deine gehorsame Tochter war, und daß wir uns nie gestritten haben —“

„Weil ich immer that, was du wolltest,“ brummte der Bankier dazwischen.

„Aber hier, wo es sich um mein Lebensglück handelt, da habe ich ganz allein zu entscheiden.“

„Oho!“ sagte der Bankier scheinbar erzürnt, „das wollen wir denn doch sehen! Zuerst aber sage mir mal, wer ist denn eigentlich der Glückliche?“

„Du kennst ihn sehr gut, Papa!“

„Also wirklich der Doktor, dieser Habenichts?“

Nun war die Reihe an Anna, erzürnt zu werden. „Papa,“ rief sie eifrig, „ich leide nicht, daß du so über meinen Doktor sprichst, denn er ist der liebste und beste Mensch auf der Welt. Und wenn er jetzt auch kein Geld hat, was schadet denn das? Du hattest auch nichts, als du so alt warst.“

„Entschuldigen Sie, Fräulein Superklug,“ versetzte der Bankier ruhig. „Als ich so alt war, wie der Doktor, da hatte ich schon ein paar hundert Thaler auf die hohe Kante gelegt und war außerdem erster Buchhalter bei Schmidt & Compagnie, der großen Getreidefirma, mit achthundert Thalern Gehalt. Dies nur zur faktischen Berichtigung! Der Doktor aber hat nichts, gar nichts, ja sogar noch weniger als nichts, er hat 'nen ganzen Posten Schulden.“

„Das weiß ich," erwiderte Anna lebhaft, „aber das ist auch gar kein Wunder. Denn Vermögen von Haus aus hat er nicht, auf der Universität hat er sich mühsam genug durchschlagen müssen, und nun, nachdem er sein Examen gemacht hat, kamen natürlich 'ne ganze Masse unvermeidlicher Ausgaben. Der Doktortitel allein hat über sechshundert Mark gekostet, und dann seine Einrichtung und all die Instrumente, die er braucht, zusammen weit über dreitausend Mark! Daß er das nicht beim Stundengeben hat sparen können, mußt du dir doch selbst sagen. Da hat er eben pumpen müssen. Und ich meine, es ist doch nur ein günstiges Zeichen für ihn, daß man ihm, obwohl er weder ein Pfand hinterlegen, noch Bürgen stellen konnte, so viel geliehen hat! Die Leute sahen eben, daß er ein ordentlicher Mensch ist, zu dem man Vertrauen haben kann!"

Hierauf wußte nun der Bankier nichts zu erwidern, denn er selbst gehörte zu diesen vertrauensseligen Leuten, auch war es ihm um die zweitausend Mark, die er dem Doktor, der in seinem Hause verkehrte, vorgeschossen hatte, nicht im geringsten bange. Wenn der Wechsel am Verfalltage nicht eingelöst werden sollte, würde er ihn ohne das geringste Bedenken prolongieren. Um aber doch wenigstens etwas zu erwidern, hub er an: „Von seinen Schulden will ich auch nichts weiter sagen, das mag ja bei den Studierten anders sein, als bei uns Kaufleuten. Jedenfalls ist er aber schon ein Vierteljahr hier und hat, wie ich aus sicherster Quelle weiß, nicht eine Spur von Praxis."

„O, bitte sehr, da irrst du dich gewaltig! Er hat schon zwei schwere Patienten, den Oberkellner im „Deutschen Hause", der sich den Arm verstaucht hat, und die Köchin bei Müllers, die sich beim Fischschuppen in den Finger geschnitten und beinahe eine Blutvergiftung bekommen hat.

Und außerdem kommen auch schon 'ne ganze Masse armer Leute zu ihm, von denen nimmt er aber nichts."

„Alle Achtung! Zwei wirkliche Patienten hat er also schon und 'ne Masse armer Leute noch dazu! Das ist ja riesig! Mir will es bloß nicht recht in den Kopf, wie er von dieser kolossalen Praxis ein so anspruchsvolles Mädchen, wie du es bist, ernähren will."

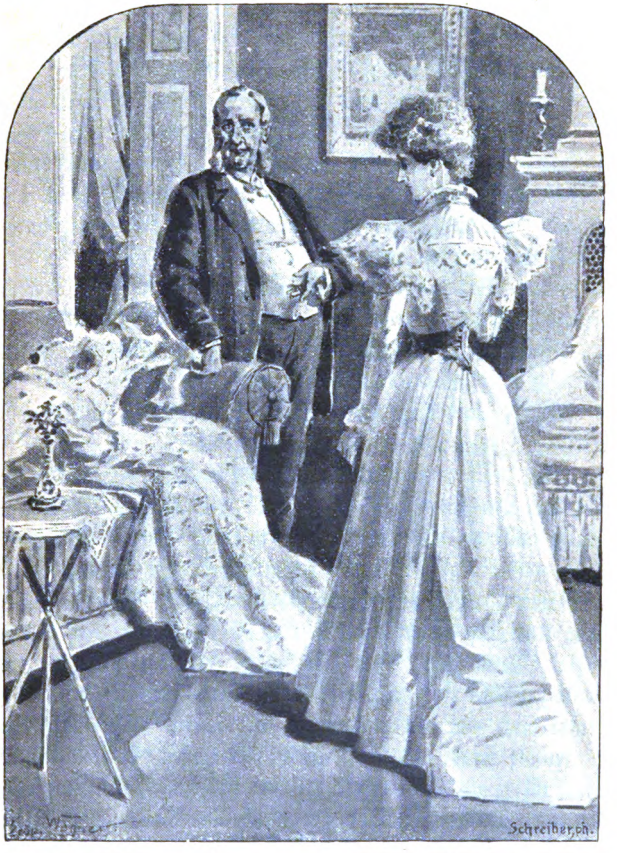
„O Papa," rief Anna schwärmerisch, „ich habe ihn so unendlich lieb, daß ich seinetwegen mich gerne einschränken, ja selbst alle möglichen Entbehrungen tragen würde."

„Das würde dir denn doch bald über werden," versetzte der Bankier mit einem Seitenblick auf die neue Robe aus kostbarem Seidenstoff, die eben vorhin die Schneiderin geschickt hatte und die auf dem Sofa ausgebreitet lag, „ich kenne mein verwöhntes Töchterchen. Und im übrigen würde ich auch dazu meine Zustimmung unter keinen Umständen geben. Ich habe nicht deshalb mein ganzes Leben gestrebt und geschafft, um mein einziges Kind notleiden zu lassen. — Doch zur Hauptsache, Kind! Weißt du denn überhaupt, ob er dich auch liebt?"

„Er würde sein Leben für mich lassen."

„Ja, ja, das sagt man wohl so," versetzte der skeptisch veranlagte Bankier, „weil man weiß, daß das Leben doch nicht verlangt wird. Mit solchen Romanphrasen mußt du mir nicht kommen! Ich will dir aber herzlich gerne glauben, daß er dich liebt, denn in ein so hübsches und so reiches Mädchen sich zu verlieben, das Kunststück brächte manch anderer auch fertig. Doch ich bin nun einmal von der alten Schule und meine, daß ein Ehebund nur dann glücklich wird, wenn beide Eheleute einigermaßen wenigstens in ihren äußeren Verhältnissen zu einander passen. Wenn ein armer junger Mann ein reiches junges Mädchen liebt — ja, mein Kind, ich kann mir nicht helfen,

aber ich habe dann immer die Empfindung, daß das Geld hier ein gewichtiges Wort mitſpricht."



„Aber Papa, wie kannſt du nur ſo niedrig von dem Doktor denken?"

„'s wär' ja möglich, daß ich ihm unrecht thäte, aber die Erfahrung ſpricht für mich. Jedenfalls würde ich

gegen alle meine Grundsätze handeln, wenn ich so ohne weiteres meine Einwilligung zu deiner Verlobung mit dem Doktor geben würde. Davon kann unter keinen Umständen die Rede sein. Du weißt, daß ich nicht die mindeste Anlage zum Tyrannen habe, aber wenn ich jetzt nein sage, so thue ich das nur zu deinem Besten. Warte also ruhig noch ein Weilchen. Persönlich habe ich gegen den Doktor nicht das mindeste einzuwenden, und wenn er nach einem oder nach anderthalb Jahren seine Schulden los ist und ein standesgemäßes Einkommen hat, gut, dann können wir wieder mal über die Sache reden."

„Aber Papa, es ist doch ganz unmöglich, daß er in einem Jahre schon eine so große Praxis bekommt."

„Nun, wenn es mit der Wissenschaft nichts ist, dann laß ihn doch was anderes anfangen."

„Aber, ums Himmels willen, Papa," rief Anna verzweifelt, „was soll er denn anfangen?"

„Ja," sagte der Bankier lächelnd und zog seinen Ueberrock an, um zur Börse zu gehen, „das muß er selbst am besten wissen. Wenn er dich wirklich liebt, wird ihm schon was einfallen. Vielleicht glückt es ihm, irgend einen russischen Großfürsten aufzutreiben, der ihm für eine glückliche Kur ein paar hunderttausend Mark in den Schoß wirft. Und wenn ihm dies nicht gelingen sollte, nun, dann laß ihn doch ein großes Drama schreiben, damit ist heute auch ein Heidengeld zu verdienen. Du hast mir ja früher mal erzählt, daß er „reizend" dichten kann. Und wenn es auch damit nichts ist, na, dann empfehle ich ihm, Damenschneider zu werden. Dein neues Kleid da kostet wieder ein hübsches Stück Geld, und die Schneiderin verdient nicht schlecht daran."

Lachend ging Zimmermann auf die Thür zu.

„Pfui, Papa!" rief Anna und brach in Thränen aus, „nun spotteſt du noch sogar über ihn, das ist ganz ab-

scheulich von dir! Denn ich habe ihn ja so lieb, so über alle Maßen lieb!"

Damit eilte sie, ohne auf die beschwichtigenden Worte des Vaters zu hören, auf ihr Zimmer, welches sie hinter sich verschloß.

2.

Am Nachmittag besuchte Anna ihre Freundin Lisbeth Müller. Ganz zufälligerweise traf es sich nun, daß auch Doktor Fritz Wegner sich zur selben Stunde dort eingefunden hatte, um nach Müllers kranker Köchin zu sehen. Natürlich wurde er, nachdem er seiner ärztlichen Pflicht genügt, zu den Damen in den Salon geführt, und da Lisbeth Müller vor dem Abendbrot noch eine wichtige Besorgung zu machen hatte, waren die Liebenden bald allein.

Anna flog dem Geliebten gleich in die Arme und erzählte ihm unter mühsam verhaltenen Thränen von der Grausamkeit ihres Vaters und dem Scheitern ihrer Hoffnungen. „Einen russischen Fürsten sollst du vom Tode retten, ein Drama schreiben, ja gar — Damenschneider sollst du werden, hat er gespottet," rief sie empört.

Der Doktor hörte ihr mit ernster Miene zu, aber bald heiterten sich seine Züge wieder auf, und fröhlich rief er: „Nur nicht verzagen, mein Lieb, es wird schon alles gut werden! Kopf hoch und die Thränen getrocknet! Vertrau nur meiner Liebe und meiner Thatkraft! Noch ist nicht das mindeste für uns verloren. Dein Vater ist vielmehr ein sehr vernünftiger Mann; wer weiß, ob ich an seiner Stelle nicht ebenso handeln würde."

Anna blickte ihn erstaunt an, sie meinte, nicht recht gehört zu haben, doch er fuhr fort: „Der Verdacht, daß ein reiches Mädchen nur ihres Geldes wegen geliebt wird, ist zu naheliegend und trägt zu viel innere Wahrscheinlich-

keit in sich, als daß man ihn so ohne weiteres von der Hand weisen könnte. Natürlich sind zärtliche Eltern ganz besonders mißtrauisch, und deshalb nehme ich deinem Vater seinen Arwohn auch nicht im mindesten übel."

„Aber Fritz," fragte Anna erstaunt, „wie willst du meinen Vater denn überzeugen, und wie vor allen Dingen willst du es anstellen, in so kurzer Zeit so viel Geld zu verdienen? Du hast mir doch selbst versichert, daß es mindestens fünf bis sechs Jahre dauern würde, bis deine Praxis so viel einbrächte, daß du davon leben könntest."

„Unter normalen Verhältnissen, bei dem gewöhnlichen Gang der Dinge würde es bei der großen Zahl von Aerzten in dieser unheimlich gesunden Stadt wohl mindestens so lange dauern. Aber ich gebe trotzdem die Hoffnung nicht auf, dich schon in einem Jahr mein eigen nennen zu können. Denn dein Vater hat mich durch seine Spottreden auf einen ausgezeichneten Gedanken gebracht."

„Ich verstehe dich nicht, Fritz."

„Ich werde mich jetzt mit aller Kraft aufs Geldverdienen werfen. Auf die Suche nach einem russischen Fürsten werde ich mich freilich nicht begeben, denn leider ist diese angenehme Sorte Menschen jetzt ebenso selten geworden, wie der spleenige Engländer, der seine Sovereigns mit vollen Händen zum Fenster hinauswirft. Auch mit dem Dramaschreiben ist es nichts. Wenn ich auch vielleicht eines schreiben könnte, so wäre es doch noch mehr als zweifelhaft, ob es aufgeführt würde und dem Publikum gefiele. Aber der Hinweis auf den Damenschneider ist einfach unbezahlbar."

Anna starrte den Geliebten erstaunt an, der Gedanke schien ihr aufzutauchen, daß er nur einen Scherz mit ihr mache. Schmollend sagte sie: „Geh, Fritz, das ist nicht hübsch von dir! Anstatt mich zu trösten und mir Mut einzusprechen, fängst du nun auch zu spotten an."

„Aber Liebchen, wer sagt dir denn, daß ich spotte? Es ist mir mit dem Damenschneider voller Ernst. Morgen schon werde ich Fräulein Magnus aufsuchen und bei ihr Unterricht im Schneidern nehmen."

Anna lachte laut auf: „Du wolltest schneidern lernen? Das ist denn doch eine zu verrückte Idee! Aber ich sehe schon," setzte sie traurig hinzu, „mit dir ist heute nichts anzufangen. Ich hätte nicht erwartet, daß du so wenig Verständnis für unsere Lage zeigen würdest." Damit stand sie auf und machte Miene fortzugehen.

Doch der junge Arzt hielt sie fest, zwang sie mit sanfter Gewalt, sich wieder zu setzen, und sagte: „Ich versichere dir, Anna, daß ich niemals mehr Verständnis für unsere Lage gezeigt habe, als jetzt. Ich wiederhole dir, daß ich morgen anfangen will, die Schneiderei zu erlernen. Selbstverständlich verfolge ich damit einen ganz bestimmten Plan. Uebrigens sind die Beziehungen der Aerzte zu der edlen Bekleidungskunst weit intimer, als du wohl denkst. Ich könnte dir viele Kollegen nennen, die auf diesem Gebiet eine Erfindung gemacht haben und reiche Leute dabei geworden sind. Denk nur an Professor Jäger, der Hunderttausende mit seiner Normalkleidung verdient hat!"

„Ah, nun beginne ich dich zu verstehen, jetzt endlich geht mir ein Licht auf!" rief Anna fröhlich und klatschte vor Vergnügen in die Hände, „du hast also auch etwas erfunden und willst, um es ja recht ordentlich zu machen, erst die Schneiderei erlernen."

„Ganz recht, mein Schatz, es freut mich, daß wir uns verstehen. Eine Erfindung habe ich allerdings noch nicht gemacht, mir schwebt nur so etwas in unbestimmten Umrissen vor, ich weiß zwar ganz genau, was ich erreichen will, aber nur noch nicht so recht, auf welche Weise dies geschehen soll. Um dahinterzukommen, ist es notwendig, daß ich das Gebiet der abstrakten Theorie verlasse und

mich der Praxis zuwende. Deshalb muß ich eben von der Pike auf dienen und Nähen, Zuschneiden, kurz alles, was zur Schneiderei gehört, gründlich kennen lernen. Dann wird es mir nicht schwer fallen, meinen Lehrsatz, daß die moderne Damenkleidung im höchsten Grade unpraktisch und gesundheitswidrig ist, zu beweisen. Glücklicherweise darf ich hier in der Stadt auf etwas Verständnis rechnen, da schon ein Verein für Reformkleidung besteht."

„Ganz richtig, im vorigen Jahr ist hier ein solcher Verein gegründet worden und noch dazu von unserer jungen Bürgermeisterin, die eine sehr moderne und emanzipierte Frau ist. Aber wenn auch allgemein so über sie geredet wird, die anderen Damen sind doch alle dem Verein beigetreten. Ich wollte mich auch melden, aber Papa meinte, das sei nur was für verheiratete Damen und nichts für junge Mädchen. Aber jetzt, wo der Verein dir vielleicht nützen kann, jetzt werde ich Papa so lange zusetzen, bis er mir doch erlaubt, Mitglied zu werden. Und wenn ich das erst bin, dann werde ich schon sehen, daß ich für dich wirken kann."

„Ja, thue das, mein Mädchen!" sagte er, gerührt von ihrem Eifer, und gab ihr einen herzhaften Kuß. Und dann setzte er ihr seinen Zukunftsplan ganz ausführlich auseinander. Hand in Hand beratschlagten sie, wie er am besten auszuführen wäre.

3.

Am anderen Tage schon machte Doktor Fritz Wegner Ernst. Nachdem er seine Sprechstunde abgehalten, das heißt: in Erwartung von Patienten, die aber leider nicht kamen, zwei Stunden lang Zeitungen und Journale gelesen hatte, nahm er Hut und Stock und suchte die beste Damenschneiderin, Fräulein Magnus, auf. Besagte wür-

dige Dame hatte durch ihre geschmackvollen Arbeiten im Laufe der Zeit gewissermaßen das Monopol in der Anfertigung eleganter Damengarderoben erworben. Sie besaß in der Hauptstraße ein großes Atelier, wo sie durch zwei sogenannte Direktricen und zwölf stets zu schelmischen Streichen aufgelegte junge Mädchen die Meisterwerke ihrer schöpferischen Eingebung herstellen ließ. Denn sie selbst rührte seit langer Zeit schon keine Nadel mehr an, sie begnügte sich damit, Schnitt, Fasson und die Details der einzelnen Kleidungsstücke ihren Mitarbeiterinnen anzugeben; im übrigen aber bestand ihre Thätigkeit nur darin, dann und wann ihrer übermütigen Schar eine kleine Strafpredigt zu halten und die vornehmen Kunden zu empfangen.

Sie selbst führte daher auch den Doktor in das geschmackvoll ausgestattete Empfangszimmer und fragte mit verbindlichem Lächeln: „Womit kann ich dienen, Herr Doktor?"

„Ich habe in der Zeitung gelesen, daß Sie ein Lehrmädchen suchen."

„Ganz recht, Herr Doktor."

„Und da bringe ich Ihnen eines."

„Ah, Sie wollen mir eines empfehlen?"

„Nein, ich bringe Ihnen eines, nämlich mich selbst."

„Aber Herr Doktor, wie können Sie nur so scherzen?"

„Ich scherze nicht im mindesten, verehrtes Fräulein; wie würde ich es denn wagen dürfen, mit einer so angesehenen Dame einen Scherz zu treiben?!"

Fräulein Magnus lächelte geschmeichelt.

„Ich versichere Ihnen nochmals, daß es mein ernsthafter Wille ist, die Damenschneiderei von Grund aus zu erlernen, und deshalb bin ich auch zu Ihnen gekommen, da ich weiß, daß ich in Ihnen die beste Lehrerin finden werde."

Fräulein Magnus verbeugte sich dankend, doch wußte sie noch immer nicht, was sie zu dem sonderbaren Anerbieten sagen sollte.

Der Doktor indessen fuhr fort: „Selbstverständlich werde ich Ihnen für Ihre Mühewaltung ein anständiges Honorar zahlen, das sie für die Zeit, die Sie mir widmen, entschädigt. Ich weiß nicht recht, was ich Ihnen bieten darf, und bitte Sie daher, die Höhe des Lehrgeldes selbst zu bestimmen."

Fräulein Magnus war eine Freundin von schnellen Entschlüssen. Deshalb erklärte sie sich nach kurzem Besinnen bereit, den gewünschten Unterricht zu erteilen, ohne weiter nach Wegners Motiven zu fragen. Weshalb sollte sie es denn auch nicht thun? Da er sich diese Marotte etwas kosten lassen wollte, würde sie ja gegen ihr Interesse handeln, wenn sie ihn abwiese und vielleicht einer Konkurrentin zuschickte. Das Honorar setzte sie auf hundert Mark, die Dauer der Lehrzeit auf vier Monate fest. „Denn ich glaube, Herr Doktor," so schloß sie ihre Rede, „daß diese Zeit bei einigem Eifer und Fleiß vollständig genügen wird, um Sie in den Stand zu setzen, ein Kostüm vollkommen selbständig herzustellen."

„Schön!" entgegnete er lächelnd, „ich bin mit diesen Bedingungen durchaus einverstanden; an Eifer und Fleiß soll es mir nicht fehlen."

Dann empfahl er sich mit der Zusicherung, nachmittags drei Uhr zum Beginn der Lehrstunden sich wieder einzufinden.

Auf dem Heimwege kaufte er sich noch ihren Anweisungen gemäß ein paar große Lineale, zwei Zeichendreiecke, Scheren und ein dickes Buch, betitelt: „Praktischer Lehrgang der Damenschneiderei, mit zahlreichen Vorlagen und Schnittmustern."

Pünktlich zur festgesetzten Stunde fand er sich wieder

im Atelier ein. Fräulein Magnus stellte ihn zunächst seinen „Kolleginnen", ihren hübschen Nähmädchen, vor*).

Das war aber eine Ueberraschung für die übermütige Schar. Die zierlichen Händchen, die bisher fleißig die Nadel geführt hatten, ruhten einen Moment aus, die schelmischen Augen, die sich bisher in eine Wolke von Mull und Tüll versenkt hatten, blickten erstaunt zu ihm auf. Und ein Gekicher war das, ein Erröten und ein verlegenes Räuspern! Hätten sie sich doch nie träumen lassen, daß so ein vornehmer studierter Herr sich als ihr Kollege vorstellen ließ.

Und was für ein hübscher Mann er war mit seinem blonden flotten Schnurrbart und seinen leuchtenden Augen. Wenn er doch gleich in ihrer Mitte Platz nehmen und ihnen ein wenig den Hof machen wollte! An Entgegenkommen ihrerseits sollte es gewiß nicht fehlen.

Aber o Jammer! zu allerhand Tändeleien sollte sich leider keine Gelegenheit bieten, denn Fräulein Magnus wies ihm einen Platz in ihrem Wohnzimmer an, dort mußte er mutterseelenallein sitzen.

Aber die Unterhaltung der lustigen Zwölf drehte sich fast nur um ihn, und eine überbot die andere in kühneren Beantwortungen der großen Frage, was ihn wohl veranlaßt haben mochte, den Gebrauch der Nadel und Schere erlernen zu wollen.

Natürlich wurde diese große Neuigkeit nach Feierabend überall weiter erzählt, und zum erstenmal wurde der Name des jungen Arztes auch in Kreisen, die außerhalb seiner Freunde und Bekannten lagen, erwähnt. Ja, da die jungen Mädchen nicht müde wurden, sein Lob in allen Tonarten zu singen, hieß es sogar in mancher Familie: „Wenn bei uns mal wieder jemand krank wird, dann

*) Siehe das Titelbild.

gehen wir zu Doktor Wegner. Den müssen wir kennen lernen."

4.

Tag für Tag fand sich Wegner nun in dem Atelier ein und widmete sich mit regem Eifer seiner neuen Aufgabe. Und es dauerte denn auch nicht lange, da wußte er nicht nur die Nadel mit Geschick zu führen und die Nähmaschine mit Erfolg zu gebrauchen, sondern war auch schon so weit in die Geheimnisse der Zuschneidekunst eingedrungen, um kleinere Arbeiten selbständig fertigstellen zu können. Mit sicherer Hand führte ihn seine Lehrmeisterin vom Leichteren zum Schwereren und von da bis zu den höchsten Aufgaben ihrer Kunst, und als die vier Monate vorüber waren, stellte sie ihm mit gutem Gewissen das Zeugnis aus, daß er befähigt sei, auch das eleganteste Kostüm ohne jede fremde Hilfe herzustellen.

Mit herzlichem Dank verabschiedete er sich von ihr und drückte auch jeder der „lieben Kolleginnen" freundlichst die Hand, eine Ehrung, die die jungen Mädchen nicht wenig stolz machte, und sie veranlaßte, von neuem überall sein Lob zu singen.

Wenn Wegner auch jetzt das Atelier Magnus nicht mehr besuchte, so hatte er damit doch keineswegs seine Nähstudien aufgegeben. O nein, im Gegenteil, er führte die Nadel jetzt fleißiger als bisher und richtete sich in seiner Wohnung eine ordentliche kleine Schneiderwerkstätte ein. Seine Aufwärterin schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als sie ihn eines Abends inmitten von Zeugstücken und Schnittmustern sitzen sah. Ihre Verwunderung erreichte aber ihren Gipfelpunkt, als eine Nähmaschine ins Haus geschafft und von ihrem hochgelahrten Herrn höchst eigenhändig in Gang gesetzt wurde. Gar zu gerne hätte Frau Neumann — so hieß die würdige Dame — auch gewußt, was er eigentlich nähte, doch konnte sie dies

trotz aller Anſtrengungen leider nicht herausbekommen, denn der Doktor ſchloß ſich von nun an jedesmal ſorgfältig ein, ehe er ſich an die Maſchine ſetzte, und pflegte

auch meiſtens erſt am ſpäten Abend mit der Näherei zu beginnen, wo er ihrer Dienſte nicht mehr bedurfte, und ſie ſich daher ſchicklicherweiſe nicht mehr in ſeiner Wohnung aufhalten konnte.

Er mußte ſogar oft die Nachtſtunden zur Hilfe nehmen,

weil seine Praxis allmählich in ganz überraschender Weise gewachsen war und ihm oft den ganzen Tag kein freies Stündchen ließ. Man war eben in der Stadt aufmerksam auf ihn geworden, der Nimbus des Geheimnisvollen, der auf viele unwiderstehlich wirkt, umwob ihn und zog die Leute zu ihm hin; die abfälligen Bemerkungen der übrigen Aerzte steigerten nur das Interesse für ihn. Und da es sich sehr bald herausstellte, daß seine ärztlichen Bemühungen oft von Erfolg begleitet waren, so wuchs seine Popularität mit jedem Tage.

Da las man auf einmal in der Zeitung, daß eine Erfindung von ihm, „Neuerungen an Frauenkleidern", in die Musterschutzrolle eingetragen sei. Gleichzeitig kündigte der Frauenverein „Reform" eine öffentliche Versammlung an mit der Tagesordnung: „Vortrag des Doktor Fritz Wegner: Die sanitäre Bedeutung der Frauenkleidung. Mit Demonstrationen."

Man hatte für den Vortrag vorsorglich den größten Saal der Stadt, den Kaisersaal der „Harmonie", gewählt; aber auch dieser erwies sich als viel zu klein, denn lange vor Beginn der Sitzung schon waren alle Plätze besetzt, und Hunderte mußten unverrichteter Sache wieder nach Hause gehen. Natürlich bestand das Publikum meist aus Damen, es hatten sich aber auch viele Herren eingefunden, die allerdings wohl mehr aus Neugierde als aus Interesse für die Sache gekommen waren.

In der vordersten Reihe hatte Anna Zimmermann Platz genommen; in banger Freude klopfte ihr Herz, wußte doch nur sie allein, was alles für den Geliebten und auch für sie von diesem Abend abhing. Nicht weit von ihr saß Fräulein Magnus inmitten ihrer lustigen Schar; sie wurde von ihren Kundinnen mit Fragen über den interessanten Doktor förmlich bestürmt, gab jedoch nur geheimnisvolle Andeutungen zur Antwort. Aber diese unbe-

stimmten, vieldeutigen Aeußerungen gingen von Mund zu Mund und trugen nur noch dazu bei, überall die Spannung zu erhöhen.

Endlich begann Wegner seinen Vortrag. Seine kräftige, wohlklingende Stimme nahm sofort für ihn ein, und bald war es ihm durch die lebendige Art seiner Rede gelungen, alle zu fesseln. Er gab zunächst eine kleine kulturhistorische Einleitung über die Frauentrachten der Vergangenheit und schilderte in anschaulicher Weise, wie die Mode schon im Altertum und im Mittelalter die Frauen unter ihr Joch gebeugt hatte. Aber bald wandte er sich der modernen Frauenkleidung zu und unterzog sie einer geradezu vernichtenden Kritik. Er wies nach, daß sie zahllose Mängel und Unbequemlichkeiten mit sich bringe, und in ästhetischer Beziehung sehr viel, in gesundheitlicher fast alles zu wünschen übrig lasse. Seine humoristisch gefärbten Bemerkungen entfesselten oft eine große Heiterkeit, und manches Bravo aus der Mitte der Versammlung bewies, daß er mit seiner Kritik den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Darauf entwickelte er kurz die Forderungen, die der Arzt an ein Frauenkleid stellen muß, und führte in überzeugender Weise aus, daß sich dies alles sehr wohl erfüllen lasse, ohne den ästhetischen Rücksichten das Geringste schuldig zu bleiben.

Endlich enthüllte er das Gestell einer großen Modellfigur, das bisher, mit einer grauen Decke umwickelt, an seiner Seite gestanden hatte. Man sah jetzt, daß die Figur mit einem modefarbenen Kostüm von ganz eigenartigem Schnitt bekleidet war.

„Dieses Kostüm," so fuhr er fort, „ist von mir selbst erfunden und „Sanitas" getauft worden. Es ist nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen hergestellt und wird allen Forderungen der Gesundheitslehre gerecht, die ich vorhin Ihnen entwickelt habe. Ein weiterer Vorzug des

Kostüms ist, daß es sich weit leichter und billiger herstellen läßt, als die bisherige Frauenkleidung. Ich glaube," so fügte er mit feinem Lächeln hinzu, „mir auch hierüber ein Urteil erlauben zu dürfen, denn ich habe sowohl dieses Kostüm, als auch dasjenige, das ich dem Patentamt eingesandt habe, mit eigener Hand genäht, nachdem ich unter der bewunderungswürdigen Leitung einer hervorragenden Kleiderkünstlerin das Schneidern aufs gründlichste erlernt hatte."

Ein beifälliges Lächeln flog über die Züge der Zuhörerinnen, aller Blicke wandten sich Fräulein Magnus zu, die purpurrot vor Freude und Stolz in ihren Schoß schaute. Leise kichernd stießen ihre lustigen Zwölf sich an; doch malte sich ein wenig Ueberraschung in ihren Mienen; daß er nur aus diesem Grunde ihr „Kollege" geworden war, hatte keine geahnt. Denn im Grunde ihres Herzens hatte jede wohl geglaubt, daß ihre eigene niedliche Person der Magnet gewesen sei, der den hübschen Doktor in die Schneiderstube gezogen hatte. Die anderen Damen indessen waren froh, endlich hinter sein Geheimnis gekommen zu sein, und fanden es höchst anerkennenswert, daß er, um etwas wirklich Gutes zu schaffen, selbst so große Mühe nicht gescheut hatte.

Sie wurden denn auch nicht müde, am Schluß des Vortrags lebhaft zu applaudieren, so daß Wegner sich ein über das andere Mal dankend verneigen mußte. Alle aber, denen es nachher bei dem großen Gedränge noch glückte, das Kostüm in der Nähe zu betrachten, stimmten darin überein, daß es nicht nur tadellos hergestellt sei, sondern auch wirklich die Vorzüge in sich vereine, die sein Erfinder an ihm gepriesen hatte.

Kurz und gut, der Abend brachte dem Doktor einen vollen Erfolg; er war mit einem Schlage der Held des Tages geworden.

5.

Am anderen Tage war sein Sprechzimmer überfüllt, er mußte weit über die festgesetzte Zeit hinaus Rat erteilen. Als er eben die letzte der Besucherinnen, die junge Frau eines angesehenen Kaufmannes, hinausbegleitet und sich erschöpft aufs Sofa geworfen hatte, meldete Frau Neumann, daß schon wieder ein Herr im Wartezimmer sei.

Aergerlich rief er: „Sagen Sie dem Herrn, die Sprechstunde sei vorüber, er möchte heute nachmittag zwischen Drei und Vier wiederkommen!"

Frau Neumann ging hinaus, kam aber bald mit dem Bescheid wieder: „Der Herr läßt sich nicht abweisen. Er ist auch nicht krank, er sagt, daß er in einer sehr wichtigen geschäftlichen Angelegenheit komme. Hier ist seine Karte."

Wegner nahm die Karte und las: „Ferdinand Reimann, Fabrikant."

„So lassen Sie den Herrn eintreten."

Ein hoher, eleganter Herr erschien alsbald im Zimmer, verbeugte sich höflich und sagte: „Verzeihen Sie, Herr Doktor, daß ich Ihre kostbare Zeit in Anspruch nehme."

„O, bitte sehr," erwiderte Wegner höflich, „womit kann ich Ihnen dienen?" Zugleich bat er mit einer Handbewegung, Platz zu nehmen.

Der Fabrikant setzte sich, strich behäbig seinen sorgsam gepflegten Bart und hub an: „Ich bin Konfektionär. Gestern hat meine Direktrice Ihren Vortrag besucht und Ihr neues Kostüm „Sanitas" genau in Augenschein genommen. Sie ist geradezu entzückt davon und garantiert einen vollen Erfolg; da ich mich nun auf sie absolut verlassen kann, so möchte ich Sie ganz ergebenst fragen, ob Sie mir nicht die Fabrikation und den Vertrieb Ihrer Erfindung verkaufen wollen?"

Wegner frohlockte; daß er so schnell einen Käufer für

sein Werk finden sollte, hätte er nicht gedacht. Gelassen jedoch, ohne seiner Freude Ausdruck zu geben, sagte er: „Ich habe leider schon Verhandlungen mit einer Schneiderin am Ort, mit Fräulein Magnus, angeknüpft, um ihr die Alleinanfertigung des Kostümes zu übertragen."

„Sie verzeihen," entgegnete der Fabrikant eifrig, „dieses Abkommen würde meine Kreise nicht im mindesten stören. Es liegt mir fern, hier etwa einzelne Kleider nach Maß anfertigen lassen zu wollen. Ich habe nur die Fabrikation im großen und den Vertrieb für die ganze Welt im Auge. Mehr und mehr wird es jetzt selbst in den kleineren Städten gebräuchlich, daß die Damen sich fertige Kleider kaufen. Ich versende jährlich viele Tausende nach allen Richtungen der Windrose, ins Ausland und selbst nach exotischen Ländern. Da würde es absolut keine Rolle spielen, wenn hier am Ort ein anderer Ihre Erfindung ausbeutete."

„Hm," sagte Wegner, „ich verstehe," und gespannt setzte er hinzu: „Wieviel würden Sie mir denn für das Recht der alleinigen Fabrikation zahlen?"

„Was fordern Sie?"

„Bitte, machen Sie mir ein Gebot."

„Wünschen Sie eine einmalige Abfertigungssumme oder alljährlich einen bestimmten Prozentsatz vom Umsatz?"

„Hm, ließe sich nicht beides vereinigen? Im Augenblick brauche ich zwar gerade eine größere Summe, doch wäre mir auch eine feste jährliche Einnahme erwünscht."

Der Fabrikant sagte: „Entschuldigen Sie einen Augenblick!" zog ein Notizbuch hervor, rechnete einen Moment und sprach dann: „Ich schlage Ihnen folgendes vor: Sie übertragen mir vorläufig für zehn Jahre alle Rechte an Ihrer Erfindung und an den Verbesserungen, die Sie während dieser Zeit etwa daran anbringen sollten, unbeschadet der Rechte von Fräulein Magnus, für den hiesigen Ort einzelne Stücke nach Maß anzufertigen, dafür

biete ich Ihnen zwanzigtausend Mark, zahlbar bei Abschluß des Vertrages, und fünf Prozent vom Jahresumsatz."

„Wie hoch schätzen Sie diesen?"

„Genau läßt sich das natürlich jetzt noch nicht sagen, aber ich denke doch mindestens für hunderttausend Mark abzusetzen."

„Das wären also fünftausend Mark jährlich?"

„Allerdings."

Wegner war durch dieses Angebot aufs angenehmste überrascht; in seinen kühnsten Träumen hätte er nicht erwartet, so schnell in den Besitz so großer Summen zu kommen. Freudig sagte er: „Gut, ich gehe auf Ihr Angebot ein."

Der Fabrikant nickte befriedigt. „Ich wußte es, daß wir einig werden würden, und habe deshalb gleich den Vertrag mitgebracht; nur die Zahlen sind noch hineinzuschreiben."

Eilfertig holte Wegner Tinte und Feder herbei, unterschrieb den Kontrakt und ward gleich darauf Besitzer eines Checks auf die Reichsbankhauptstelle und einer jährlichen, nicht unbedeutenden, sehr steigerungsfähigen Rente.

An demselben Tage noch schloß er auch mit Fräulein Magnus das Geschäft ab und übertrug ihr für ein Honorar von zehn Mark für jedes Kleid das Alleinrecht der Anfertigung nach Maß für den Umkreis der Stadt.

6.

Der Bankier Zimmermann saß eifrig arbeitend in seinem Comptoir. Nachdem er die Post erledigt hatte, schlug er sein Tagesjournal auf und murmelte: „Hm, heute ist ja auch der Wegnersche Zweitausendmarkwechsel fällig, werde ihn aber noch einstweilen liegen lassen, mag den jungen Menschen, von dem jetzt die ganze Stadt spricht, nicht in Verlegenheit bringen."

In demselben Augenblick aber meldete der Comptoirdiener: „Herr Doktor Wegner!“

„Nun, er kommt gewiß, um mich zu bitten, den Wechsel zu prolongieren,“ dachte der Bankier.

Doch der Doktor zog eine dicke, funkelnagelneue Brieftasche hervor, entnahm ihr zwei Tausendmarkscheine und sagte mit dem gleichmütigsten Gesicht von der Welt: „Hier, Herr Zimmermann, haben Sie mit bestem Dank Ihr Geld wieder; dürfte ich um meinen Wechsel bitten?“

Erstaunt suchte der Bankier den Wechsel aus seiner Dokumententasche und überreichte ihn dem Doktor, der ihn gleichmütig in Stücke riß.

Doch wurde sein Erstaunen noch größer, als der Doktor jetzt sagte: „Sie sind wohl so liebenswürdig, mir noch einen Rat zu geben; ich möchte etwa fünfzehntausend Mark in sicheren Papieren anlegen, raten Sie mir zu Consols, oder halten Sie eine sichere Hypothek für vorteilhafter?“

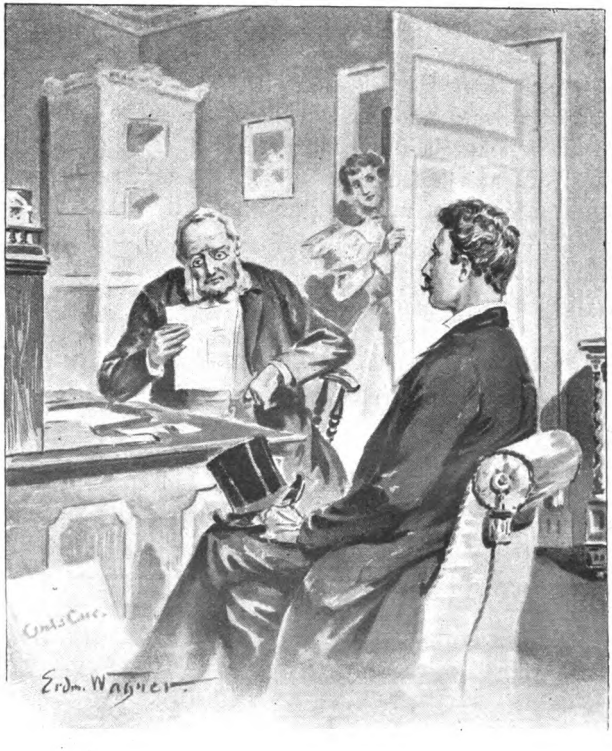
Der Bankier riß die Augen auf und fragte: „Na, Sie haben wohl geerbt oder das große Los gewonnen?“

„Keines von beiden,“ erwiderte der junge Arzt lächelnd. „Ich habe bloß Ihren Rat befolgt und bin unter die Damenschneider gegangen.“

Dabei zog er den Vertrag hervor und überreichte ihn dem Bankier.

Dieser las ihn aufmerksam durch und war so vertieft in diese Lektüre, daß er gar nicht merkte, wie die Thür sich leise öffnete und ein blonder Mädchenkopf hereinschaute. Endlich rief er: „Donnerwetter, lieber Doktor, da gratuliere ich aber herzlich! Ferdinand Reimann, allererste Firma, pikfein und energisch! Wird wenigstens für vierhunderttausend Mark im Jahr umsetzen, wenn nicht mehr, zehntausend Mark jährlich sind Ihnen mindestens sicher! Dazu die flotte Praxis — na, Sie sind also ein gemachter Mann, lieber Doktor. Freut mich, freut mich ganz außer-

ordentlich. Aber eigentlich," ſetzte er mit jovialem Lächeln hinzu, „müßten Sie mir Prozente abgeben, denn Sie ſelbſt ſagen ja, daß ich Sie auf die Idee gebracht habe."



„Aber beſter Herr Zimmermann," rief Wegner vergnügt, „Sie werden doch Ihrem — Schwiegerſohn keine Prozente abnehmen?"

„Wie, was? Schwiegerſohn?! Aber ich bitte doch ſehr —"

Doch er konnte dieſen Satz nicht beenden, denn nun wurde die Thür vollends geöffnet, Anna ſtürzte herein und flog dem Geliebten ohne weiteres um den Hals. Das ganze Comptoirperſonal, das den Vorgang durch die offene Thür mit anſehen konnte, geriet vor Staunen faſt außer ſich.

Was wollte der geſtrenge Vater da machen? Er mußte wohl ja ſagen und die Hände der Liebenden ineinander legen. „Hätte wirklich nie geglaubt,“ ſagte er lachend, „daß ich noch einen Damenſchneider zum Schwiegerſohn bekommen werde, noch dazu einen, den ich ſelbſt dazu gemacht!“

Die Kunstschöpfungen König Ludwigs I.

Ein Rückblick von **E. Heilmann.**

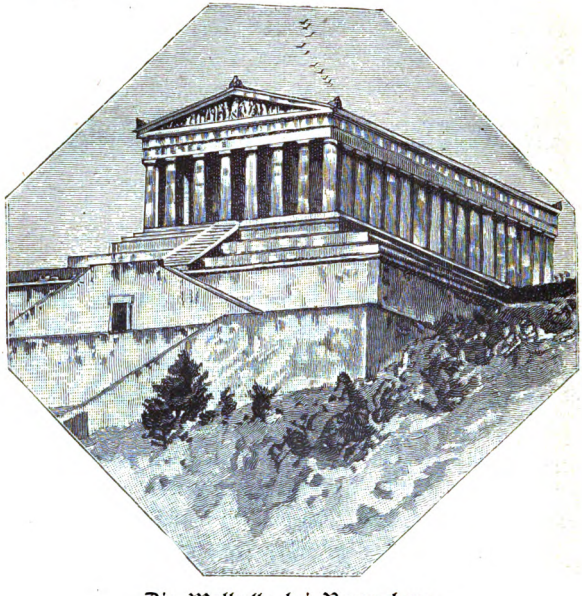
Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Getreulich hat König Ludwig I. von Bayern sein Gelöbnis: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Teutschland so zur Ehre gereichen soll, daß keiner Teutschland kennt, wenn er nicht auch München gesehen hat," gehalten. Wohl ist auch unter seinen Nachfolgern viel für die Kunststadt an der Isar geschehen, die gerade in den letzten Jahren großartige Verschönerungen erfahren und großartige monumentale Neubauten erhalten hat. Was die Fremden aber doch in erster Linie anzieht und entzückt, das sind die Bauwerke, die der alte König Ludwig — seiner Zeit zum Teil durchaus gegen den Willen der biederen Münchener — geschaffen, und die Sammlungen, die er zu stande gebracht hat.

Der Sinn für die Kunst war diesem Monarchen angeboren, und von dem Tage an, da er als Kronprinz in der Siebenhügelstadt beschloß, in München ein Museum anzulegen, bis in sein hohes Greisenalter ist Ludwig I. ein unermüdlicher Beschützer der deutschen Kunst geblieben. Er hat sich dabei keineswegs auf München und Bayern beschränkt;

die Dome in Köln, Bamberg, Regensburg und Speyer, das Goethe-Schillerdenkmal in Weimar, das Dürerdenkmal und das Germaniſche Muſeum in Nürnberg — alle dieſe Bauten und Denkmäler verdanken der Mitwirkung des kunſtbegeiſterten Monarchen Entſtehung und Beſtand.

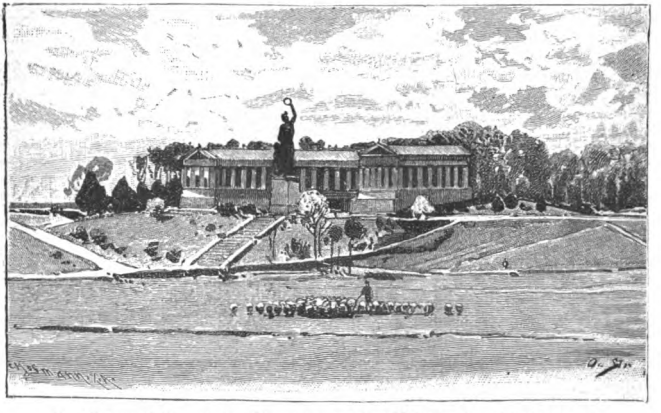


Die Walhalla bei Regensburg.

„Noch nie wurde," nach dem Urteil eines hervorragenden Kunſthiſtorikers, „dem Künſtlergenius ein geräumigeres Feld der Thätigkeit eröffnet, und noch nie ſah man eine gleich große Zahl verſchiedenartiger Talente zur Ausführung eines Werkes auf einem Punkte ihr Wiſſen und Können vereinigen." Nicht weniger als 21¾ Millionen Gulden, zumeiſt aus ſeinen Privatmitteln, hat Ludwig im ganzen für Bauten und Kunſt ausgegeben, und es verlohnt

ſich wohl, wenigſtens ſeine Hauptſchöpfungen den Leſern einmal im Zuſammenhange vorzuführen.

Schon als jugendlicher Kronprinz hatte Ludwig in den Tagen von Deutſchlands tiefſter Erniedrigung unter Napoleon I. den Gedanken gefaßt, eine deutſche Walhalla zu bauen, die in den Tagen des nationalen Unglücks den Mut und die Begeiſterung anfachen und die Liebe zum Vaterland erwecken ſollte. Eine Ruhmeshalle der deutſchen



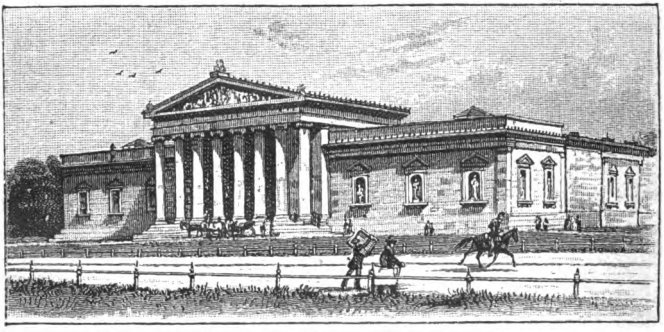
Die Ruhmeshalle mit der Bavaria auf der Münchener Thereſienwieſe.

Nation ſchwebte ihm vor, doch erkannte er bald, daß ihm vorläufig noch die Mittel fehlten, ein ſolches Werk würdig herzuſtellen. „Walhalla iſt kein Werk für einen Kronprinzen," ſchrieb er am 2. Oktober 1808 an Johannes v. Müller, „wäre zu koſtſpielig; ſoll ich einſt König werden, errichte ich es."

Fürſtlich hat er ſein Wort eingelöſt. Im Jahre 1830, am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, wurde der Grundſtein zur Walhalla auf dem Braunberg unweit Regensburg gelegt; nach den üblichen drei Hammerſchlägen ſprach der

König die denkwürdigen Worte: „Möchten in dieser sturmbewegten Zeit fest, wie dieses Baues Steine vereinigt sein werden, alle Teutschen zusammenhalten!“ Zwölf Jahre später war die Walhalla, das stolze, dem Andenken deutscher Größe und deutschen Heldentums gewidmete Riesendenkmal vollendet: der prachtvolle Tempel ist ein echt nationales Bauwerk und zugleich die Krone aller Bauwerke, mit denen der Monarch sein Land geschmückt hat.

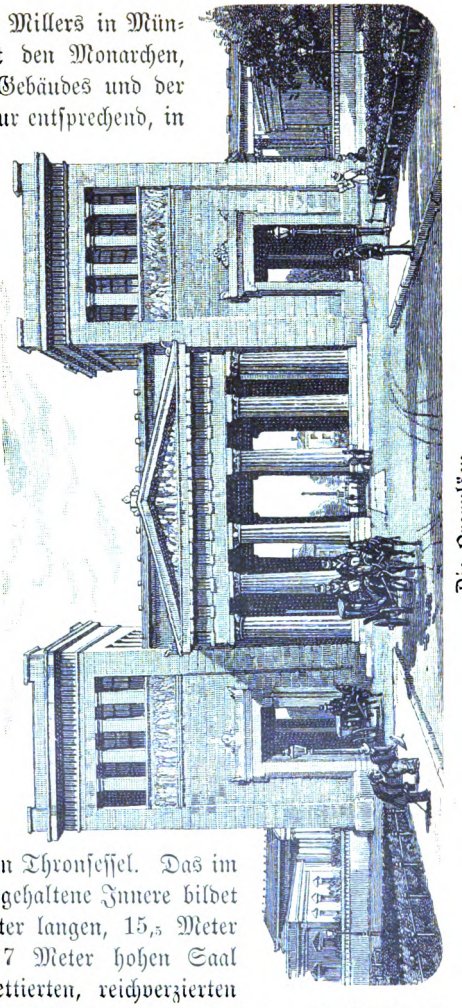
Den Entwurf zu diesem „Tempel deutscher Ehren“ hat



Die Glyptothek.

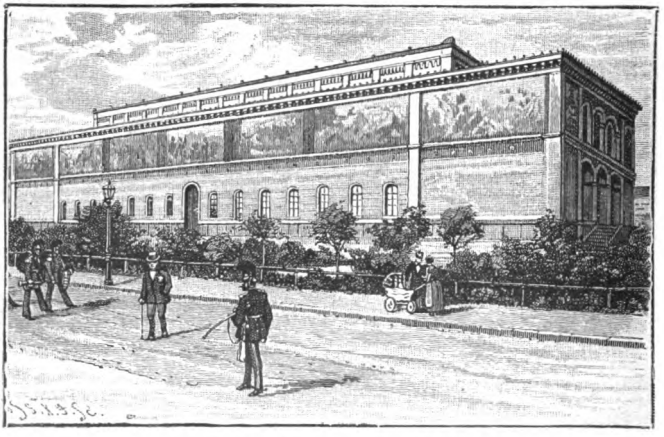
Leo v. Klenze dem König geliefert, der die durch Marmorbüsten zu verkörpernden Walhallagenossen unter J. v. Müllers Beirat zunächst selbst auswählte; sie umfassen besonders hervorragende Männer und Frauen deutschen Stammes von Heinrich dem Finkler an. Als nun die hundertste Wiederkehr des Geburtstages König Ludwigs I. (geb. 25. August 1786) im Jahre 1888 festlich begangen werden sollte, weil man sie zwei Jahre vorher nach der Katastrophe am Starnberger See nicht feiern konnte, da beschloß die bayerische Volksvertretung einstimmig, auch dem Förderer der deutschen Kunst selbst in seiner Walhalla ein Denkmal zu setzen, das dann am 25. August 1890 enthüllt wurde. Es ist

ein Werk F. v. Millers in München und ſtellt den Monarchen, dem Stil des Gebäudes und der übrigen Skulptur entſprechend, in idealer, antiker Gewandung dar; um ſeine durchgeiſtigte Stirn ſchlingt ſich der Lorbeer. Gleich dem Eingange gegenüber hat Ludwig als der Eigentümer des Hauſes und als Vorſitzender unter dieſer erlauchten Verſammlung einen Ehrenplatz erhalten; er ſitzt, leicht vorgebeugt, auf einem von zwei Löwen geſtützten Thronſeſſel. Das im ioniſchen Stil gehaltene Innere bildet einen 54,5 Meter langen, 15,5 Meter breiten und 17 Meter hohen Saal mit einer kaſſettierten, reichverzierten und vergoldeten Erzdecke, der durch drei große Fenſter im Dach Oberlicht empfängt und einen bedeutenden Eindruck



Die Propyläen.

macht. Zwei vorſpringende Pfeilermaſſen auf jeder Seite teilen die beiden Längswände in ſechs Wandflächen. Rings=um läuft ein Geſims, auf welchem paarweiſe 14 Walküren von Schwanthaler das in Weiß und Gold reich verzierte obere Gebälk tragen. Längs dieſem Geſims zieht ſich um den ganzen Saal ein von Wagner ausgeführter Fries mit Darſtellungen aus der Geſchichte und dem Leben der alten Germanen. Ueber dem Geſims ſind 64 Marmortafeln mit

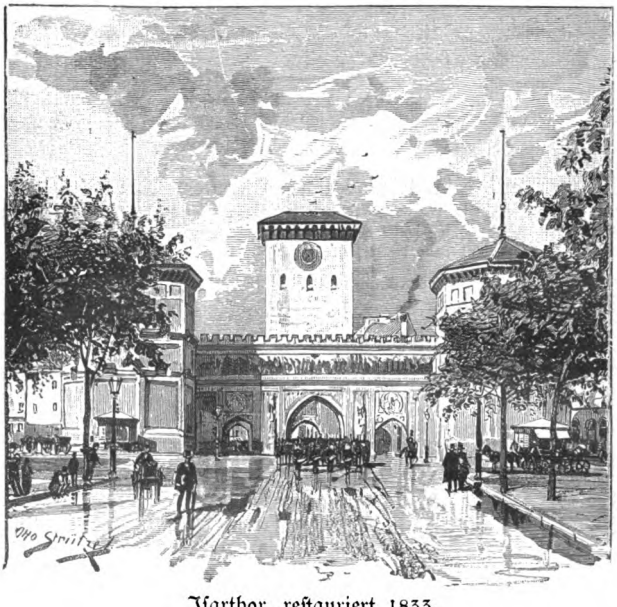


Die Neue Pinakothek.

den Namen ſolcher Walhallagenoſſen angebracht, von denen keine beglaubigten Bildniſſe exiſtieren. Darunter ragt eine Reihe von Kragſteinen mit Marmorbüſten hervor; unten ſind fortlaufende Konſolen, ebenfalls Büſten tragend. Letztere, 102 an der Zahl, ſind in chronologiſcher Reihenfolge aufge=ſtellt; zuletzt wurde die Büſte Kaiſer Wilhelms I. hinzu=gefügt. In der Mitte der ſechs Wandabteilungen thront je eine der herrlichen Siegesgöttinnen von Rauch; der Preis der Schönheit gebührt der im linken Mittelfelde aufgeſtellten.

Zwölf Marmorsessel und acht Kandelaber sind an den Wänden verteilt.

Von Regensburg aus kann man auch mit leichter Mühe die Befreiungshalle bei Kelheim besuchen, die König Ludwig I. dem Andenken der Tapferen, die in den Befreiungs-



Isarthor, restauriert 1833.

kämpfen mitgestritten, gewidmet hat. Es ist eine Rotunde in antikisierenden Formen mit Kuppelkrönung, die nach Gärtners und Klenzes Entwürfen 1842 begonnen und am 18. Oktober 1863, dem fünfzigjährigen Gedächtnistage der Leipziger Völkerschlacht, eingeweiht wurde.

Um ihrer nationalen Bedeutung willen haben wir diese beiden Bauten vorangestellt. Der Zeitfolge nach müßten wir mit der Glyptothek beginnen, die Münchens

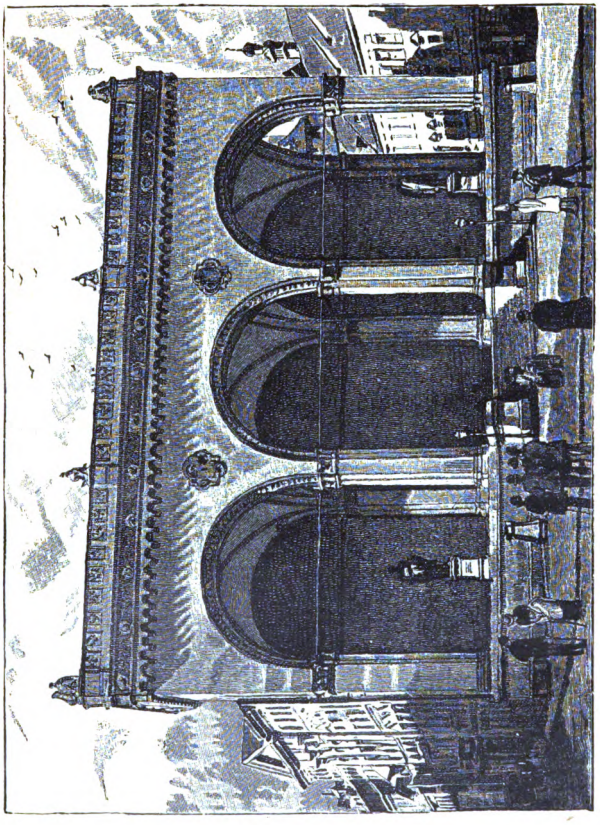
bedeutendste Kunstsammlung enthält. Die Meisterwerke der antiken Bildhauerkunst, die Ludwig als Kronprinz in so reicher Fülle in Rom gesehen hatte, ließen in ihm den Wunsch entstehen, ein solches Museum seiner zukünftigen Residenz zu schenken. Als er während seines Pariser Aufenthaltes 1815 den jungen Architekten L. v. Klenze kennen lernte, fand er in ihm den Meister, der im stande war, seinen monumentalen Ideen eine künstlerisch vollendete Ausführung zu geben. Ihr erstes gemeinsames Werk war die Glyptothek, die in den Jahren von 1816 bis 1830 vollendet wurde.

Der auf dem Königsplatz, gegenüber dem Kunstausstellungsgebäude, errichtete Bau ist außen im ionischen Stil gehalten, innen mit römischen Formen und Gewölbekonstruktionen. Er enthält in 13 Sälen antike und moderne Bildwerke, die Ludwig I. größtenteils während des Zeitraumes 1805 bis 1816 in Rom als Kronprinz gesammelt hatte. Die berühmtesten Skulpturen darunter sind die im Aeginetensaale aufgestellten beiden Giebelgruppen vom Tempel der Athena auf der Insel Aegina, 1811 aufgefunden, und die Kämpfe um den Körper des Achilleus und die des Herkules und Telamon gegen Laomedon darstellend; die Rondaninische Medusa und der Barberinische Faun. Hervorzuheben sind ferner die großartigen Fresken von Peter v. Cornelius aus der griechischen Mythologie und Sage, welche den Götter- und den Trojanersaal schmücken.

Am Geburtstage Raffaels, dem 4. April, legte der König im Jahre 1826 den Grundstein zur Alten Pinakothek, die zehn Jahre später vollendet wurde. Sie heißt die alte, weil Ludwig I. ihr später die Neue Pinakothek zur Seite stellte. Die eine sollte die alten, die andere die modernen Gemäldeschätze aufbewahren, und beide gehören jetzt zu den bedeutendsten Gemäldesammlungen Europas.

Die Alte Pinakothek, gegenüber der sogenannten Türken-

kaserne an der Türkenstraße, ist 152 Meter lang, an der Südseite sind oben auf der Attika 24 Standbilder berühmter



Die Feldherrnhalle.

Maler nach Skizzen von Schwanthaler aufgestellt. Sie enthält über 1400 Bilder, nach Schulen und Zeit geordnet, und mit den Namen der Meister versehen, in 12 Sälen und 23 Kabinetten. Hervorzuheben sind Albrechts Dürers

„Vier Temperamente", die Apostel Petrus und Johannes, Paulus und Markus darstellend; die überaus reichhaltige Sammlung niederländischer Meister, in der besonders Rubens, A. van Dyck und die Genremaler hervorragend vertreten sind; Raffaels „Madonna della Tenda" und Murillos berühmte Betteljungen (vier Gemälde), vor denen immerfort die Staffeleien kopierender Kunstjünger aufgeschlagen sind. Im Erdgeschoß des Gebäudes befinden sich das Kupferstichkabinett, das Kabinett der Handzeichnungen und die Vasensammlung.

Die Ludwigskirche.

Unmittelbar neben der Alten Pinakothek, nur durch die Theresienstraße getrennt, erhebt sich die Neue Pinakothek, 1846 bis 1853 nach Voits Plänen erbaut. Das 107 Meter lange und 28 Meter breite Gebäude war an der Außenseite mit Fresken nach Entwürfen Wilhelm v. Kaulbachs geschmückt, die aber von den Witterungseinflüssen beinahe ganz zerstört sind und jetzt einen traurigen Anblick darbieten. In der Eingangshalle Wagners Modell der Löwenquadriga auf dem Münchener Siegesthor. Daneben befindet sich der Eingang zu zwei Gemächern mit Porzellan-

bildern, Kopien der beſten Bilder der Alten Pinakothek und der Schönheitengalerie in der königlichen Reſidenz. Ferner enthält das Erdgeſchoß noch in fünf Sälen das Antiquarium, eine Sammlung kleiner ägyptiſcher, griechiſcher und römiſcher Altertümer, Bronzen u. ſ. w.

Reiterſtatue König Ludwigs I. auf dem Odeonsplatz.

In den oberen 11 Sälen und 14 Kabinetten umfaßt die Neue Pinakothek ausſchließlich Bilder neuerer Meiſter, darunter viele hervorragende Werke von Koch, Overbeck, H. und P. Heß, Rottmann (20 griechiſche Landſchaften), W. v. Kaulbach („Zerſtörung Jeruſalems"), Schorn, K. v. Piloty („Seni vor Wallenſteins Leiche" und „Thusnelda im Triumphzuge des Germanikus"), F. v. Defregger, F. v. Lenbach, Gabriel Max, Böcklin („Im Spiel der Wellen"), Feuerbach, Piglhein, H. v. Kaulbach, Kurzbauer und vielen

anderen. Die Sammlung wird noch fortwährend durch Ankäufe auf den alljährlich in München stattfindenden Kunstausstellungen vermehrt.

Eine Schöpfung des Königs ist auch die nach ihm benannte 37 Meter breite Ludwigsstraße, die von der nachher zu besprechenden Feldherrnhalle bis zu dem 1170 Meter entfernten Siegesthor führt und eine Reihe von Monumentalbauten mannigfaltigster Form enthält.

In dieser Straße war es zunächst die imposante Hof- und Staatsbibliothek, die Ludwig in Angriff nehmen ließ, nachdem die Kunstschätze geborgen in ihrem Heim waren. Das Gebäude im florentinischen Stil wurde 1832 bis 1843 von Gärtner erbaut. Auf der Freitreppe vier sitzende Kolossalstatuen: Aristoteles, Hippokrates, Homer und Thukydides darstellend, in Kalkstein von Sanguinetti und Mayer ausgeführt.

Gärtner erbaute auch in den Jahren 1841 bis 1844 die vorhin erwähnte Feldherrnhalle am Südende der Ludwigsstraße, mit hoher Freitreppe und den Erzstandbildern Tillys und Wredes von Schwanthaler, wie sie auf Seite 111 dargestellt ist. Neuerdings ist vor der Rückwand der Halle noch das 1892 enthüllte Armeedenkmal von F. v. Miller zur Aufstellung gelangt.

Derselbe Architekt führte von 1829 bis 1844 im Auftrage des Königs die in der Ludwigsstraße gelegene Ludwigskirche aus Kalksteinquadern im italienisch-romanischen Stil auf, mit ihren beiden 64 Meter hohen Türmen, welche vierseitige pyramidenförmige Dächer haben; das Hauptdach ist musivisch mit bunten Ziegeln gedeckt. Das Innere enthält das kolossale „Jüngste Gericht" von P. v. Cornelius und noch eine Reihe von Fresken, welche nach den Entwürfen des Meisters von seinen Schülern ausgeführt wurden.

Einen würdigen Abschluß der schönen Straße bildet im Norden das schon genannte 26 Meter breite und 23 Meter

Die Ludwigsstraße.

hohe Siegesthor mit drei Durchfahrten. Wie die Inschrift kündet, widmete es König Ludwig I. „dem bayerischen Heere". Der Bau ist eine Nachbildung des Konstantinsbogens in Rom; begonnen wurde er 1843 von Gärtner und von Metzger 1850 vollendet. Oben steht eine 5,5 Meter hohe Bavaria auf einem mit vier Löwen bespannten Siegeswagen.

Das Gegenstück zum Siegesthor bilden die Propyläen am Königsplatz, wohl das klassisch-vollendetste Bauwerk Münchens. Dieses Prachtthor mit außen dorischen, innen ionischen Säulen wurde nach Klenzes Plänen aufgeführt und 1862 vollendet. Reliefs von Jos. Schefzky schmücken es, Darstellungen aus dem griechischen Freiheitskampfe und der Regierung des Königs Otto I. von Griechenland. Auf den inneren Wänden des Thores sind die Namen der Helden jener Kämpfe und berühmter Philhellenen angebracht, und ein eigentümliches Verhängnis fügte es, daß an dem Tage, da der letzte dieser Namen vollendet worden war, Otto, der Sohn des Königs Ludwig, in Athen des griechischen Thrones für verlustig erklärt wurde. Am Tage nach der Einweihung dieses nach dem Vorbilde der Propyläen auf der Akropolis zu Athen erbauten Thores zog der Exkönig Otto (gest. 1867) in München wieder ein.

Das aus dem Mittelalter stammende Isarthor ließ Ludwig 1833 bis 1835 wiederherstellen und durch Bernhard Neher mit einer großen Freske, den Einzug Kaiser Ludwigs des Bayern nach der Schlacht bei Ampfing darstellend, schmücken. Nachdem die Arbeit völlig verwittert war, wurde das Giebelbild in Mineralmalerei 1881 durch Paul Wagner und Boos erneuert.

Draußen, am Ende der Theresienwiese, die freilich gegenwärtig schon auf allen Seiten von den Häuserreihen der mächtig wachsenden Stadt umschlossen wird, ließ Ludwig das Riesenstandbild der Bavaria aufstellen. In der

hocherhobenen Linken hält sie den Lorbeerkranz, die Rechte am Schwert, neben ihr der bayerische Löwe. Die Figur ist 16 Meter hoch, bis zur Spitze des Kranzes 19 Meter, und steht auf einem 9 Meter hohen grauen Marmorwürfel. Auf 66 Stufen steigt man durch das Fußgestell bis zur Figur und in dieser auf einer eisernen Wendeltreppe von 60 Stufen bis in den Kopf, der Raum für 5 Personen hat und bei hellem

Das Siegesthor.

Wetter durch angebrachte Oeffnungen einen schönen Blick auf die ferne Alpenkette gewährt. Hinter der Bavaria erhebt sich die Ruhmeshalle. Eine Inschrift am Sockel der Bavaria meldet: „Als Anerkennung bayerischen Verdienstes und Ruhmes ward diese Halle errichtet von Ludwig I., König von Bayern; ihr Erfinder und Erbauer war L. v. Klenze. Begonnen den 15. Oktober 1843, vollendet den 15. Oktober 1853.“ Und eine zweite Inschrift im Innern des Kopfes lautet: „Dieser Koloß, von Ludwig I., König von Bayern, errichtet, ist erfunden und modelliert von Ludwig

v. Schwanthaler und wurde in den Jahren 1844 bis 1850 in Erz gegossen und aufgestellt von Ferd. Miller."

Thorwaldsen schuf für den Monarchen die Reiterstatue seines Ahnherrn, des Kurfürsten Maximilian I., auf dem Wittelsbacher Platz; sonst sind fast alle Monumente unter seiner Regierung von Münchener Künstlern ausgeführt worden, oder von Fremden, die sich dort ansässig gemacht, und deren Entwürfe der König geprüft hatte. Es war nur ein geziemender Tribut der Dankbarkeit seitens der Künstler und Bürger Münchens, daß sie auch den König selbst durch ein Monument ehrten, das noch bei seinen Lebzeiten, am Ludwigstage (25. August) 1862, enthüllt wurde. Dieses Reiterstandbild erhebt sich auf dem Odeonsplatze und ist nach einer Schwanthalerschen Idee von Professor Widnmann modelliert und von Miller in Erz gegossen worden.

An der Ecke der Brienner und der Türkenstraße ließ der König 1843 den gewaltigen Wittelsbacher Palast nach Gärtnerschen Plänen in englisch-mittelalterlichem Spitzbogenstil aus roten und gelben Backsteinen erbauen. Er traf die Bestimmung, daß der Palast die Residenz des jeweiligen Kronprinzen sein sollte; seit seiner Abdankung (20. März 1848) bewohnte ihn jedoch der König selbst bis zu seinem in Nizza erfolgten Tode. Gegenwärtig wohnen die Prinzen Ludwig und Arnulf darin.

Seine letzte Ruhestätte hat Ludwig I. in der in der Karlsstraße gelegenen Bonifaciuskirche gefunden, die gewöhnlich die Basilika heißt, weil sie diese älteste christliche Kirchenbauform darstellt. Der König ließ dieses prachtvolle Gotteshaus aus seinen Privatmitteln (mit einem Kostenaufwand von 670 000 Gulden, ohne die 50 000 bis 60 000 Gulden für die Malereien) in den Jahren 1835 bis 1840 nach Plänen des Architekten Ziebland aufführen. Vier Reihen polierter Marmorsäulen tragen den prachtvoll geschmückten Innenraum. Das Mittelschiff ist 48 Meter lang,

14 Meter breit und 23 Meter hoch; oben zieht ſich auf beiden Seiten ein von Heinrich v. Heß ausgeführter Cyklus von Gemälden hin, welcher das Leben und die Thaten des größten Apoſtels der Deutſchen, des heiligen Bonifacius, verherrlicht.

Das Innere der Baſilika.

Unter einem einfachen, hellgrauen Marmorſarkophag beim Eingange rechts ſind die irdiſchen Ueberreſte des königlichen Bauherrn (geſt. 29. Febr. 1868) und ſeiner Gemahlin Thereſe beigeſetzt. Hier ruht der Schirmherr deutſcher Kunſt, den ein Hiſtoriker mit Recht den größten Mäcenas der deutſchen Geſchichte nach Karl Auguſt von Weimar genannt hat.

Familie Feigl.

Novelle von **Anna Vogel vom Spielberg.**

1. (Nachdruck verboten.)

Das Haus — alt, unscheinbar, nur stockhoch, mit gänzlich schmuckloser Fassade, niedrigen Fenstern und Thüren, ohne Gasbeleuchtung, ohne Wasserleitung, von allem modernen Komfort himmelweit entfernt — stand da wie ein vergessenes Ueberbleibsel längst vergangener, anspruchsloserer Zeiten inmitten der modernen Zinskasernen der vorortlichen Hauptstraße, die wie der ganze Wiener Vorort überhaupt von ärmeren Gesellschaftsklassen bewohnt war. Nur machte das alte Haus inmitten des verlogenen Prunkes der anderen ringsumher in seiner schlichten Anspruchslosigkeit einen anheimelnden Eindruck, der durch den Trödlerladen neben dem breiten Hausthor eher noch erhöht als beeinträchtigt wurde.

Ueber demselben befand sich eine Holztafel — einstmals weiß, nun schmutzig grau — darauf in großen schwarzen Lettern zu lesen stand: „Bernhard Feigl, Trödler."

Neben der Ladenthür hingen alte Stiefel in allen

Größen und Kleider für Männer und Weiber. Im Auslagefenster waren die bescheidenen Kostbarkeiten verlockend zur Schau gestellt.

Da baumelten an aufgespannten Schnüren Taschenuhren und Ringe, da standen Vasen aus Glas, Majolika und Porzellan, glänzten Armbänder und Broschen aus Silber und unechtem Metall, schimmerten einige Eßbestecke und Löffel, lehnten ein paar Bilder, von unbekannten Malern in Oel gemalt, stand und lag allerlei Krimskrams, dafür sich selten Käufer finden wollten.

Ein sehr bescheidener Reichtum, nicht mehr als einige hundert Gulden wert, der dem Geschäft aber doch ein gewisses Ansehen verlieh und die Leute der Umgebung zum Trödler Feigl, der überdies, als anständiger Geschäftsmann galt, gehen ließ.

Sein Hauptgeschäft freilich beruhte auf dem Ein- und Verkauf alter Kleidungsstücke, Wäsche und einfacher Möbel, mit denen der geräumige Laden so angefüllt war, daß man sich darin kaum bewegen konnte. —

Es war an einem unfreundlichen Oktobernachmittag, als sich Frau Feigl in dem mit einer Petroleumlampe erhellten Laden befand, um einen Käufer, der einen Anzug haben wollte, zu bedienen.

Kaum vierzigjährig, sah sie mit ihrem schlaffen, blassen, einstmals hübsch gewesenen Antlitz, der ebenso schlaffen Gestalt, den vorgeneigten, wie unter einer Bürde beschwerten Schultern und dem glanzlosen dunklen Haar weit älter aus. Vorzeitig welk vor Kummer, Sorge, Arbeit. Oft schien es ihr, als müßte sie sich hinlegen, um nicht mehr aufzustehen; nur mit Anspannung ihrer ganzen Willensstärke hielt sie sich aufrecht. Sie hatte dem kauflustigen jungen Manne bereits eine Anzahl Anzüge zur Auswahl vorgelegt, ohne daß er noch seine Entscheidung getroffen hätte, und legte ihm geduldig noch einen

vor, an dem er endlich Gefallen fand. Nur war ihm der Preis zu hoch. Er unterbot sie um ein beträchtliches. Sie konnte darauf nicht eingehen, er verlegte sich aufs Feilschen, bot immer um zehn Kreuzer mehr, und der Handel zog sich in die Länge, hätte vielleicht noch wer weiß wie lange gedauert, wenn nicht die Trödlerin gezwungen worden wäre, ihm rasch ein Ende zu bereiten.

In der an den Laden anstoßenden Wohnung wurde es von aufgeregten Kinderstimmen laut. Die größeren Buben waren in einen Streit geraten, man hörte ein Geräusch dumpf aufstoßender Tritte wie bei einer Balgerei und keuchendes Atmen. Mit einemmal ertönte ein Schrei, so laut und schmerzhaft, als wäre der eine dem anderen an das Leben gegangen, ein Schrei, der die Mutter mit Todesschreck erfüllte und sie an allen Gliedern beben ließ.

Der Kunde hatte indessen langsam einen halben Gulden zugelegt. Und sie, vor Aufregung und Herzensangst um die Kinder, ging den Handel ein, gab das Gewand viel billiger her, als sie beabsichtigt hatte und gedurft hätte.

Der Käufer entfernte sich zufrieden, die Trödlerin stürzte in das Wohnzimmer.

Ihr ältester Sohn, ein zwölfjähriger Knabe, lehnte dunkelrot im Antlitz, sprachlos, mit angstvoll umherrollenden Augen an der Wand, beide Hände krampfhaft auf die Brust gepreßt, weil ihn der um zwei Jahre jüngere Bruder im Raufhandel durch einen heftigen Stoß auf den Magen überwältigt hatte. Nun stand der Uebelthäter bestürzt vor dem Besiegten, während die zwei jüngsten Kinder — ein Mädchen von sechs und ein Knabe von vier Jahren — ein lautes Angstgeschrei ausstießen.

„Um Gottes willen, was habt ihr denn gethan?“ fragte die Mutter händeringend.

„Der Karl hat mir keine Ruh' gegeben,“ gestand der zehnjährige Hans halb kleinlaut, halb trotzig. „Er hat

zu raufen angefangen, mich hauen wollen. Und da hab' ich ihm halt einen Stoß gegeben."

„Na, wart nur!" schnitt die Mutter ihm mit drohender Gebärde das Wort ab. „Das wirst du nicht mehr thun, du schlimmer Bub!"

Sie stürzte zu dem Aeltesten hin und brachte ihn durch heftiges Schütteln an den Schultern zu sich.

„So sprich doch, Karl," flehte sie in Angst. „So sprich doch nur ein Wort." Und da ihr Flehen erfolglos blieb, eilte sie in die Küche hinaus und kam im nächsten Augenblick mit einem in kaltes Wasser getauchten Handtuch zurück. Damit rieb sie ihm den Kopf tüchtig ab und sah ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt. Die unheimlich dunkle Färbung seines Antlitzes verschwand, die natürliche Farbe kam zum Vorschein, nur viel blässer als sonst. Die Augen hörten auf zu rollen, die Sprache stellte sich wieder ein.

Einmal so weit, ging das mütterliche Strafgericht gerechterweise über beide nieder. Zuerst über Hans, weil er dem Karl beinahe das Lebenslicht ausgeblasen; dann über Karl, weil er die Balgerei begonnen hatte. Und bei dem ohrenbetäubenden Gebrüll der bestraften Knaben duckten sich die zwei Kleinen am Kindertischchen verängstigt zusammen, als befürchteten sie, auch ihren Teil wegzukriegen.

Eine ganz unnötige Sorge. Die Mutter dachte nicht daran, die Unschuldigen mit leiden zu lassen. Sie schlug nicht gerne zu; doch wenn es sein mußte, gab es bei ihr aus. Und bei den großen Buben mußte es zu ihrem Leidwesen oft sein. Sie wuchsen ihr über den Kopf, die beiden, und der Vater schritt nicht ein. Er kümmerte sich nicht um die Kinder, nicht um ihre Erziehung, überließ alle Sorgen ausschließlich der Mutter.

Und nun, nach überstandenem Schrecken, versagten ihr,

wie immer nach solchen Vorfällen, die durch Ueberbürdung arg heruntergekommenen Nerven ganz den Dienst. Erschöpft sank sie auf einen Stuhl, die Hände kraftlos im Schoß gefaltet, und starrte düster vor sich hin.

Ihr Mann, ihr Mann ... O, der hatte es gut. Der sorgte sich um nichts, als um sein Leibeswohl und sein Vergnügen; ließ sich von ihr mit guten Bissen füttern und sie selbst zusehen, wie es ihm schmeckte; stand spät auf wie ein großer Herr und verbrachte jahraus, jahrein den Nachmittag und Abend im Kaffeehaus. Und so, bei diesem Leben, war's gekommen, daß er ihr gegenüber zwanzig Jahre voraus hatte. Um zehn Jahre älter als sie, sah er um zehn Jahre jünger aus, so frisch und blühend wie ein Dreißigjähriger. Während sie ...

Ihr verdunkelter Blick fiel in den Spiegel am Fensterpfeiler. Das Bild eines gebrochenen, gealterten Weibes schaute ihr daraus entgegen. Und es schien ihr unglaublich, daß sie einmal jung und hübsch gewesen war. Auf ihr allein ruhte eben alles: die Hauswirtschaft, das Geschäft, die Sorge für die Kinder, das Rechnen, Sparen, Placken.

Sie war schon lange an alles das gewöhnt, schon lang dagegen abgestumpft; aber manchmal regte es sich doch wie eine Erinnerung in ihr, daß auch sie Anspruch auf Glück gehabt, daß sie mit frohen Hoffnungen in die Ehe getreten war, zum mindesten mit der Hoffnung, in dem Mann, den sie gewählt, einen schützenden Freund und treuen Gefährten gefunden zu haben. Dann stieg es auch mit Bitterkeit in ihr empor — und sie verzagte an dem Leben, an sich selbst.

So erging es ihr jetzt. Große Thränen füllten ihre Augen, sie barg das Antlitz in den Händen und schluchzte still in sich hinein.

Karl und Hans hatten sich in die Küche hinaus ver-

zogen, um dort mit ihren Schmerzen über die erhaltene Strafe fertig zu werden. Tini und Mazl saßen mäuschenstill an ihrem Kindertischchen.

„Die Mutter weint," raunte das Mädchen mit scheuem Flüstern dem kleinen Buben zu. Der sah erstaunt auf die Mutter hin und schlich sich dann mitleidig zu ihr.

„Nicht weinen, Mutterl," bat er mit zuckenden Lippen. „Sonst weint Mazi auch."

Sie hörte seine bangbeklommene, süße Stimme, spürte seine weichen Händchen zärtlich tastend an den ihren und schlang in leidenschaftlicher Aufwallung die Arme um das Bübchen mit dem lieben blonden Gesicht.

„Ja, wenn du nicht da wärst, mein Kleiner! Und wenn ihr alle nicht da wäret, meine Kinder," kam es in zerrissenen Tönen von ihren Lippen. „Dann wüßt' ich schon, was ich thät'."

Und da sich Tini auch herangeschlichen hatte, zog sie beide mit liebevoller Heftigkeit an sich und küßte mit bebenden Lippen den blonden Scheitel des einen, den braunen des anderen.

In diesem Augenblick ertönte die Ladenklingel.

Frau Feigl schob die Kinder sanft von sich, trocknete hastig ihre nassen Augen und ging hinaus.

Es war zunächst nur ihre Tochter Poldi, ein fünfzehnjähriges hübsches Mädchen, die eben aus der Fortbildungsschule heimkam und die Mutter herzlich begrüßte. Ihr auf dem Fuße folgte ein Mann in Arbeiterkleidung. Er schien angetrunken zu sein und konnte sich nicht gerade halten. Mit gröhlender Stimme verlangte er ein Paar Stiefel.

Er stand vor dem Ladentische. Seinem bärtigen Mund entströmte ein widerwärtiger Geruch von Fusel, und auf seinen unsicheren Beinen schwankte er so besorgniserregend hin und her, daß es aussah, als müßte er jeden Augenblick der Länge nach hinfallen.

Frau Feigl hatte vor Trunkenbolden immer Angst. Sie gab ihrer Tochter einen Wink zu bleiben und legte dem Manne verschiedene Stiefelpaare vor. Er entkleidete mit der grotesken Umständlichkeit eines Trunkenen den rechten Fuß und probierte mit derselben Umständlichkeit der Reihe nach die Stiefel, bis er das passende Paar fand. Dabei hatte er fortwährend bald einen rohen Witz, bald eine gemeine Verwünschung auf den Lippen. Mutter und Tochter atmeten auf, als er seine Wahl getroffen, sollten aber noch nicht so bald von ihm befreit werden.

Der geforderte Preis war ihm zu hoch, ließ ihn entrüstet auffahren und unflätige Ausdrücke gebrauchen.

„Ja, beim Bäcken!“ gröhlte er, mit der Faust auf den Ladentisch schlagend. „So viel gieb i nit her. Ihr G'sindel ihr, seid's ja mehr Räuber als Dieb! Zwei Gulden fufzig traut's euch zu verlangen für ein Paar alte Stiefel? Ein Gulden fufzig is viel zu viel dafür bezahlt. Krieg' ich's um das Geld oder krieg' ich's nit? He?“ Er legte sich dabei mit dem halben Oberleib über den Ladentisch und funkelte aus grimmigen Augen die Tröblerin an.

Sie verneinte mit gemachter Ruhe. „Es thut mir leid, lieber Herr. So billig kann ich sie nicht geben, uns selbst kosten sie mehr.“

Er lachte dröhnend auf und schrie, aufs neue zornig werdend, wild auf sie ein: „Bagasch! Mordsbagasch, blutsaugerische! So wollt's ihr ein' ehrlichen Menschen um sein Geld bestehl'n? Krieg' ich's oder nit?“

„Nein,“ sagte die Tröblerin kurz. „Gehen Sie anderswohin, wenn Sie so billig kaufen wollen. Wir haben gute Ware.“ Damit machte sie sich daran, die Stiefel von dem Ladentische wegzuräumen. Sie kannte ihre Leute und wußte nun, daß der Mann da nur gekommen war, um zu krakeelen, nicht um zu kaufen.

Ihr Vorgehen brachte ihn zur Wut. „Was?“ brüllte

er, so wuchtig auf den Ladentisch schlagend, daß alles, was darauf war, in die Höhe sprang. „Außischmeißen thut mich die Kanaille da? Du sollst's aber seh'n, du Tandlerschlampen, ob ich mich von dir außischmeißen lass'. Da hast es! Da!" Er packte zwei der schweren Stiefel und schleuderte sie nach Frau Feigls Kopf.

An allen Gliedern zitternd, duckte sich die Trödlerin hastig. Die Stiefel sausten knapp an ihr vorbei, trafen mit lautem Geräusch die Thür, die ins Wohnzimmer führte, und fielen zu Boden.

Die Kinder drinnen schrieen angstvoll auf und begannen laut zu weinen. Frau Feigl riß die Thür auf, drängte Poldi vor sich her ins Zimmer, um vor dem Wüterich zu fliehen, und sperrte hinter sich zu. Dann riß sie drinnen das Fenster auf und schrie auf die Straße um Hilfe.

Eben gingen Leute vorüber. Ein paar Arbeiter hörten, was geschehen war, und traten eilig in den Laden. Unter wilden Flüchen hatte dort der Trunkenbold inzwischen den Sessel, darauf er beim Probieren gesessen, zertrümmert und wollte mit dem Stuhlbein in der Hand zerstören, was er vor sich sah. Da packten ihn aber auch schon feste Hände, überwältigten seinen Widerstand und schleppten ihn hinaus. Dort übergaben sie ihn einem Wachmann, der eilends herbeikam und den wüsten Menschen dingfest machte.

„Gott sei Lob und Dank!" sagte Poldi, nun wieder im Laden drinnen, zur Mutter, die unter der nachwirkenden Aufregung mit bebenden Knieen dasaß. „Wenn er dir etwas angethan hätt', Mutter — und immer bist allein da bei so rohen Leuten! Ein wahres Wunder, daß dir noch nichts geschehen ist. Und der Vater — er könnt' sich darum schon mehr kümmern. Das wär' seine Pflicht und Schuldigkeit."

Die Mutter nickte mechanisch. „Ja, ja, seine Pflicht.“ Sie sprach es unbewußt nach. Das Kind da hatte in schlichter Empfindung ausgesprochen, was ihre Frauenseele so mit Gram und Bitterkeit erfüllte: daß sie keinen Schutz, keine Stütze in ihrem schweren Leben habe.

Und plötzlich dachte sie mit Grauen daran, daß sie täglich, stündlich in Gefahr war, von einem solchen wüsten Gesellen totgeschlagen und ausgeraubt zu werden. War es nicht wirklich wie ein Wunder, daß das noch nicht geschehen war?

In ihr Grauen mengte sich aufs neue eine maßlose Erbitterung über ihren Mann, der so seelenruhig in den Tag hinein lebte, sein Drohnendasein so angenehm als möglich genoß. Alles in ihr lehnte sich mit einemmal gegen diesen Mann und gegen ihr Sklavenlos auf. Es mußte anders werden, sagte sie sich mit zusammengebissenen Zähnen, als wollte sie einen empörten Aufschrei in sich verschließen. So konnte es nicht fortgehen! Er mußte ihr einen Teil der Sorgen abnehmen, mußte sich mehr als bisher um das Geschäft kümmern; nicht erst warten, bis sie selbst ganz zusammenbräche und vor der Zeit unter die Erde käme.

Als fester Entschluß rang sich das in ihr durch und ließ sie mit nervöser Ungeduld der Stunde harren, da er heimkäme.

Sie mußte lange darauf warten; mehr als drei Stunden noch. Und diese Zeit war ausgefüllt mit mancher neuen Sorge, mancher neuen Plage in Geschäft und Hauswirtschaft. Nur nahm ihr letztere die älteste Tochter ab, die gegen acht Uhr heimkam.

Johanna, eine schöne Blondine von achtzehn Jahren, tagsüber als Comptoiristin in einem großen Stadtgeschäft beschäftigt, weit über ihren schlichten Stand gebildet, war der Stolz, die Hoffnung ihrer Mutter.

Ihre Mienen, ihr Lächeln verrieten eine gehobene Stimmung, ließen ein zartes Herzensgeheimnis ahnen. Aber sie behielt es noch für sich. Es war ja noch gar nichts anderes daran, als daß der junge Advokaturkonzipient, den sie seit kurzem kannte, sie heute zum erstenmal fast bis nach Hause begleitet hatte. Und sie träumte still davon, daß er ihr jetzt täglich das Geleite geben werde, und daß vielleicht dann einmal —

Sie machte Halt vor diesem „Dann". Es wäre zu viel Glück und Seligkeit für sie, die arme Trödlerstochter, gewesen.

Mit der Heimkunft Johannas kam für die Mutter die Zeit verhältnismäßiger Ruhe. Sie konnte den Laden schließen, sich eine Stunde ihren Kindern weihen.

Vergnügt genossen die Kinder mit der Mutter das einfache Abendessen. Dann brachte die Mutter die jüngeren Kinder zu Bett, und nun ging es ans Flicken und Stopfen.

Und endlich — es war neun Uhr durch — wurde es im Hause still. Auch Johanna und Poldi, die früh aufstehen mußten, schliefen schon. Nur die Mutter wartete das Heimkommen des Gatten ab.

Wie gewöhnlich kam er um ein Viertel auf Zehn. Er war ein großgewachsener, kräftig aussehender, gutgenährter Mann, mit behaglicher Neigung zur Fülle, glatten Wangen, das dunkle, dichte Kopf- und Barthaar noch von keinem Silberfaden durchzogen. Sorgfältig, mit anständiger Bürgerlichkeit gekleidet, sah man ihm den Trödler nicht an.

Er befand sich augenscheinlich in sehr rosiger Stimmung und klimperte, die eine Hand in der Hosentasche, vergnügt mit dem Silbergeld herum, das er heute im Spiel gewonnen hatte.

„Grüß Gott, Theres," begrüßte er in heiterem Ton seine Frau und nickte ihr leutselig zu. „Krieg' ich was

Gutes zum Nachtmahl? Ich hab' einen Bärenhunger mitgebracht."

Sie schaute ihn still an. Und heiß stieg es in ihr empor. Das Essen! Ja, das Essen! Das war das einzige, wonach er immer fragte. Nicht nach den Kindern, nicht nach dem Geschäft.

Dann stand sie auf und sagte mit gemachter Ruhe: „Es ist alles fertig. Ich bring' dir's gleich herein."

„Schlecht gelaunt?" meinte er leichthin, weil er sie so wortkarg fand. „Na, meinetwegen. Mach nur, ich hab' Hunger."

Eine Weile später saß er behaglich am Tische und ließ sich sein Essen vortrefflich munden. Es fiel ihm heute so wenig als sonst ein, seine Frau zu fragen, was sie zu Nacht gegessen habe; noch weniger wäre es ihm beigekommen, sein Mahl mit ihr zu teilen.

Wie immer hatte sie ihn sorglich bedient und saß nun ihm gegenüber, mit ihrer Flickerei beschäftigt. Sie ließ ihn ruhig essen, sprach kein Wort, nähte Stich auf Stich und wartete, bis sie ihm sagen konnte, was ihr auf dem Herzen lag.

Endlich war er fertig, endlich fühlte er sich gesättigt. Er leerte langsam sein drittes Glas Wein, schenkte sich das vierte und letzte voll und steckte sich eine Cigarre zur besseren Verdauung an. Sein ganzes Wesen schien die Verkörperung des Wohlbehagens.

Jetzt erst fiel ihm ihr hartnäckiges Schweigen, ihre gramvolle Miene wieder auf.

„Was ist denn, Theres?" fragte er verwundert. „Warum bist du heute so still?"

Und da, als hätte sie nur auf diese Frage gewartet, kam es aus ihr hervor.

Sie hatte es ihm anders sagen wollen, als sie es that: in ruhiger Redeweise, einzig an seine bessere Einsicht und sein Pflichtgefühl appellierend. Allein die vielfachen Er-

regungen der letzten Stunden, die ihre Bitterkeit so machtvoll aufgeweckt, drängten sich angesichts des wohlgesättigten, nur auf sein Leibeswohl bedachten Mannes im Nu vor ihrem Geiste zusammen, erfüllten sie mit zorniger Entrüstung gegen ihn.

Jäh legte sie die Arbeit aus der Hand, verschränkte die Hände mit krampfhafter Festigkeit ineinander, schaute dem Gatten eine Weile mit starrem Blick ins Auge und, als müßte sie daran ersticken, drang es aus ihr hervor: „So geht's nicht weiter, Bernhard! So geht es nicht! Es lastet zu viel auf mir, ich halt' es nicht mehr aus. Du mußt ein anderes Leben führen, mußt deiner Pflicht als Mann nachkommen, mußt dich um das Geschäft kümmern, sonst steh' ich dir nicht dafür ein, daß du einmal, wenn du von deinem Tarockspiel heimkommst, mich da" — sie deutete auf das Fensterkreuz — „hängen findest."

Er hatte alles andere eher als diesen Aufschrei einer zur Unerträglichkeit geplagten Seele erwartet. Das sprach aus seinen Augen, die voll Bestürzung an ihr hingen, als befürchtete er, sie wäre plötzlich wahnsinnig geworden.

„Ich bitt' dich, red nicht solchen Unsinn," wies er sie zurecht.

„Unsinn!" Sie sah ihn flammend an. „Nimm es nur ernst, Bernhard. Ich halt' es nicht mehr aus, dich so sorgenlos und müßig und immer nur auf dein Vergnügen bedacht zu sehen, während ich mich abrackere und plage und vor Sorgen und Aufregungen vergehe. Ich seh' es jetzt erst ein, daß ich zu lang still deinem Treiben zugesehen, es ruhig hingenommen habe, ein Lasttier zu sein. Das muß ich mir jetzt schon von den Kindern sagen lassen. Und ich frag' dich: Was für ein Beispiel giebst du ihnen? Was für ein Beispiel giebst du deinen Söhnen? Sollen sie es einmal machen wie du und sich von ihren Frauen ernähren lassen?"

Das ging ihm über den Spaß. Das durfte er nicht dulden. Woher sie nur auf einmal den Mut nahm, ihm so zu kommen?

„Kein Wort mehr weiter in dieser Tonart!" rief er in knappem Befehlshaberton. „Wenn du verrückt geworden bist, so sei es; aber mich verschone gefälligst mit deinen Ausfällen. Ich will nichts mehr hören. Verstanden!"

Er hatte seinen Standpunkt gewahrt und konnte sich nun einen neuen kräftigen Zug aus der Cigarre gönnen. Das beruhigte so angenehm. Und gar nach dem Essen wollte er sich nicht aufregen lassen. Das war ungesund, mußte ihm eine schlechte Nacht bereiten.

Zu seiner neuen Verwunderung war sie aber ganz unglaublich hartnäckig, nahm keine Rücksicht auf seinen geäußerten Befehl. In ihre blassen Wangen stieg eine feine Röte, die ihr Antlitz verjüngte und in ungeahnter Weise verschönte. Es schien wie ein Abglanz aus ihren besten Tagen.

„Nein, Bernhard," versetzte sie in festem Ton, „du wirst mich anhören, du wirst dich ändern und —"

„Jetzt hab' ich's satt!" fuhr er erzürnt auf und schlug zur Bekräftigung mit der Hand auf den Tisch. „Komm' ich nach Haus, um mich von dir ärgern zu lassen — he? Laß mich ungeschoren, Theres! Ich rat' es dir, wenn du mit mir gut auskommen willst."

Aber sie erzwang sich mit verzweifelter Energie Gehör, obgleich er noch ein paarmal aufbrauste, ihr zornig Schweigen anbefahl.

Sie schwieg nicht, sagte ihm alles, was sie ihm zu sagen hatte, schilderte ihm in ausdrucksvollen Worten die Ueberbürdung, mit welcher sie belastet, und die kleinen, in ihrer ewigen Wiederkehr aber aufreibenden Aufregungen mit den Kindern, im Geschäfte, mit den Kunden; erzählte ihm von der Balgerei der ältesten Buben und von dem

Attentat des Trunkenbolds im Laden und schloß, in Thränen ausbrechend, die Darstellung ihrer Leiden und Sorgen mit einem warmen Appell an seine Pflicht als Gatte und Vater.

„Aus Liebe hab' ich dir immer zu viel nachgegeben, Bernhard. Aus Liebe hab' ich dir alles fern gehalten und dir alles abgenommen, was dir deine Bequemlichkeit stören und deine gute Laune trüben könnte. So hast du dich daran gewöhnt und nichts Schlimmes darin gefunden, wenn du nur dir selbst lebst und mir allein die ganze Plage und die tausend Sorgen überlässest. Aber wie ich damit angefangen hab', war ich jung. Und man wird nicht jünger mit den Jahren. Das fühl' ich jetzt. Ich bin alt und müde. Und darum bitt' ich dich, Bernhard: nimm mir wieder ab, was ich mir selber aufgeladen hab', teil die Arbeit und die Last mit mir; sei deinen Kindern ein Vater, sie wissen gar nicht, daß sie einen haben, und verwildern völlig. Ich muß verzweifeln! Und wenn ich mich nicht selbst umbring' — denk nur, Bernhard, ich könnt' auf einmal nicht mehr weiter, dann käm' auf einmal alles über dich. Wie stündest du dann da? So gewöhn dich wieder bei Zeiten dran, daß dich die Geschichte dann nicht überrumpelt und unvorbereitet findet. Das wär' der Anfang vom Ende. Und so ein Ende darf nicht kommen, Bernhard. Wir haben sechs unmündige, unversorgte Kinder. Denk daran."

Sie schwieg aufschluchzend still.

Auch er war still geworden. Lange schon. Und wie er nun so dasaß in ernstem Sinnen, da konnte die bedrückte Frau wahrnehmen, daß ihre Vorstellungen nicht wirkungslos an ihm vorbeigegangen waren.

Nach einer Weile nachdenklichen Schweigens hob er den Kopf, schaute die treue Gefährtin seines Lebens sprechend an, und es lag wie Dankbarkeit und Mitleid in seinem Blick.

„Laß gut sein, Theres," sagte er dann leise. „Du hast recht. Von morgen an soll's anders werden. Mein Wort darauf."

In ihren müden Augen leuchtete es freudig auf. „Gott sei Dank!" rief sie leise mit einem Seufzer der Erleichterung. „Ich hab' es ja gewußt, daß du ein guter Mensch bist. Man muß dich nur auf rechte Art zu nehmen wissen."

Und zum erstenmal seit langen Jahren suchte sie beruhigt und getröstet, voll froher Hoffnung auf eine bessere Zukunft, ihr Lager auf.

2.

Bernhard Feigl hielt Wort. Er stand beizeiten auf, las sein Morgenblatt nicht mehr bequem im Schlafrock auf dem Sofa liegend, sondern kleidete sich immer gleich an, nahm seine Zeitung in den Laden mit und setzte sich damit ans Schaufenster in den alten gepolsterten Lehnstuhl hinter dem Ladentisch. Seine Frau konnte nun in Ruhe die Vormittage über die ganze Hauswirtschaft besorgen, und die Kinder — namentlich die größeren Knaben — machten, wenn sie aus der Schule kamen, weniger Lärm als früher, da der Vater rasch bei der Hand war, ihrem Uebermut zu steuern.

Das lange Kaffeehausſitzen hatte Feigl auch aufgegeben. Er ging noch täglich hin, nur daß er nicht mehr wie früher sieben Stunden — von Zwei bis Neun — dort beim Spiel verbrachte. Um zwei Uhr, während der stillsten Geschäftszeit, machte er sich auf den Weg; spätestens um fünf Uhr, wenn die Buben aus der Schule kamen, und es im Geschäft lebhafter zu werden anfing, war er wieder da.

Nun ging ihm auch über so manches ein Licht auf. Und nach zwanzigjähriger Ehe lernte er erst den Wert seines Weibes schätzen.

Er konnte es kaum begreifen, wie sie alles so lange fast allein bewältigt hatte: Haus und Geschäft und die Existenz der ganzen Familie.

Und doch war es geschehen. Und sie waren nicht zu Grunde gegangen! Sie hatten sogar ihre Kinder anständig erziehen können. Der Beweis war an den erwachsenen Töchtern da: die älteste hatte nach der Bürgerschule die Handelsschule besucht, verdiente seit zwei Jahren nun schon selbst ihr Brot, und die zweitälteste, die lustige Poldi, besuchte die Fortbildungsschule, um sich zur Industriemalerin auszubilden. Und alle Kinder waren gesund und sahen blühend aus und gingen anständig gekleidet. Wie sie das alles nur zuwege gebracht, die gute Theres? Die war ja eine Spar- und Rechenkünstlerin, wie es kaum eine zweite geben konnte, denn das Geschäft ging flau, das kam ihm jetzt erst zur Erkenntnis. Freilich, sein Wirtshausleben war nicht vom Geschäftserwerb bestritten worden; das hatte ihm einzig und allein sein Glück im Tarockspiel gestattet. Von diesem Gewinn, den er gewohnheitsmäßig als eine Art Erwerb betrachtete, hatte er gut gelebt.

Das beschwerte ihn übrigens nicht sehr. Er staunte nur darüber, daß seine Frau alle die Jahre her so wunderbar das ganze Werk in Gang erhalten hatte. Das verdiente seine Anerkennung, rührte ihn beinahe. Und wenn er auch nicht so weit umgewandelt war, daß er sein geliebtes Kaffeehaus und Tarockspiel und seine sonstigen Liebhabereien aufgeben konnte, so hatte er doch den redlichen Willen, seiner geplagten Frau das Dasein zu erleichtern.

Darum harrte er den größten Teil des Tages im Geschäft aus. Es ging seinen alten, mäßigen Gang. Die ärmsten Leute kamen, um ihre geringen Habseligkeiten zu verkaufen; nicht viel besser gestellte Leute kamen, um ihre billigen Einkäufe zu machen.

Das ging so fort, Tag für Tag, und warf genau so viel ab, um das Hauswesen zu bestreiten und einen kleinen Fonds als Betriebskapital in der Geldlade zu haben. An einen Sparpfennig für die Zukunft und für die Ausstattung seiner Töchter war nicht zu denken.

Um den langsamen Geschäftsgang zu heben, that er, was er bisher aus Bequemlichkeit verschmäht: er stellte sich vor die Ladenthür und fing die Vorübergehenden, so sie nur Miene machten, die zur Schau gestellten Trödlerwaren aus müßiger Neugier zu betrachten, ab; er pries ihnen seine Waren an, schleppte sie förmlich mit süßer Ueberredung und sanfter Gewalt in den Laden und ließ sie nicht eher los, als bis er ein Geschäft gemacht hatte. Auch schlug er mehr vor als früher und drückte andererseits den Preis beim Einkauf herab.

Diese Art, mit dem Geschäftsgang auch das Erträgnis zu erhöhen, begann ihm zuzusagen, erfüllte ihn mit Eifer, hielt ihn schadlos für das Aufgeben des bequemen, vergnügungsreichen Lebens, das er so lange geführt hatte.

Eine kleine Besserung machte sich auch schon in den ersten Wochen fühlbar, sehr zur Freude seiner Frau, die sich nicht mehr so abzuhetzen brauchte. Und alle Tage bekam er jetzt ihr Lob zu hören.

„Schau, Bernhard," sagte sie immer wieder zu ihm, „ich hab's gar nicht gewußt, was für ein tüchtiger Geschäftsmann in dir steckt. Seit du dich wieder um alles kümmerst, geht alles doppelt so gut. Wär' das die ganzen Jahre her geschehen, wir könnten längst schon etwas auf der Seite haben. Aber es ist noch nicht zu spät. Und was nicht ist, kann werden, wenn du nur nicht wieder die Lust daran verlierst."

Ihre Anerkennung schmeichelte seiner Eigenliebe, nur zeigte er das nicht, sondern nahm es mit einem leichten Achselzucken hin.

Die Lust, sich wieder einmal zu bethätigen, verlor er nicht so schnell, als die Geduld, erst lange Zeit auf bescheidenen Wohlstand warten zu müssen. Er dachte darüber nach, die Sache zu beschleunigen, mehr und schneller Geld zu verdienen. Aber wie?

Er brauchte Geld! Wenn er sich schon die ganze Woche im Geschäfte schinden mußte, so wollte er den Sonntag wenigstens für sich haben und leben, wie es einem lebenslustigen Manne in den besten Jahren angemessen ist. Die zwei Stunden täglichen Tarockspiels im Kaffeehaus waren eine magere Entschädigung für seine Plage. Das mußte an Sonn- und Feiertagen wett gemacht, und der Abend in einem Vergnügungslokal, bei einem feinen Nachtmahl, unter Konzertmusik und Volkssängerproduktionen verbracht werden. Dort ließ er sich nicht lumpen, teilte reichlich Trinkgelder an die Kellner und Spenden an die musizierende und singende Gesellschaft aus. Das war er einmal so gewöhnt, das konnte er nicht lassen. In früheren Zeiten hatte ihm der Gewinn beim Tarock dazu verholfen; jetzt, da ihm dieses einträgliche Vergnügen so beschränkt war, mußte ihm anderes dazu verhelfen.

Aber was? Sollte er es einfach aus der Ladenkasse nehmen? Nein, das ging nicht. Er wehrte sich dagegen. Er fühlte sich als anständiger Mensch und widerstand dem Drang, die Seinen um das wenige zu bringen, was da war. Auch rechnete seine Frau stets genau nach. Nein, er mußte selbst auf besondere Einnahmen sinnen als Ersatz für den Spielgewinn. Er war ja doch ein heller Kopf, es würde sich schon etwas finden.

Die Folge dieser Erwägungen war, daß er nun mit noch größerem Eifer vor dem Laden stand und Kunden einfing; daß er bei Kauflustigen im Preise noch mehr vorschlug und bei zum Verkauf Gezwungenen den Preis auf das tiefste herabdrückte und so immer sein gutes Geschäft machte.

Am Abend verrechnete er seiner Frau die normalen Preise, zu welchen sie, die viel auf den Ruf des Geschäftes hielt, gekauft und verkauft hätte, und steckte den Ueberschuß in die Tasche, im Innersten froh, auf dieses bequeme Auskunftsmittel verfallen zu sein. Aber es langte noch nicht. Er mußte auf etwas Neues sinnen.

Es war an einem sonnigen Morgen des Januar und der Trödlerladen eben erst geöffnet worden, als ein junger Mann von anständigem Aussehen hereinkam. Er war gut gekleidet, hatte ein intelligentes Gesicht, zarte Hände, die von physischer Arbeit nichts wissen konnten, und schien ein Student oder ähnliches zu sein. Jedenfalls stach er von den gewöhnlichen Kunden ab und trat mit der Gewandtheit und Unbefangenheit eines Mannes der besseren Gesellschaftsklassen auf.

Sein Kommen entriß Feigl dem weiteren Studium des Lokalberichtes im Morgenblatte. Er legte die Zeitung weg und erhob sich neugierig aus dem alten Lehnstuhl.

„Womit kann ich dienen?" fragte er erwartungsvoll.

Mit größter Ruhe nestelte der Fremde eine silberne Taschenuhr an dicker Kette von der Weste los, zog einen goldenen Ring mit Türkis vom kleinen Finger der linken Hand und legte die Schmuckgegenstände auf den Ladentisch hin.

„Ich möchte das Zeug da verkaufen," sagte er leichthin.

„Aha, ein leichtsinniges Früchtl, dem das Geld ausgegangen ist," dachte Feigl, nahm die Gegenstände an sich, prüfte sie mit Lupe und Probierstein auf die Echtheit hin, wog sie ab und fragte den Fremden, was er dafür verlange.

„Was geben Sie dafür?" fragte der andere zurück.

„Hm," machte Feigl mit den Achseln zuckend, „Sie müssen sagen, was Sie dafür haben wollen."

„Na, dann meinetwegen fünfzehn Gulden," war die rasch in nachlässigem Ton erteilte Antwort.

Feigl wiegte bedächtig den Kopf hin und her.

Die Dinge da waren es unter Brüdern wert — kein Zweifel; aber dann machte er kein glänzendes Geschäft dabei. Denn mehr als zwei, drei Gulden darüber konnte er beim Wiederverkauf nicht erzielen. Und damit war ihm nicht gedient.

„Thut mir leid," sagte er bedauernd. „In unserer Gegend bleiben solche Sachen auf dem Lager." Er wies zur Bekräftigung dessen auf das Schaufenster hin. „Die Leute können sich viel Schmuck nicht kaufen." Und getreu seiner Praxis unterbot er den geforderten Preis um mehr als die Hälfte. „Mehr als sieben Gulden könnte ich nicht geben."

„Teufel noch einmal, Sie kennen sich aus!" rief der andere fingerschnippend und lachte ärgerlich auf. „Na," fügte er dann leichtsinnig hinzu, „machen Sie nicht viele Umstände, und geben Sie rund zehn Gulden her."

Auf dieses rasche Nachlassen war Feigl nicht gefaßt gewesen und sah den jungen Mann verwundert an. Der wieder glaubte, daß der Trödler irgend einen Argwohn hege und beeilte sich, ihm in der unbefangensten Weise zu versichern:

„Ich brauch' es nämlich dringend und will nicht erst weitergehen. Also geben Sie die Bagatelle her. Sie machen ein ganz gutes Geschäft dabei."

„Nein," sagte Feigl, sich selbst und dem bisherigen Geschäftsbrauch getreu. Er konnte doch nicht auf den ersten Anlauf gleich um drei Gulden in die Höhe gehen. „Ich gebe sieben Gulden und nicht mehr."

„Zum Kuckuck!" rief der andere wie erbost. „Sie schinden einem ja die Haut vom Leibe."

„Ich zwinge Sie ja nicht," versetzte der Trödler mit einem neuerlichen Achselzucken und schob die Sachen dem Besitzer wieder zu.

Der rührte sie nicht an. „Na, meinetwegen!“ rief er burschikos. „Sieben Gulden! Her damit!“

Feigl ließ sich Zeit. Er wog und prüfte Kette, Uhr und Ring noch einmal, als glaube er, übertölpelt zu werden. Aber nein, es war alles in Ordnung, die Dinge echt und unter Brüdern das Dreifache wert. Zwanzig Gulden würde er ganz sicher dafür kriegen.

Ein Bedenken schoß ihm plötzlich durch den Kopf. So billig giebt man rechtmäßiges Eigentum kaum her. Wenn da also ein Haken wäre?

Er schaute den Fremden forschend an. Dem wurde es unter diesem Blicke unbehaglich, auch schien er plötzlich große Eile zu haben. „Na,“ drängte er hastig, „schnell her damit!“

Feigl zauderte eine Weile. Sollte er? Sollte er nicht? Die Sache war verdächtig. Uebrigens was ging's ihn an. That er's nicht, that's ein anderer. Und der Gewinn lockte. Er schloß den Handel ab.

Feigl wußte gewiß: er hatte sich den ersten bedenklichen Ankauf zu schulden kommen lassen, und eine Weile war es ihm sehr ungemütlich. Aber der Reiz nach leichtem Gewinn war zu stark.

Als seine Frau ihn nachmittags ablöste, betrachtete sie prüfend den neuen Ankauf, den er am Vormittag gemacht hatte.

„Und was hast du dafür gegeben?“ fragte sie interessiert.

Er sah an ihr vorbei. „Fünfzehn Gulden,“ warf er leicht hin.

„Fünfzehn Gulden! Das ist zu viel! Wir können froh sein, wenn wir's wieder um achtzehn Gulden los werden. Du hättest schon noch um zwei Gulden herunterhandeln können.“

Ein überlegenes Lächeln umspielte seinen Mund. „Laß

's gut sein, Theres, es ist doch ein ganz gutes Geschäft gewesen."

Sie fand nicht den geheimen Doppelsinn in seinen Worten und zuckte schweigend mit den Achseln. Das „gute Geschäft" leuchtete ihr gar nicht ein. Und keine Ahnung davon trübte ihr Gemüt, daß ihr Mann sie und die Seinigen belog, betrog und nun auch noch den ersten Schritt vom Wege des Gesetzes abgewichen war. —

Und diesem ersten Schritte folgte bald der zweite.

Wenige Tage später schon kam abermals in früher Morgenstunde ein unbekannter Mann von anscheinend unverdächtigem Aussehen in den Trödlerladen, überzeugte sich durch einen spähenden Blick auf der Schwelle, daß niemand hinter ihm und daß Feigl allein da sei, und zog aus der Tasche ein kleines Päckchen hervor. Er wickelte die Papierumhüllung los und brachte ein Dutzend silberne Kaffeelöffel zum Vorschein. „Kaufen S' mir das ab," sagte er lakonisch.

„Was soll's denn kosten?" fragte Feigl, auf den zierlichen Dingen mit der Lupe die Punze prüfend.

„Na, ich geb's billig her," meinte der andere in einem Tone, dessen Gemütlichkeit seinem unausgesetzten Lauschen und Spähen nach allen Seiten hin widersprach. „Bin mit sechs Gulden zufrieden."

Der Preis war so niedrig, daß Feigl nicht mehr unterbieten, so niedrig, daß er über die Herkunft der Löffel keinen Zweifel hegen konnte. Dennoch schloß er den Handel ab. Seine Frau erfuhr später von ihm, daß er zehn Gulden dafür gegeben hatte.

Das ging noch an. Die Hälfte und etwas darüber ließe sich dabei schon verdienen, meinte sie. Aber wer suchte in der Gegend da silberne Kaffeelöffel zu kaufen? Die es thun konnten, gingen nicht zum Trödler, und die Armen waren froh, wenn sie als höchsten Luxus sich Nickel-

löffel gestatten konnten. So hatte ihr Mann einen ganz unnützen Kauf gethan, und ziemlich unzufrieden mit ihrem Bernhard verwahrte Frau Feigl das klirrende Silberzeug bei den anderen kleinen Kostbarkeiten.

Der Mann hatte für den sichtbaren Unwillen seiner Ehehälfte nur ein heiteres Lachen. „Was willst du denn, Theres?" meinte er überlegen. „Sollen wir uns ewig nur mit alten Kleidern und Stiefeln befassen? Sei froh, wenn ich darauf aus bin, das Geschäft in die Höhe zu bringen. Du wirst sehen, wir werden die Löffel schon los. Und kurz und gut: in Geschäftssachen darf man nicht ängstlich sein. Und ich laß mir nichts dreinreden. Ich weiß schon, was ich thue."

Das wußte er allerdings und trieb es nun so fort. In der ersten Zeit den bedenklichen Verkäufern gegenüber stillschweigend, uneingestanden, die beiden Augen zugedrückt; später, als sein Name in Einbrecher- und Diebeskreisen bekannter wurde, offen, unverblümt. Nur gab er ihnen stets die Weisung, in den frühen Morgenstunden, wenn seine Frau auf dem Markt und sonst mit der Hauswirtschaft stark beschäftigt war, zu kommen. —

An einem Maimorgen ging Frau Feigl mit dem kleinen Maxl an der Hand und dem Einkaufskorb am Arme auf den Markt. Kaum war sie fort, kam mit gemachtem Gleichmut ein älterer bärtiger Mann zur Ladenthür herein und blieb eine Weile bei dem Trödler drinnen. Dann entfernte er sich eiliger, als er gekommen war.

Der Trödler ging ihm bis zur Thür nach, schaute vorsichtig die Straße hinauf, hinab, folgte dem Manne mit den Blicken und sah, daß sich demselben bald ein anderer jüngerer Mann, der unter einem Hausthore hervortrat, zugesellte. In kurzem verschwanden beide um die Straßenecke.

Feigl trat gemächlich wieder in den Laden zurück,

schloß die Thür ab, eilte auf den Hausboden hinauf und machte sich dort unter Gerümpel aller Art mit einer Kiste voll rostigen Eisens zu thun. Wenige Minuten später war er wieder unten, säuberte sich im Wohngemache von Staub und Schmutz und setzte sich dann in den Lehnstuhl, um sich wieder in sein Morgenblatt zu vertiefen.

So fand ihn seine Frau, als sie mit dem kleinen Maxl vom Markt zurückkam.

„War wer da? Hast ein Geschäft gemacht?" fragte sie im Vorbeigehen.

Er schüttelte den Kopf und brummte ärgerlich: „Gar niemand war noch da. Heut' geht's wieder einmal still zu."

Im Laufe des Vormittags kam ein uniformierter Sicherheitswachmann in den Laden herein.

„Heut' bring' ich wieder einmal etwas," sagte er, militärisch grüßend, zu dem ihm wohlbekannten Trödler, der sich gleichmütig von seinem Sitz erhob und auf den Pack von Schriftstücken, welche der Wachmann in der Hand trug, schaute.

„Ist etwas geschehen?" fragte Feigl in seiner gemächlichen Weise.

„Ja," entgegnete der Wachmann nickend, während er einen der zusammengefalteten Bogen in die andere Hand nahm. „Ein großer Einbruchsdiebstahl bei einem Uhrmacher in der inneren Stadt. Es muß um Mitternacht herum geschehen sein. Von den Dieben keine Spur. Hier ist ein Verzeichnis der gestohlenen Sachen."

Dabei reichte er dem Trödler das eine Schriftstück hin.

Feigls Hand bebte leise, als er es an sich nahm. Sonst aber benahm er sich mit großer Gelassenheit. Es war ja nicht zum erstenmal in all den Jahren, daß ihm gleich allen anderen Trödlern eine solche Liste zugestellt wurde, und heute vollends war er darauf gefaßt gewesen.

„Die Welt wird immer schlechter," meinte er kopfschüttelnd, während er flüchtig in die Liste blickte. „Es wird bald so weit kommen, daß ein ehrlicher Mensch eine Rarität sein wird. — Die haben nicht schlecht gewirtschaftet," fügte er mit Bezug auf die Liste hinzu, „über sechzig goldene Uhren und Ketten haben sie mitgehen lassen."

Der Wachmann nickte. „Und unsereiner hat die Lauferei. Von einem Tandler zum anderen und von Versatzamt zu Versatzamt. Und dann die Schererei, wenn man einmal die Spur gefunden hat."

Sie plauderten noch eine Weile hin und her. Dann mußte der Wachmann weiter auf seinem Rundgang.

Feigl breitete die Liste auf dem Ladentische aus und rief seine Frau herbei, damit sie auch davon erführe.

„Zu uns werden sie nicht herkommen, die Herren Diebe," sagte er dabei mit breitem Lachen. „Denn wir sind, Gott sei Dank, als ein solides Geschäft bekannt."

Frohlockend rieb er sich die Hände. Und seine Frau seufzte in stiller Zufriedenheit: „Ja, Gott sei Dank, das sind wir."

3.

Es war am Abend dieses Tages, die Comptoirstunden der Fabriksniederlage von Baumwoll- und Manufakturwaren, in welcher Johanna Feigl als Comptoiristin arbeitete, war zu Ende. Die zahlreichen Angestellten verließen das düstere alte Haus und traten lechzend nach der frischen Frühlingsluft, die draußen wehte, auf die Straße.

Da war's beinahe noch tageshell, während sie dort oben schon längst bei Gaslicht hatten sitzen müssen.

Und der Maiabend mit seinem blauen Himmel, von zartem, rosig angehauchtem Dunstgewölk leicht bedeckt, und seiner milden, weichen Luft so schön, daß unter allen welche die Straßen bevölkerten, die wenigsten Eile hatten, heimzukommen.

Johanna Feigl sah etwas abgespannt aus, als sie aus dem düsteren Hausflur hervorkam. Sie hatte den ganzen Tag über so viele trockene Geschäftsbriefe zu schreiben gehabt, daß es ihr im Kopfe ganz dumpf, und ihr die Hand ganz müde geworden war. Kaum aber war sie draußen in der wunderbaren Frühlingsluft, da schwand der Druck von ihrer jungen Brust, ihre Wangen röteten sich rasch, ihre blauen Augen nahmen den alten heiteren Ausdruck an, der ihnen eigen war. Ihr hübsches Gesicht, ihr reiches Blondhaar, ihre schwellende Gestalt zogen aller Blicke an.

Johanna war erst wenige Häuser weit gekommen, als sie von einem jungen, elegant gekleideten Manne überholt wurde.

„So eilig heute, Fräulein Johanna?" fragte er, indem er ihr die Hand reichte.

Unter leichtem Erröten, mit befangenem Lächeln legte Johanna ihre Hand in seine.

„Ja, Herr Klimek, sehr eilig," versetzte sie lächelnd.

„Sie haben sich heut' wohl wieder tüchtig plagen müssen, nicht wahr?"

„Ach ja. Und Sie, Herr Klimek? Sie doch auch?"

„Natürlich, Fräulein Johanna, ich auch. Man wird nicht so leicht Advokat. Sechs Jahre sind glücklicherweise schon um; aber ein Jahr muß ich mich immer noch als Konzipient durchdrücken, bevor ich mir meine eigene Kanzlei gründen darf. Und mein Chef ist ein schwieriger Herr. Auch waren heut' ein paar Klienten mit so verzwickten Fällen da, daß ich mir darüber bis jetzt noch nicht klar geworden bin. Nur lass' ich jetzt alle Berufssorgen beiseite. Ich will mich lieber des schönen Abends freuen und schauen, wie weit der holde Frühling Fortschritte gemacht hat."

Sie hatten sich schon nach den ersten flüchtigen Worten in Bewegung gesetzt und schritten gemeinsam ihren Weg

dahin. Seit Monaten kam das so häufig vor, daß, trafen sie sich einmal nicht, es jedes von ihnen als schwere Enttäuschung empfand.

In harmlos fröhlichem Geplauder schritten sie jetzt dahin durch die lebensvollen Gassen der inneren Stadt, während langsam der Abend niedersank und die Geschäftsläden in hellem Lichterglanz erstrahlten.

Sie passierten die Ringstraße und nahmen ihren Weg durch den Park vor der Votivkirche. Die Fliederbüsche der Anlagen standen schon in voller Blüte, sandten ihre Düfte in die Abendluft und luden lockend ein, in ihrem Bannkreis zu verweilen. Die meisten Bänke der Anlage waren besetzt von Leuten, welche die träumerische Stimmung da genießen wollten; aber auch von Liebespärchen, welche die versteckteften Plätze aufgesucht, um mit sich und ihrem Glück allein zu sein.

Dem Ausgang nahe stießen Albert und Johanna auf eine leere Bank und nahmen das als Aufforderung, zu bleiben. Sie saßen eine gute Weile in stiller Träumerei nebeneinander, staunten den holden Frühling in der Natur an und empfanden in stummer Wonne, daß er sich machtvoll auch in ihren Herzen regte, daß ihre Herzen zu einander hinstrebten, um sich zu finden.

Ohne daß er es recht wußte, rückte Albert näher an Johanna heran. Sie fühlte es mehr, als sie es sah. Ihr Herz erbebte leise, aber sie wich nicht zurück. Alles in ihr war in seliger Erwartung eines unfaßbaren Glückes.

Er beugte sich vor, schaute ihr ins Gesicht. Noch niemals war sie ihm so schön vorgekommen als jetzt, vom Fliederduft umweht, vom Mondenglanz bestrahlt.

Heiß stieg es in ihr auf, eine süße Verwirrung, die ihr jede Fassung nahm. Und hilflos wie ein Kind in ungewohnter Situation wandte sie das Gesicht zur Seite. Sie empfand, daß sie an einem Wendepunkte des Lebens stand.

„Warum sehen Sie mich nicht an, Johanna?“ Er nannte sie zum erstenmal so. Und seine Stimme klang weich und leise, wie sie es nie an ihm gehört.

Doch Antwort geben konnte sie ihm nicht. Sie wollte wohl, aber sie fand kein Wort und glaubte, daß sie plötzlich die Stimme verloren habe.

Hastig ergriff er ihre Hand, hielt sie mit heißem Drucke fest. Da war es beiden, als hätte sie ein elektrischer Schlag durchzuckt. Im nächsten Augenblicke fühlte sie ihre Hand rasch von dem Handschuh befreit und einen heißen Kuß darauf, der sie wie Feuer brannte. Und eine warme Stimme fragte dicht an ihrem Ohre: „Johanna, was würden Sie mir zur Antwort geben, wenn ich Sie fragte, ob Sie mir gut sind?“

Er sah's im Mondenschein, wie ihr Gesicht in Glut getaucht schien. Sie fand noch immer keine Worte, schwieg immer noch mit tief gesenktem Blick; aber sie ließ ihm ihre bebende Hand. Er brauchte nicht ein zweites Mal zu fragen.

„Johanna,“ flüsterte er wieder in einem Ton, darin sein Herz lag. Und noch einmal: „Johanna.“ Und sonst nichts. Er hob nur plötzlich mit der Linken ihr Antlitz in die Höhe, suchte ihren Blick, schlang in leidenschaftlicher Zärtlichkeit den Arm um ihre bebende Gestalt und drückte einen innigen Kuß auf ihre widerstrebenden Lippen. Und dann noch einen und noch einen. Da gab sie nach, gab sich besiegt.

„Gefallen hast du mir von allem Anfang an, Johanna,“ gestand er ihr. „Aber vom Gefallen bis zur Liebe hat es noch seine guten Wege. Es ist damit bei mir nicht schnell gegangen, dafür aber habe ich dich in den langen Monaten ganz kennen gelernt und fühle mich jetzt sicher, daß du mir unentbehrlich, daß du mir das Liebste auf der Welt bist.“

Sie nickte mit seligem Blick, der sich vor seinem nicht mehr senkte. Ach, war das ganze Wirklichkeit? Sollte sie daran glauben?

Sein Blick, sein Lächeln, seine froherregten Mienen — alles sagte ihr ein deutliches Ja.

„Und du, Johanna, liebst mich auch?" begehrte er zu wissen.

„Ja," bekannte sie leise, stockend. „Ich glaube, es ging mir so wie dir. Ja, ganz so."

„Und nun, Johanna, was meinst du? Wann soll ich zu deinen Eltern kommen? Am Sonntag?"

Sie war auf diese Frage vorbereitet gewesen, fuhr nun aber erschreckt zusammen. Wenn er, der angehende Advokat, der Sohn eines guten Hauses, in den Trödlerladen und in die mehr als bescheidene Wohnung ihrer Eltern käme, wie würde ihm da wohl zu Mute sein? Wenn sie da auch nur die Spur einer Ernüchterung in seinen Mienen, die Spur verminderter Achtung in seinem Gebaren entdecken müßte — es wäre schrecklich!

Sie sah plötzlich alles in anderem Licht und fand Bedenken, Zweifel. „Bei uns ist es so einfach," wandte sie in unsicherem Tone ein.

„Was weiter?" meinte er mit heiterem Lächeln. „Komm' ich denn der Wohnung wegen hin? Ich komme deinethalben, Liebste. Fühle dich also nur nicht bedrückt, Johanna."

Mit ernster Miene schüttelte sie den blonden Kopf. „Ach, ich bin nur eine Trödlerstochter," seufzte sie, „und ich weiß nicht, wie deine Familie sich gegen mich verhalten wird. Aber ich habe auch meinen Stolz und möchte mich nicht eindrängen in einen Kreis, der sich vor mir verschließt."

„Das ist noch nicht geschehen," entgegnete er überzeugt, „und wird auch nicht geschehen. Deine ganze Erscheinung

weist dir einen besseren Platz in der Welt an, als du bisher gehabt hast."

„Ich habe das auch oft gedacht und mich gedrückt gefühlt durch meine Umgebung. Hab' mir auch gewünscht, daß meine arme, liebe Mutter, die so viel für uns gethan, noch die Freude erlebt, mich in glücklichen Verhältnissen zu sehen. Ich nehme es wohl mit den feinen Damen auf, aber für deine Angehörigen werde ich doch stets die Proletarierin bleiben. Sie werden es nicht zugeben, daß ich in ihre Familie trete. Ich weiß es, deine Schwestern sind sehr stolz."

Er neigte bejahend den Kopf. „Gewiß. Aber — was liegt daran? Meine verstorbenen Eltern waren nur bürgerliche Geschäftsleute, und doch haben meine Schwestern das Glück gehabt, in die höheren Kreise hineinzuheiraten. Wenn ihnen das zu Kopf gestiegen, daß die eine als ganz junges Mädchen einen alten Major, die andere einen Künstler zum Mann bekommen hat, dann kann ich meinen guten Schwestern eben nicht helfen. Sie haben mir nichts dareinzureden, kennen sie dich nur erst richtig, mein Lieb, dann ist es mir gar nicht bang, daß sie auch dich lieb haben werden. Mach dir also keine unnützen Sorgen, Johanna."

Er legte sanft den Arm um sie, zog sie zärtlich an sich und hielt sie fest.

Sie sprach noch einen letzten Zweifel aus. „Wenn das alles aber doch nicht der Fall sein sollte? Wenn deine Schwestern mich doch nicht zur Schwägerin haben wollten?"

„Dann werden wir eben ohne sie fertig werden," erklärte er. „Der Gedanke an die hochmütige Ablehnung meiner Schwestern kann und wird mich nicht abhalten, mir mein Glück zu sichern. Und mein Glück, mein ganzes Glück, bist du, Johanna."

Ein inniger Kuß auf ihren frischen Mund bekräftigte sein Bekenntnis.

Sie schaute ihn, nun er alle ihre Bedenken zerstreut, aus seligen Augen an. „So komm am Sonntag.“ Ihre weiche Stimme klang wie erdrückt von Glück. So viel, so viel empfing sie von ihm, sollte noch mehr empfangen, sollte es ihr Leben lang: sein Herz, seine Hand, seinen Namen und seinen Stand. Und was gab sie dafür? Was hatte sie zu geben? O, nur sich selbst. Und doch nicht. Nein, so ganz arm, ganz gedrückt käme sie ihm doch nicht ins Haus. Außer sich selbst hatte sie ihm noch etwas mitzubringen, den ehrlichen Namen ihrer Eltern. Und das sagte sie ihm auch.

Er nickte ernsthaft mit dem Kopfe. „Das ist viel, mein Lieb. Ist mehr als genug. Die Ehre eines reinen Namens ist das Beste in der Welt.“

„Ja,“ rief sie ganz beglückt. „Und dafür dank' ich meinen Eltern inständig, daß sie, so unansehnlich auch ihr Stand ist, doch Achtung als rechtschaffene Leute genießen. Wär' das nicht der Fall, dann wäre ich sehr unglücklich und müßte auf dich verzichten.“

„Das ehrt dich, Johanna, stellt dich hoch,“ erwiderte er in warmer Bewegung. „Ich bin stolz auf dich und wünsche nur, du wärest schon meine Frau.“

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen wurde Johanna von ihren Geschwistern als Braut angestaunt, bewundert und mit einer Achtung behandelt, die sonst insbesondere den älteren Buben ganz fremd gewesen war.

Im Lauf des Vormittags schon verbreitete sich das Gerücht in der Umgebung, daß die hübsche Tröblerstochter ihr Glück gemacht und einen jungen, vermögenden Advokaten heiraten werde. An diesem Tage wurde der Laden kaum leer. Alle Augenblicke kam irgend ein Nach-

bar oder eine Nachbarin aus Haus und Gasse, um die glücklichen Eltern auszufragen, ob es denn wirklich wahr und wie es nur gekommen sei, so ein fabelhaftes Glück! Die Eltern mußten es bestätigen und nahmen die Glückwünsche dankend mit frohem Lächeln hin. Es war ja so begreiflich, daß die Verlobung ihrer ältesten Tochter in der ganzen Straße das Tagesgespräch bildete.

Sie waren darauf stolz, namentlich die Mutter. Sie dankte dem Himmel aus tiefster Seele dafür, nun eine große Sorge weniger zu haben, und über Johannas Schicksal beruhigt sein zu können. Dem Vater that dieses Bewußtsein auch sehr wohl. Doch überwog bei ihm die eitle Freude, der Schwiegervater eines Mannes der besseren Gesellschaft zu werden und seinen Bekannten gegenüber mit seinem Schwiegersohn auftrumpfen zu können.

Und wenn die Frau auch einem leisen Bangen Ausdruck gab, daß eine Verlobung noch keine Hochzeit sei, daß immer noch etwas dazwischen treten könnte — er machte sich keine Sorgen. Darüber wenigstens nicht. Die einzige Sorge, die er sich flüchtig machte, war die Aussteuer Johannas. Die nötige Wäsche wenigstens mußte sie kriegen. Das würde immerhin etwas kosten.

Als zweite Sorge beschwerte ihn ebenso flüchtig der Gedanke an die heimlichen Geschäfte, die er für seine eigene Börse machte. Das würde er als Schwiegervater eines Advokaten nun wohl lassen müssen. Um den schönen Gewinn wäre es zwar schade, aber schließlich könnte er damit einmal doch in die Patsche kommen, und das wäre schlimm für alle. Dann also lieber die Börse des Schwiegersohnes selbst oder besser noch die der Tochter in Anspruch nehmen, um seine kleinen Passionen befriedigen und die Sonntage angenehm verbringen zu können. Johanna war immer ein gutes Kind gewesen; sie würde als glückliche junge Frau auch schon etwas für den Vater übrig haben.

Wenn nur nichts von dem letzten Geschäft herauskam! Der verwegene Einbruch hatte doch viel Aufsehen erregt; glücklicherweise war von den Einbrechern nicht die geringste Spur gefunden worden, würde wahrscheinlich auch nicht gefunden werden, und die Polizei, wie schon oft in solchen Fällen, das Nachsehen haben.

Er brauchte also auch da nichts zu fürchten und konnte im vollen Gefühl des ehrbaren Rufes, den er genoß, der Vorstellung des Schwiegersohnes entgegensehen.

Damit scheuchte er jede Beunruhigung von sich und fand das schöne Gleichmaß seiner Seele wieder.

4.

Die Woche war dahingeschwunden, der Sonntag da. Im Tröblerladen, der den Vormittag über geöffnet blieb, ging es ab und zu. Die jüngeren Kinder waren mit Poldi in die nahe Kirche gegangen, der Vater zum Barbier, um sich Bart und Haar zurechtstutzen zu lassen.

Heute, da es galt, den Freier seiner Tochter zum erstenmal zu empfangen, wollte er besonders nobel hergerichtet sein. Der geschwätzige Barbier ließ ihn nicht so bald fort, da er über die Verlobung Johannas so viel zu reden und zu fragen wußte und auch wissen wollte, was für Anstalten im Heim des Tröblers zum Empfang des Bräutigams getroffen waren.

Nun, diese Anstalten waren nicht so groß. Johanna schmückte das Wohnzimmer nach sorgfältigem Aufräumen mit einigen Fliedersträußen in aus dem Laden entlehnten Majolikavasen, und in der Küche draußen wurde das Mittagessen besonders fein hergerichtet, für den Nachmittagskaffee auch ein Kuchen gebacken. Der war in der Familie Feigl das Kennzeichen eines hohen Feiertages. Johanna selbst mühte sich damit ab und brauchte alle ihre Kraft dazu, den Teig gehörig zu mengen. Die An-

ſtrengung färbte ihre Wangen mit der Röte der Pfingſtroſen; ſie ließ ſich aber von der Mutter nicht helfen. Ihren Verlobungskuchen wollte ſie ganz allein bereiten.

Plötzlich ſchlug die Ladenklingel wieder an.

„Schon wieder jemand! Heut' geht's gut," meinte die Trödlerin, indem ſie ſich raſch die Hände an der Küchenſchürze abwiſchte und eilig durch das Wohnzimmer in den Laden ging.

Es war eine alte Kundin, die ſie vor ſich ſah, und das kleine Geſchäft war bald abgethan. Die Käuferin entfernte ſich, die Trödlerin wollte ſich wieder in die Küche begeben.

Ein neuerliches Klingeln veranlaßte ſie jedoch, auf der Schwelle umzukehren. Im nächſten Augenblick ſtand ſie wie angewurzelt da und ſchaute ſtarr auf die vier Männer hin, die eingetreten waren. Der erſte trug die Uniform eines Polizeikommiſſars, die anderen hinter ihm waren in Zivil und ihr als Geheimpoliziſten bekannt.

Sie wußte, was das zu bedeuten hatte: eine Hausſuchung! Aber wegen was? Du guter Himmel, wegen was?

Der Kommiſſar, ein zuſammengefaltetes Schriftſtück in der Hand, fragte nach Bernhard Feigl.

„Er iſt nicht da," ſtammelte die ſchreckenverwirrte Frau, und auf die weitere Frage, ob ſie wiſſe, wo ſich ihr Gatte eben befinde, gab ſie die Auskunft, er ſei im nächſten Barbierladen zu finden.

Einer der Geheimpoliziſten mußte ihn von dort holen und kam in wenigen Minuten mit ihm zurück.

Die ſonſt immer roſigen Wangen des Trödlers waren bleich, das einzige an ihm, was ſeiner faſſungsloſen Frau auffiel. Im übrigen ſchien er gefaßt und ſeelenruhig, ſchien es noch mehr zu werden, als er den Kommiſſar erblickte. Den kannte er ſehr gut.

„Das ist etwas Seltsames, Herr Kommissar," sagte er leichthin mit einem Lächeln, welches ganz natürlich schien. „Was bringen Sie denn?"

Dem Kommissar war das Ganze augenscheinlich nicht sehr angenehm. Er zuckte leicht mit den Achseln und verschanzte sich hinter Gemütlichkeit, als er das Schriftstück entfaltete und es dem Trödler hinhielt.

„Es thut mir leid," sagte er bedauernd, „aber ich bin leider gezwungen, bei Ihnen eine Hausuchung vorzunehmen."

Feigls Antlitz verfärbte sich noch mehr, doch seine Stimme klang ganz ruhig, als er fragte: „Aus welchem Grunde, wenn ich bitten darf, Herr Kommissar?"

„Sie sind beschuldigt," lautete die Antwort, „an dem großen Einbruchsdiebstahl, der vorige Woche in der inneren Stadt verübt worden, als Hehler beteiligt zu sein."

„So? Ich?" meinte Feigl, sich mit Gewalt zu einem unbefangenen Tone zwingend. „Von wem? Hat man denn von dem Diebsgesindel einen eingefangen? Und wagt es dieser Lump, mich, einen ehrlichen Geschäftsmann, zu verdächtigen?"

„So ist's," bestätigte der Kommissar. „Und nun, Herr Feigl, lassen Sie mich meines Amtes walten. — Wer ist noch anwesend im Hause?" wandte er sich an die blasse Frau, die wie gelähmt vor ihm stand.

„Nur meine älteste Tochter," sagte sie mühsam. „Sie ist in der Küche."

„Gut." Der Beamte gab den Untergebenen einen Wink.

Sie befolgten ihn im Nu. Der eine schloß die Ladenthür ab, der andere ging nach der Küche, Johanna herbeizuholen und auch dort die Thür abzusperren.

Mit schreckensbleichen Wangen und schreckensstarrem Blicke kam das Mädchen herbei. Sie fragte nicht, was

geschehen; sie sah es ja, der eine Beamte bewachte sie und die Eltern, die anderen nahmen mit dem Kommissar eine Durchsuchung vor. Zunächst im Laden, dann in der Wohnung.

Es wurde nichts Belastendes gefunden.

Johanna und die Mutter atmeten von schwerer Qual befreit auf. Es konnte ja nicht sein, daß der Vater etwas Ungesetzliches begangen hatte.

Die Pein der beiden war aber noch nicht zu Ende. Die Untersuchung wurde fortgesetzt. Zuerst im Keller unten, dann oben auf dem Dachboden. Und dort wurde auf dem Grunde einer mächtigen Kiste voll alten Eisens gefunden, was man gesucht: vier goldene Uhren mit schweren Panzerketten. Die eingravierten Nummern darauf stimmten mit denen des Verzeichnisses des Kommissars genau überein.

Bernhard Feigl spielte den Entrüsteten umsonst. Er war überführt und mußte mit, fort durch das Spalier der Nachbarn, die sich vor dem Hause angesammelt hatten.

Und drinnen im Wohngemach saßen dann zwei schmerzgebeugte, schmachbeladene Frauen und weinten herzzerreißend um die verlorene Ehre, um das zerstörte Glück, um die vernichtete Zukunft, die so lockend nah und schön vor ihnen dagelegen.

Jetzt war's damit vorbei. Ein süßer Mädchentraum zu Grab getragen.

— — — — — — — — — — — —

Das Unglück war aber noch nicht erschöpft.

Um elf Uhr hatte man den Vater fortgeführt, um zwei Uhr holte man die Mutter. Das hartnäckige Leugnen Bernhard Feigls im ersten polizeilichen Verhör lenkte den Verdacht der Mitschuld auf seine Frau und machte ihre Verhaftung notwendig.

Wie der Wachmann den Verhaftsbefehl vorwies, schrie

die blasse Frau laut auf. „Um Gottes willen! Um Gottes willen! Ich weiß von nichts.“

Ihr Schrei fand Echo bei den erschreckten Kindern. Sie weinten laut und hingen sich jammernd an die Mutter.

Johanna stand zur Bildsäule erstarrt. Es war zu viel, was sie an Schrecken traf. Sie konnte es nicht fassen, nicht begreifen. Alles in ihr war wie gelähmt und tot.

Und dann war sie allein mit den Geschwistern. Als um drei Uhr die Wohnungsglocke anschlug, ging sie nicht öffnen, ließ sie Albert Klimek, der nun kam, um sie zu werben, vergeblich auf Einlaß harren. Zitternd saß sie da. Sie brachte es nicht über sich, ihm die Schande, die plötzlich über sie gekommen war, zu bekennen. Das würde er schon morgen erfahren — aus der Zeitung.

Und dann — lebe wohl, Lebensglück! —

Albert Klimek brauchte aber nicht bis morgen zu warten. Er erfuhr es heute noch — sogleich.

Es enttäuschte ihn nicht wenig, daß man ihn vergeblich läuten ließ. Er hatte es sich so hübsch vorgestellt: daß eine bebende Mädchenhand ihm eilig öffnen, ein rosiges Mädchenantlitz ihn mit freudigem Lächeln begrüßen würde. Indessen mußte er da stehen und warten.

Nach einer Weile setzte er die Glocke nochmals in Bewegung und hörte ihren langgezogenen lauten Klang. Doch in der Wohnung drinnen blieb es still. Kein Schritt nahte der Thür, nichts rührte sich.

Ehe er noch wußte, was er davon zu halten habe, öffnete sich eine andere Thür, und eine alte Frau trat auf den Flur heraus. Sie musterte den jungen Herrn mit prüfendem Blick und wandte sich dann in der Art von Leuten, die eine große Neuigkeit mitzuteilen haben und dieselbe nur mühsam zurückbehalten, an ihn.

„Der Herr wird wohl umsonst läuten. Es macht niemand auf.“

Ihr geheimnisvoller Ton ließ Albert aufmerksam werden. Ueberrascht kehrte er sich um.

„Warum nicht? Ist niemand zu Hause?"

„O ja, zu Haus sind s' schon, aber aufmachen thun s' nit," klang die rätselhafte Erwiderung zurück.

Er schaute sie betroffen an. „Ja, aber warum denn nicht? Ist etwas geschehen?"

„Na ja, freilich," versetzte die Alte. „Es läßt sich denken, daß die drinnen" — sie deutete dabei mit dem Daumen nach der Feiglschen Thür — „heut' für niemanden nit zu Haus sein wollen. Bei so ein' Unglück wie's heut' g'scheh'n is! Und bei so einer Schand'! Daß es der Herr nur gleich wissen thut: am Vormittag is die Polizei dag'wesen und hat den Feigl mitgenommen, und am Nachmittag haben s' die Frau auch g'holt. Was sie ang'stellt haben, weiß man noch nit recht. Es heißt nur, sie soll'n g'stohlene Sachen kauft haben und g'wußt haben, daß sie g'stohlen sind."

Dem jungen Mann war es zu Mut, als hätte ihn ein Donnerschlag betäubt. Es blieb ihm nachträglich ein Rätsel, wie er sich von der Stelle hatte fortbewegen können, wie er von Feigls Wohnungsthür weggekommen war.

Er fand sich nur mit einemmal weit fort von dem Hause, darin urplötzlich Unheil und Schmach ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, eine ganze Familie in trostlose Verzweiflung gestürzt worden war.

Ganz niedergeschmettert, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, ging er mit schleppenden Schritten seinen Weg dahin. Und schwer, wie seine Glieder waren, war ihm die Brust, als trüge er eine Bergeslast mit sich herum. —

Als er am nächsten Morgen in die Kanzlei kam, fand er auf seinem Schreibtisch einen Brief vor. Er kannte Johannas Schrift noch nicht; allein er wußte es: der war

von ihr. Das bange Schlagen seines Herzens sagte es ihm.

Der Brief war sehr kurz und lautete:

„Nach den Ereignissen, die gestern über mich und die Meinen gekommen sind, gebe ich Ihnen Ihr Wort zurück und sage Ihnen für immer lebewohl. Ich könnte wohl mit meinem Leben dafür bürgen, daß meine Mutter unschuldig ist, für meinen Vater könnte ich aber nicht einstehen, und das scheidet uns so sicher als der Tod.

Werden Sie glücklich. Das ist der einzige Wunsch, den ich noch habe. Johanna."

Der Brief, der unverkennbar Thränenspuren aufwies, zerfleischte ihm das Herz, das ihn mächtig zu ihr hindrängte, um sie zu trösten, sie zu stützen, ihr beizustehen, zu ihr, die jetzt eines teilnehmenden Freundes so sehr bedurfte.

Aber dieser heiße Trieb ging unter in dem Weh, das er um sich selbst empfand. Hatte schon der bescheidene Stand der Geliebten den Spott und Zorn seiner selbstbewußten Schwestern herausgefordert, so kam nun noch die Schande, die Entehrung hinzu, um eine Verbindung unmöglich zu machen.

War Feigl schuldig, so hatte Johanna recht. Er konnte in seiner Stellung nicht die Tocher eines bestraften Verbrechers heiraten. Er mußte entsagen, wie sie!

Aufstöhnend preßte er die glühende Stirne in die Hand, sah mit zerquälten Mienen und düsteren Blicken vor sich hin.

Johannas Bild stieg vor ihm auf, doch anders, als er es stets gesehen. Der blühende Schmelz, die sonnige Heiterkeit war dahin, und was er vor sich sah, war ein Mädchenantlitz — bleich, gramvoll, trostlos. . . .

Und sie wartete auf ihn und harrte, daß er, von mitleidsvoller Liebe getrieben, käme, ihr beizustehen in

ihrer schweren Not, als einziger, der ihr Trost bringen konnte.

Aber er kam nicht. Er konnte es nicht thun. Er hatte sie emporheben wollen; jetzt hätte er zu ihr herunterstoßen, sich selbst der Mißachtung aussetzen, seine Zukunft vernichten müssen. —

Die Montagsblätter erschienen erst nachmittags. Dann aber stand um so ausführlicher darin zu lesen, daß es den rastlosen Bemühungen der Polizei gelungen sei, einen der Gesellen von dem letzten sensationellen Einbruchsdiebstahl zu entdecken und in sicheren Gewahrsam zu nehmen. Einem stundenlangen Verhöre unterzogen, leugnete er anfangs hartnäckig, legte dann aber, in die Enge getrieben, ein umfassendes Geständnis ab und nannte seine sämtlichen Mitschuldigen: die Diebe und die Hehler und alle sonstigen Personen, die aus dem Diebstahl Vorteil gezogen hatten. Das waren meistens Trödler, die bei der Polizei in schlechtem Ansehen standen. Nur einer war darunter, der sich bisher eines guten Leumundes erfreut hatte, und dieser eine heiße Bernhard Feigl. Es sei bei ihm gestohlenes Gut gefunden, er samt seiner Frau ebenso wie alle anderen Beteiligten verhaftet und alsbald dem Landesgerichte eingeliefert worden.

5.

Johanna hatte ihre Stellung niederlegen müssen, um Mutterstelle bei ihren Geschwistern zu vertreten, die ganze Hauswirtschaft zu besorgen und dem Geschäfte vorzustehen. Dasselbe war nur einen Tag behördlich geschlossen gewesen, dann aber nach neuerlicher gründlicher Durchsuchung wieder geöffnet worden, um den so plötzlich ihrer Eltern beraubten Kindern die Existenz nicht ganz zu unterbinden.

Seit der Verhaftung des Trödlers und seiner Frau

war jedoch der Geschäftsgang ein so schlechter, daß oft Tage verstrichen, ehe ein paar Gulden eingingen, und Johanna mit den Geschwistern auf die dürftigste Lebensweise angewiesen war. Doch das war ja zu ertragen; aber die vielen Demütigungen, denen sich Johanna ausgesetzt sah, fraßen an ihrem Herzen.

Die Nachbarn grüßten sie nicht mehr, die Nachbarinnen wichen ihr aus, maßen sie mit verächtlichen Blicken und tuschelten hinter ihr drein.

„Da geht sie wieder," hörte sie von schadenfrohen Zungen, „die sich schon als „Gnädige" gesehen hat. Statt dessen sitzen die Eltern jetzt fest im Kriminal, und der Herr Bräutigam hat sich hübsch aus dem Staub gemacht und sie schön sitzen lassen. Na, zu verdenken ist's ihm nicht. Man dankt recht gern für so eine saubere Verwandtschaft!"

Karl und Hans mußten jetzt fest zusammenhalten, um sich gegen die anderen Buben, die sich gegen sie mit Hohn- und Schimpfworten vereinigten, zu verteidigen, und kamen immer arg zugerichtet heim. Poldi kam täglich mit Thränen in den Augen aus der Fortbildungsschule, erbittert und gekränkt über die Zurücksetzungen und Beleidigungen, die ihr ihre Mitschülerinnen zu teil werden ließen. Und dann klagte, jammerte und schluchzte sie herzbrechend.

Das alles lag nun auf Johanna, erdrückte sie mit eherner Gewalt. Und keine Seele da, kein Freund, der ihr Trost geboten, Halt gegeben, Mut zugesprochen hätte. Sie hatte den Geliebten in ehrlichem Willen, ihn mit ihrer Schmach nicht zu belasten, freigegeben, weil sie so hatte handeln müssen. Aber insgeheim, im Tiefsten ihrer verzagten Seele war doch die Hoffnung rege geblieben, er würde kommen, sie zu stützen; er müsse kommen, wenn seine Liebe echt sei.

Und diese Hoffnung gab ihr auch die Kraft, ihr hartes

Los auf sich zu nehmen, es zu tragen. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Kein Lichtstrahl leuchtete in ihr dunkles Leben, kein Trosteswort aus Freundesmund drang zu ihr, in ihre grausame Verlassenheit — so mußte sie zusammenbrechen.

Bei Tage freilich, mit all den ehernen Notwendigkeiten, die der Tag ihr brachte, da hielten Pflicht und Wille sie noch aufrecht; doch in den stillen Nachtstunden, wenn der Schlaf ihr Sorgenlager floh, der Gram ihr einziger Gefährte war, da kam dumpfe Verzweiflung über sie, die ihr Zerstörungswerk langsam, aber um so sicherer vollbringt und alle Kraft des Willens unterwühlt.

Fünf Wochen hatte sie mit verzweifelter Energie ausgeharrt. Dann war's vorbei, und die Verzagtheit überwand den Lebensmut. Die düstere Melancholie, die ihr Gemüt umfing, blieb siegreich. Sie konnte nicht mehr so leben.

Nur wartete sie noch den Sonntag ab. Es war der einzige Tag der Woche, da es ihr möglich war, die arme Mutter in der Mittagsstunde zu besuchen. Nach dem Vater hatte sie noch nicht verlangt. Wenn sie an alles dachte: wie er stets nur in krassem Egoismus für sich gelebt und ruhig hatte zusehen können, wie sich die Mutter plagte, wie sie darbte, wie sie zusehends verfiel — so hielt ihn ihr Herz für schuldig. Und wenn sie weiter dachte, daß sein starres, hartnäckiges Leugnen jeder Schuld die Mutter schon so lange schuldlos im Untersuchungsgefängnis festhielt, so verhärtete sich ihr Herz gegen ihn.

Aber heute wollte sie ihn sehen. Zum letztenmal in dieser Welt. Nicht um ihm still ein Lebewohl zu sagen; nur um ihm als Vermächtnis aufzutragen, daß er die Mutter retten, sie ihren Kindern wiedergeben, zum erstenmal in seinem Leben seine Pflicht als Gatte und Vater thun solle.

Und dann wollte sie dahingehen — still und stumm. Es dünkte ihr so süß und schön: ewige Ruhe, unstörbarer Friede nach all dem Leid, der Enttäuschung, der Schande.

Sie hatte alles bedacht in den stillen Nachtstunden des zunehmenden Trübsinns und wollte danach handeln.

Sie überließ die jüngeren Geschwister Poldis Obhut und legte im Mittagsbrand der Junisonne den langgedehnten Weg zum Landesgericht zurück.

Im Saal des Richters, der die Untersuchung gegen ihre Eltern führte, angelangt, bat sie den ernst und kühl dreinblickenden Herrn, der sie schon kannte, ob ihr gestattet würde, heute Vater und Mutter zu sehen.

An und für sich wäre nichts dagegen gewesen, nur hatte der Vater wegen ungebührlichen Benehmens beim Verhör eine Disziplinarstrafe erhalten, die ihn auf vierundzwanzig Stunden in die Dunkelzelle bannte und für heute jeder Begünstigung verlustig machte.

So mußte sie darauf verzichten, ihn noch einmal zu sehen.

Aber die Mutter wurde vorgeführt.

Ein Schatten ihrer selbst, mit leichenfahlem, gramerstarrtem Antlitz, hohlen Augen, fast ganz ergrautem Haar, wankte sie, gefolgt von dem Gefängniswärter, herein und sank der Tochter leise aufschluchzend um den Hals.

Und dann begehrte sie fiebernd nach Nachricht von daheim. Wie es gehe, was jedes einzelne der Kinder mache, ob sie nach der Mutter fragten und nach ihr Sehnsucht trügen.

Sie durften nicht zu viel sprechen. Der Untersuchungsrichter gab bald genug ein Zeichen, daß die Unterredung zu Ende sein müsse.

Es fiel der unglücklichen Frau erst später auf, daß Johanna mit schmerzlicherer Innigkeit als je von ihr Ab-

schied nahm, sie kaum loslassen wollte aus ihren Armen und schluchzte, daß es Steine hätte erweichen müssen.

Allein sie mußten sich trennen. Die Mutter wurde wieder abgeführt, die Tochter entfernte sich mit verworrenen Sinnen aus dem düsteren grauen Hause in der Alserstraße.

Und in der Nacht geschah es.

Sie wartete, bis Poldi und die Kinder in festem Schlafe lagen, und schrieb indessen die Abschiedsbriefe an Mutter, Vater und den Mann, den sie nur wenige Tage Bräutigam genannt hatte.

Die Mutter bat sie in rührend schlichten Worten, sie möge ihr verzeihen, daß sie das Leben nicht mehr weitertragen könne, und ihr die selbstgesuchte Todesruhe erbarmungsvoll gönnen.

Den Vater beschwor sie, sein starres Leugnen aufzugeben, um der gebrochenen Mutter und der unschuldigen hilflosen Kinder willen; beschwor ihn, seine Schuld auf sich zu nehmen, zu sühnen und dann ein anderer zu werden, sein Leben in treuer Pflichterfüllung der Familie zu weihen. Das sei die einzige Bitte, die sie am Rand des Grabes an ihn richte, und mit schmerzzerrissener Seele nehme sie für dieses Leben von ihm Abschied.

Dem Bräutigam sagte sie in ihren Zeilen nur ein kurzes Lebewohl und bat ihn, ihr ein gutes Angedenken zu widmen.

Dann verschloß sie die Briefe, schrieb die Adressen darauf und legte sie der Reihe nach auf den Tisch, daß man sie sogleich sähe.

Und jetzt war sie fertig. Fertig mit dem Leben! Abgeschlossen lag es hinter ihr, vor ihr die dunkle Pforte der Ewigkeit.

Ein letztes Grauen flog sie an, ihr junges Dasein bäumte sich entsetzt gegen Vernichtung auf. Allein der

Lebenswille unterlag. Sie wollte nicht und konnte nicht. Es mußte sein!

Die Zündhölzchen mit den braunen Phosphorköpfchen lagen bereit. Sie that sie in das Glas voll Wasser, das vor ihrem Bett am Nachtkästchen stand, und nahm mit stillen Küssen von den ahnungslosen Kindern, die friedlich schliefen, Abschied. Dann kleidete sie sich langsam aus.

Noch einmal sah sie sich in dem schlichten Raume um, darin sie auf die Welt gekommen, darin sie ihr ganzes Leben verbracht, darin sie nun auch in den Tod gehen sollte. Liebe Bilder aus der Kinderzeit zogen im Laufe weniger Sekunden an ihrem Geist vorüber und machten ihr im letzten Augenblick das Scheiden schwer. Noch schwerer aber wäre doch die Zukunft und das Leben.

Sie schraubte das Lampenlicht herab, legte sich ins Bett der Mutter, das sie jetzt innehatte, und leerte das Glas mit dem aufgelösten Gifte.

— — — — — — — — — — — —

Um Mitternacht fuhr Poldi aus tiefem Schlafe auf, sah wirr um sich. War es ein Traum gewesen, daß sie ein schweres Stöhnen gehört hatte?

Sie lauschte eine kleine Weile in das Dunkel des kleinen Kabinetts, wo sie jetzt mit den Knaben schlief.

Da drang es wieder und ganz deutlich an ihr Ohr, ein grauenvolles dumpfes Stöhnen, das ihr den Angstschweiß auf die Stirne trieb. Und dann ein anderes unheimliches Geräusch, als wälze sich ein Körper in hilfloser Qual herum.

Ihr Blut erstarrte vor Entsetzen, sie wagte es nicht, sich zu rühren. Was war geschehen? Waren Mörder eingedrungen?

Sie glaubte es zu spüren, wie sich ihr die Haare auf dem Kopfe sträubten. Die Lähmung wich von ihr, in wahnsinniger Angst sprang sie aus dem Bette, warf mit

zitternden Händen ihren Hausrock über, eilte zur Thür und blickte durch einen kleinen Spalt ins Zimmer hinein.

Kein Fremder drin, kein Mörder! Die beiden Kleinen schliefen süß. Aber Johanna —

„Um Gottes willen!“ schrie das junge Mädchen auf, so gräßlich, daß die Brüder darüber erwachten.

„Um Gottes willen! Johanna! Was ist dir nur?“

Bewußtlos lag Johanna da, dumpf stöhnend, blau im Gesicht, mit furchtbar verzerrten Mienen. Die Glieder in den Gelenken zusammengebogen, wand sich der Leib in den fürchterlichsten Krämpfen hin und her.

In namenlosem Entsetzen floh Poldi von dem Bette weg, zum Fenster hin und riß es auf.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!“ gellte ihr Schrei in die Juninacht hinaus. Und noch einmal, in tiefster Seelennot: „Zu Hilfe!“

Die erschreckten Nachbarn kamen herbei. Und die Not der hilflosen Trödlerskinder, deren ältestes sich da vergiftet hatte, machte die Leute mitleidig, hilfreich und gut.

Eine Stunde später war Poldi mit ihren jüngeren Geschwistern allein. Bitterlich weinend saßen sie alle da, eng aneinandergedrängt.

Die Nachbarn waren fort, die herbeigeholte Polizei war fort, der Arzt und Johanna auch. Man hatte sie in das Krankenhaus gebracht.

„Ist sie tot?“ fragte Hans die größere Schwester in scheuer Frage.

„Nein,“ schluchzte Poldi, „nicht tot, aber sehr krank.“

„Sie muß sterben! Gelt?“ fiel Karl, gleichfalls schluchzend, ihr ins Wort.

Und Poldi nickte unter einem Strom von Thränen mit dem Kopfe.

„Ja, sie muß sterben. Unsere Johanna! Unsere schöne Johanna! Der Doktor hat gesagt, daß ihr Zustand wenig

Hoffnung läßt. Und Gift hat sie genommen! Mit Phosphor hat sie sich vergiftet! Ach, jetzt haben wir keine Mutter, keinen Vater, keine Schwester mehr! Was wird aus uns noch werden?"

Sie breitete ihre Arme um die Kinder, als könnten ihr dieselben auch entrissen werden. Ein fünffaches Weinen klang herzzerreißend in die stille Nacht hinaus.

Es zog eine gutmütige Seele, die sich mit den anderen Nachbarn eben entfernt hatte, wieder zurück. Eine der Frauen kam aufs neue herein.

„Wissen Sie was, liebes Kind?" sagte sie kurzweg zu Poldi. „Ich bleib' bei Ihnen da, so lang, bis halt die Mutter oder sonst wer kommt. Sie sind ja selber noch ein halbes Kind. Wie könnten Sie denn allein alles leisten?"

Und sie blieb da in mütterlichem Walten um die verlassenen Kinder, die sich ihr mit ihren jungen Herzen gläubig anvertrauten.

6.

Der Untersuchungsrichter hatte eben den Befehl gegeben, die Untersuchungsgefangene Therese Feigl zu neuerlichem Verhör vorzuführen, und wartete ihr Erscheinen ab, als plötzlich die Thür des Saales mit Ungestüm aufging, und Poldi blaß und aufgeregt hereintrat.

Sie war schon mehrmals dagewesen, er kannte sie. Aber die Art ihres Eintretens war ihm neu, ließ ihn unwillig die Stirne runzeln.

„Was ist das?" fragte er in strengem Tone. „Kommt man so hier herein?"

Sie stammelte eine Entschuldigung und bat mit fast versagender Stimme: „Ich muß die Eltern sprechen."

„Dazu ist jetzt nicht die Zeit," wies er sie kühl zurecht. „Von neun bis ein Uhr dauern die Verhörstunden. Jetzt ist es erst Neun. Kommen Sie später wieder."

„Ich kann nicht, Herr Gerichtsrat," rief sie verstört. „Ich muß gleich wieder heim zu den Kindern, bei denen eine fremde Frau ist, die sich nicht auskennt. Es ist etwas geschehen."

„Was denn?" fragte der alte Herr mit dem kalten ernsten Gesichte, auf ihr verstörtes Wesen aufmerksam gemacht, in milderem Ton.

„Meine älteste Schwester hat sich vergiftet," stieß Poldi hervor, „und wird daran sterben. Da sind ihre Abschiedsbriefe an die Eltern." Sie reichte ihm dieselben hin, den dritten Brief hatte sie unterwegs an Albert Klimek abgesandt.

Ein wilder Schrei, der durch Mark und Bein ging, erscholl von der Thür her. Der Richter und das junge Mädchen fuhren erschreckt zusammen und wandten sich um.

Dort, an der Thür, den Gefängniswärter hinter sich, stand, einer Ohnmacht nahe, die unglückliche Mutter, die ohne jedes Wort schonender Vorbereitung das Entsetzliche mit angehört hatte.

Mit aschfahlem Antlitz und geschlossenen Augen, die Arme kraftlos niederhängend, lehnte sie am Thürpfosten, von dem Manne hinter ihr gestützt, daß sie nicht umsinke.

Es dauerte nur einen Augenblick, dann raffte sie sich auf, von verzweifelter Lebenskraft gestählt. Sie stürzte zum Tisch, warf sich vor dem Richter auf die Kniee nieder und flehte händeringend, mit zerrissener Stimme, in furchtbarster Verzweiflung: „Herr Gerichtsrat, bei allem, was Sie selbst als Mensch empfinden und das Ihnen heilig ist — lassen Sie mich zu meinem armen Kind hin, geben Sie mich frei. Sie halten mich für eine abgefeimte Lügnerin, weil ich bisher alles geleugnet habe. Aber ich habe nichts zu gestehen, denn ich habe nichts Schlechtes gethan, ich weiß von nichts und kann darum nichts sagen. Ich schwöre es bei dem teuren Leben meiner armen

Johanna. Und wenn Sie mich nicht freilassen, Herr Rat, so lassen Sie mich doch nur auf einen Tag, auf eine Stunde hin zu meinem armen Kinde. Ich hab' ihr das Leben gegeben, so soll sie auch in meinen Armen sterben. Seien Sie menschlich, lassen Sie die Mutter hin zu dem sterbenden Kind, wenn Sie selbst einmal ruhig sterben wollen!"

Nicht oft in seiner langen Praxis hatte der abgehärtete Richter so überzeugende Naturlaute der Wahrheit und Verzweiflung gehört, als jetzt. Er war ein tiefer Seelenkenner und mußte dieser schmerzzerrissenen Mutter glauben. Allein den Hüter des Gesetzes konnte, durfte dieser Jammer nicht rühren; ihre Schuldlosigkeit mußte erst voll erhärtet sein, das Geständnis des offenbar allein schuldigen Gatten vorliegen, ehe er die arme Frau freilassen durfte. Dies Geständnis aber war nun zu erhoffen. Der Vater würde vielleicht bekennen, was der Gatte hartnäckig geleugnet hatte.

Seine Bewegung bemeisternd, hob der Richter die arme Mutter auf und sagte: „Sie können unter sicherer Bedeckung an das Sterbebett Ihrer Tochter gehen. Aber noch nicht gleich. Ich will nur noch einmal Ihren Mann holen lassen."

Ein Wink entfernte Poldi, die von der Mutter mit schmerzlicher Umarmung Abschied nahm. Ein zweiter Wink bedeutete dem Aufseher, Frau Feigl in ein Nebengemach treten zu lassen und den Gefangenen Bernhard Feigl vorzuführen.

Wenige Minuten später stand der Trödler vor dem Richter. Die Gefängnisluft hatte seine rosigen Wangen bleich und schlaff gemacht. Er sah gealtert und verwahrlost aus; die knappe Lebensweise, der Verlust der Freiheit bekamen ihm schlecht. Ein verstockter Zug, der ihm sonst fremd gewesen, lag in seinem Antlitz, ließ es unsympathisch, ja fast abstoßend erscheinen.

Mit scheinbarem Gleichmut kam er heran und blieb mit nachlässiger Verbeugung vor dem Untersuchungsrichter stehen. Die eben verbüßte Disziplinarstrafe schien auf ihn gar nicht gewirkt zu haben. Sie hatte ihn, wie aus seinem ganzen Wesen hervorging, nur noch verstockter gemacht.

Das sollte aber jäh und plötzlich schwinden.

Der Gerichtsrat hatte eben in Johannas Brief an den Vater Einsicht genommen und hielt ihn noch in der Hand, als Feigl eintrat. Er schaute den Trödler mit prüfendem Blick an und sagte in anderem als dem knappen Amtstone, mit welchem er sonst immer zu ihm gesprochen hatte:

„Ich ließ Sie vorführen, um Sie von einem traurigen Ereignis, das in Ihrer Familie eingetreten ist, zu verständigen." Und dann, nach einer Pause, da er Feigl jäh zusammenzucken, ihn mit bangen, erwartungsvollen Augen auf sich blicken sah, setzte er hinzu: „Lesen Sie diesen Brief, in welchem Ihre älteste Tochter von Ihnen Abschied nimmt. Sie hat versucht, sich durch Gift das Leben zu nehmen, und liegt in hoffnungslosem Zustand im Krankenhaus."

Wie Donner scholl es dem Vater an die Ohren, betäubte sein Gehirn und seine Fassung.

Er taumelte mit einem dumpfen Laut zurück und stand nun da, den Kopf mit beiden Händen haltend, die Schultern vorgeneigt, als drücke eine Last sie nieder.

Seine Johanna, seine Aelteste, sein schönes Kind, sein Stolz — im Sterben! Und durch eigene Hand! Durch eigene Hand!

„Warum?" Es war alles, was er fragen konnte, und röchelnd kam es aus ihm hervor: „Warum?"

Der Gerichtsrat reichte ihm den Brief hin: „Lesen Sie es selbst."

Mit übermächtiger Anstrengung zwang sich der Trödler zur Sammlung und las den Brief, darin sein armes Kind ihn vor dem Tode inständig beschwor, der Wahrheit gerecht zu werden und die unschuldige Mutter der Freiheit, dem Hause, den Kindern wiederzugeben. Und jedes dieser Worte dröhnte wie ein Hammerschlag an sein Herz, brach seinen Trotz und seine Selbstsucht und rief mit eherner Stimme sein schlafendes Gewissen wach. Als er zu Ende gelesen hatte, war er ein gebrochener Mann.

„Ich will gestehen — alles," sagte er erstickt. „Meine Frau ist unschuldig. Sie weiß nichts von dem, was ich gethan habe. Ich hab' bisher geleugnet, weil ich hoffte, ganz los zu kommen. Aber jetzt, da das geschehen, mein armes Kind von uns gegangen ist, will ich gestehen, daß ich allein der schuldige Teil bin. Ich hab' seit Monaten gestohlene Sachen angekauft und das Geld, das ich dabei profitiert habe, für mich behalten und davon gut gelebt, während meine Frau und meine Kinder einfach und ärmlich wie bisher ihr Leben fristeten. Das ist die Wahrheit, Herr Gerichtsrat. Hätt' ich es früher gesagt" — ein Schluchzen drang rauh und wild aus seiner Brust hervor — „so wär' das nicht geschehen und meine Tochter am Leben geblieben. Aber so — ich bin ihr Mörder!"

Er brach zusammen, raufte sich das Haar. Man mußte ihn abführen.

— — — — — — — — — — — —

Eine Viertelstunde später waren die Formalitäten erfüllt, welche Therese Feigl nach unschuldig erduldeter Untersuchungshaft die Freiheit wiedergaben.

Nach einer weiteren Viertelstunde stand sie schluchzend an dem Schmerzenslager ihrer Tochter, deren Befinden infolge all der angewandten Mittel wieder Hoffnung gab. Und aus der Tiefe ihres blutenden Mutterherzens flehte sie Gott um die Erhaltung dieses jungen Lebens an.

Und dann war sie daheim bei ihren Kleinen, die sie so viele Wochen nicht gesehen hatte. Und lauter Kinderjubel begrüßte die heißentbehrte Mutter, die weinend ihre Lieblinge an sich zog.

7.

Die große Wanduhr im Bureau wies auf halb Vier, als der alte Kanzleidiener mit einem Brief in der Hand eintrat. Er legte ihn auf den Schreibtisch des Konzipienten nieder und verschwand still, wie er gekommen war. Albert Klimek war mit der Durchsicht einer von ihm aufgesetzten Klageschrift so beschäftigt, daß er eine gute Weile vergehen ließ, ehe er den Brief an sich nahm.

Als er Johannas Handschrift erkannte, stieg eine heiße Röte in sein Antlitz, ein nervöses Zucken flog um seinen Mund, sein Blick verdunkelte sich jäh.

Warum schrieb sie? Was wollte sie von ihm? Fehlte ihr die Stärke, ihre Verzichtleistung aufrecht zu erhalten? Bereute sie ihren ersten Brief, und rief sie ihn nun wieder zurück? O, daß sie es doch lieber nicht gethan, ihm lieber nicht geschrieben hätte!

Er litt ja ohnehin so viel um sie, trug so unsagbar hart an den Verhältnissen, die ihn unerbittlich von ihr schieden. Was mußte sie ihm das schwere Herz noch schwerer machen? Was ihn noch mehr in Zwiespalt bringen mit sich selbst?

Ein dumpfer Zorn stieg in ihm auf gegen sie, die ihn vielleicht wankend machen wollte. Und Zorn über sich selbst in der dunklen Furcht, ihrem Flehen zu unterliegen, wenn er diese Zeilen gelesen haben würde.

Und darum — lieber nicht.

Seine Hand, die sich unwillkürlich nach dem Briefe ausgestreckt hatte, zuckte wie unter einer schmerzhaften Berührung zurück. Mit gefurchter Stirne, finsteren Mienen

wandte er sich hastig ab, um die klare Mädchenschrift auf der Adresse nicht vor Augen zu haben.

Es half nicht viel. Vor seinem Geiste stand sie in unverwischbaren Zügen. Und diese schlanken Linien voll Leichtigkeit und Kraft — das Zeugnis einer schriftgeübten, formgewandten Hand — drängten sich zwischen die Zeilen des Konzeptes, das er wieder zu lesen begann, schoben sich an Stelle derjenigen seiner eigenen Hand, schienen diese zu verwischen und zu bitten: „Lies uns doch! O lies uns!"

Es schuf ihm eine Qual, die ihm das erhitzte Blut schwallweise zu Kopfe trieb, so daß auf seinem Antlitz die Farbe kam und ging wie im Fieber.

Es wurde unerträglich. Er hielt es nicht aus. Und als die nahe Turmuhr draußen anhub, die sechste Stunde zu schlagen, die Schreiber in den anderen Räumen sich entfernten, und Albert gleichfalls das Bureau verlassen wollte, siegte sein Herz über den Kopf, die Sehnsucht über das Bedenken.

Wie damals vor fünf Wochen, da ihm ihr erster Brief gekommen, riß er auch jetzt mit bebender Hand den Umschlag auf, und seine fieberigen Blicke überflogen den Inhalt ihres letzten Briefes.

„Mein lieber Albert!

Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Ich kann das Dasein nicht ertragen und sehne mich so unaussprechlich nach Ruhe, nach dem Tode. So sage ich Dir jetzt auf immer lebewohl. Bewahre mir ein gutes Angedenken — ich hab' Dich sehr geliebt und liebe Dich in meiner letzten Stunde mehr als je. Leb wohl auf ewig! Im Tode treu und Dein.

Johanna."

Der Brief entsank seiner Hand. Er stand da, aschgrau im Gesicht, mit entsetzten Augen, in einer Haltung, als wäre er plötzlich ein hinfälliger Greis geworden.

Und in ihm sprach es laut: „Daran bist du schuld! Du hast sie in Verzweiflung versinken, in Verzweiflung untergehen lassen, hast ihr nicht beigestanden in ihrer schweren Not. Und jetzt ist sie dahin — tot!"

Ein schweres Aechzen klang durch den stillen Raum. Es lockte den Kanzleidiener herbei. Er glaubte, daß dem Herrn Konzipienten, der so lange nicht fortging, unwohl geworden sei. Doch blieb er betroffen auf der Schwelle stehen, als er sah, daß er sich in seiner Annahme getäuscht; denn Klimek war nicht unwohl. Er saß auf seinem Stuhle, die Arme auf die Kante des Schreibtisches, den Kopf in die Hände gepreßt, und stöhnte herzzerreißend immer nur das eine: „Johanna — Johanna! Sie ist tot — tot!"

„Es ist ihm wer gestorben," dachte der alte Diener mitleidig. Er stand mit dem Herrn Konzipienten gut genug, um ein Trosteswort wagen zu dürfen. Allein wozu? Er wußte, daß es in solchen Fällen am besten ist, mit sich und seinem Weh allein zu sein, und zog sich unbemerkt zurück.

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später fuhr Albert in einem geschlossenen Fiaker vor dem schlichten alten Hause mit dem Trödlerladen vor, stieg rasch aus und eilte durch den Flur. Nun stand er vor der bleichen, tief betroffenen Trödlerin, die bei dem Herd beschäftigt war, ein schlichtes Abendessen herzurichten.

Eine Weile starrten sie sich fragend an.

„Wer sind Sie?" lag in ihren Blicken. In seinen eine Art von Staunen, daß sie da war — nicht mehr im Gefängnis. Denn er erkannte in ihr sogleich Johannas Mutter — an der Schilderung, die ihm Johanna oft in liebevollster Weise von ihr gemacht.

Sein erster Blick auf diese frühzeitig gealterte Frau mit der schlaffen, müden Haltung und dem vergrämten

Antlitz zwang sein Herz zur Teilnahme, flößte ihm die Zuversicht ein, daß sie die achtungswerte Mutter einer achtungswerten Tochter sei.

Er nannte seinen Namen und fragte bebend, in schmerzlichster Erregung: „Ist's wirklich wahr, daß Johanna —" Die Stimme versagte ihm für einen Augenblick. Dann stieß er, bevor Frau Feigl ein Wort äußern konnte, fast unverständlich hervor: „Wo ist sie? Ist sie — ist sie tot?"

Frau Feigl machte eine leise verneinende Bewegung.

„Gott möge es verhüten!" sagte sie dabei in einem Tone, der wie ein aus tiefstem Herzen kommendes Gebet klang.

Und da er es hörte, daß das Schlimmste noch nicht eingetreten, daß sogar Hoffnung auf Johannas Genesung sei, war es ihm, als fiele eine Bergeslast von seiner Seele.

Frau Feigl wußte nichts von dem, was zwischen ihm und ihrer Tochter vorgegangen war. Doch nun begann sie es zu ahnen. Und — er war wieder da! Er war gekommen! Trotz alledem!

Thränen schossen ihr in die Augen. In heißer Aufwallung streckte sie ihm die Hände entgegen. „So müssen wir uns kennen lernen!" sagte sie erschüttert.

Mit krampfhaftem Druck umschlossen seine Hände die ihren, als wollte er ihr damit eine Stütze geben. „Vergeben Sie mir," bat er. „Ich habe viel gelitten. Unendlich viel!"

Ihr grauer Kopf senkte sich tief herab. „Das arme Kind!" schluchzte sie gramvoll auf. „So unschuldig so Schweres leiden müssen!"

Es traf ihn mit der Wucht einer Anklage. „Schonen Sie mich!" flehte er gequält. „Ich bin schwer genug gestraft durch das Bewußtsein, daß ich es mitverschuldet habe. Und wenn Sie mir vergeben können, so lassen Sie mich zu ihr."

In der Meinung, Johanna hier zu finden, strebte er

nach der nächsten Zimmerthür hin. Mit traurigem Lächeln hielt ihn Frau Feigl zurück.

Mit neuer, nie gefühlter Pein traf ihn die Eröffnung, daß er Johanna heute nicht mehr sehen könne, weil sie sich im Krankenhaus befinde. Er mußte warten, mußte sich gedulden bis zu der vorgeschriebenen Stunde, da der Besuch im Krankensaal gestattet war.

Diese endlose Zeit bis zum nächsten Vormittag war für ihn eine Prüfung, die er nicht zu überstehen vermeinte, so unablässig und mit steigender Gewalt folterte ihn die Angst, daß diese Zeitspanne ihm die Geliebte für dieses Leben rauben werde.

Ihm schien es, als dehnten sich die Sekunden zu Tagen, die Minuten zu Jahren, die Stunden zu Jahrzehnten. Und er glaubte alt, uralt geworden zu sein, als endlich am nächsten Morgen der Augenblick da war, wo er sich auf den Weg machen konnte.

Es wurde ihm aber verwehrt, Johanna zu sehen. Ihr Zustand hatte sich neuerdings verschlimmert, es waren Anzeichen vorhanden, die auf Blutzersetzung schließen ließen; stieg das Fieber noch um einen halben Grad, dann war es um sie geschehen.

Das sagte ihm die Wärterin, die er im Vorraum des Krankensaales traf, und sie fügte hinzu, daß sie strengen Befehl hätte, der Kranken jede, auch die leiseste Aufregung zu ersparen, niemand zu ihr zu lassen.

Er mußte wieder gehen. Wie ein Verzweifelter ging er von dannen.

Und wieder mußte er warten, harren. Nur länger noch. Ganze vierundzwanzig Stunden — in einer Qual, die ihn dem Wahnsinn nahe brachte. Und er sah elend aus, als er nach abgelaufener Zeit wieder die Thür des Krankensaales öffnete und die Wärterin mit klangloser Stimme fragte, ob er zu Fräulein Feigl vorgelassen würde.

Die Wärterin verneinte auch dieses Mal und auch am nächsten Tag. Am dritten aber nickte sie ihm freundlich zu.

„Ja, jetzt geht's schon. Der Herr Professor sagt, sie sei gerettet. Aber bleiben muß sie noch einige Zeit. Und gerade ist auch die Mutter da."

Er hätte der Botin die Hände küssen mögen, so selig machte ihn ihre Mitteilung.

Und dann stand er mit stockendem Herzschlag am Eingang des großen, hellgetünchten Saales, darin sich in zwei Reihen Bett an Bett schloß. In scheuer Spannung irrten seine Blicke darüber hin, bis sie im Hintergrunde das gesuchte geliebte Antlitz entdeckten.

Da war es ihm, als ginge sein Herz in Stücke, auseinandergesprengt von der schmerzlichen Liebe, die ihn mit überflutender Gewalt erfüllte.

Wie er — vorbei an all den kranken Frauen, die teils apathisch dalagen, teils sich in wildem Fieber umherwarfen — zu ihrem Bette kam, er wußte es nicht. Er fand sich nur mit einemmal dort und stand und schaute aus weitgeöffneten bangen Augen auf die weißbedeckte Mädchengestalt mit dem blassen, süßen Antlitz, die mit geschlossenen Augen dalag, so still und regungslos, als wäre die Seele dem jungen Leibe schon entflohen.

Was ihn im Tiefsten erschütterte, das war der fremde Zug, der sich in das reine Angesicht der Schlafenden hineingezeichnet hatte, ein Zug voll herben Wehs und bitteren Grames.

Und dann öffnete sie auf einmal die Augen und schaute traumverwirrt um sich. Da schmolz seine Seele in leidvollem Glücksempfinden.

„Johanna," flüsterte er weich und leise, „Johanna!" Und dann in bitterer Klage: „Du armes Kind, was hast du mir angethan!"

Der herbe Grameszug schwand jäh von ihrem Antlitz. Ein Lächeln staunender Glückseligkeit umflog den blassen Mund. So schön, so himmlisch war der Traum, den sie da träumte. Und jetzt, mit diesem seligen Gefühl zu sterben — das wäre Glück!

Doch nein! Es war kein Traum, war Wirklichkeit! Sie fühlte sie ja, diese Wirklichkeit: seine Hände umschlossen heiß und fest die ihren; seine zuckenden Lippen preßten sich mit heißen Küssen darauf nieder. Und die Mutter war auch da! Sie stand neben ihm und nickte mit wehmutsfrohem Lächeln: „Er ist es, ist es wirklich!"

Da ging ein Leuchten über ihr Gesicht, als fiele ein Abglanz des sonnenhellen Julihimmels draußen auf sie zurück. Und ihre Augen schlossen sich vor diesem sonnenhellen Glück, das da zu ihr ans Krankenbett gekommen war. So schnell, so jäh und nach so bitterer Todesnot, daß sie's nicht fassen konnte.

Aber halten wolle sie es — fest. O fest!

Sie hielt es auch fest mit ihren weißen, schwachen Händen, die sich in seine schmiegten, als wollten sie für ewig darin bleiben.

„Albert," hauchte sie mit einem stillen Jauchzen in der Stimme. „Du bist gekommen — bist gekommen! O, nun ist alles wieder gut."

Er folgte dem zarten Drucke ihrer Hand und nahm auf dem Stuhle neben dem Bette Platz.

„Du weißt es nicht, mein armer Liebling," sagte er, „was ich um dich gelitten habe, die ganze Zeit. Das Leben war mir schwer wie dir, schien mir ganz wertlos ohne dich. Und ein unglücklicher Mensch wäre ich geworden, wenn du mir nicht bewiesen hättest, daß die Liebe selbst das Leben verneint, nur um sich zu bejahen. Und so will ich auch jetzt alles hinter mich werfen, was mich noch fesselte, und ganz zu dir stehen, mag kommen, was da will."

Ein strahlendes Lächeln glitt über ihr Gesicht. „Du Guter! Du Edler!“ flüsterte sie.

Sie dachte an die Stunde im Votivpark, da sie seine Braut geworden war. Damals war sie stolz gewesen auf den ehrlichen Namen der Eltern, ihre einzige Mitgift. Und damals wäre sie lieber gestorben, ehe sie ihm mit bemakeltem Namen hätte angehören wollen. Jetzt kam sie doch arm und klein und ihres guten Namens beraubt zu ihm. Aber sie konnte ja nichts für die Schuld des Vaters, und sie hatte so viel leiden, so Schweres tragen müssen. Das hatte ihren Stolz gebrochen. So wollte sie mit heißer Dankbarkeit von Albert alles annehmen, was die Liebe bieten kann, und dafür ihm das Leben so schön und leicht machen, wie es nur die Liebe thun kann. Das sollte ihre Lebensaufgabe sein.

Inniger noch schmiegte sie ihre Hände in die seinen.

„Ich dank' dir, Albert,“ flüsterte sie ihm, für die Mutter unhörbar, zu. „Dank' dir, daß du gekommen bist. Und ich werde dir immer, immer dafür danken.“

Er verstand sie, als könne er in ihren Gedanken lesen. Ihr hingebender Blick, ihr demütiger Ton verrieten es ihm.

Eine reine Freude weitete sein Herz, daß er ihr so viel geben konnte; daß sie es auch annehmen wollte, und ihr ganzes Wohl und Wehe vertrauensvoll in schlichter Demut in seine Hände legte.

So sollte es sein zwischen Mann und Weib. So war es schön. Das machte vieles gut, gab ihm eine große Beruhigung, einen süßen Trost.

— — — — — — — — — — — —

Fünfzehn Monate später fand in der kleinen böhmischen Landstadt, in der die Witwe Therese Feigl seit einem halben Jahre einen gutgehenden Schnittwarenhandel betrieb, die Trauung ihrer Tochter Johanna mit dem jungen Advokaten Albert Klimek statt.

In aller Stille, wie es die Verhältnisse und die Rücksicht auf die Welt geboten, da das Trauerjahr um den Vater noch nicht abgelaufen war.

Er war um Weihnachten gestorben, kurz vor der anberaumten Schwurgerichtsverhandlung, die sich aus formalen Gründen so lange verzögert hatte.

Die Familie Feigl sah mit Bangen diesen schlimmen, aufregenden Tagen, da ihr Name durch den Kot geschleift werden sollte, entgegen. Und mit noch größerem Bangen der Verurteilung des Vaters, die seinen Namen aus der bürgerlichen Gesellschaft streichen und auf die schwarze Liste der Bescholtenen setzen sollte.

Dahin kam es aber nicht. Mildthätig trat der Tod dazwischen und bewahrte die Familie vor der ärgsten Schmach.

Bernhard Feigl, zu sehr an gute Lebensweise und heiteren Lebensgenuß gewöhnt, hielt die Entbehrungen der langen Untersuchungshaft nicht aus. Schon in den ersten Monaten verfiel er, doch hielt ihn noch sein Trotz und die Hoffnung, durch starres Leugnen einen Freispruch zu erwirken, aufrecht.

Dann kam jener furchtbare Schlag, der Selbstmordversuch seiner Tochter und sein dadurch herbeigeführtes unumwundenes Geständnis. Und damit schwand jede Hoffnung aus seinem krankhaft nach Freiheit lechzenden Gemüt. Und der Gedanke, vielleicht jahrelang im Zuchthaus sitzen zu müssen, mit Sträflingskleidern angethan vom Morgen bis zum Abend arbeiten, alles, alles entbehren, was das Leben schön und begehrenswert macht, — dieser Gedanke flößte ihm ein solches Grauen ein, daß er nichts anderes mehr wünschte, als den Tod.

Und er kam, kam unerwartet schnell. Eine dreitägige Krankheit raffte den gebrochenen Mann hinweg. Sein Tod war eine Wohlthat für ihn und für die Seinen.

Frau Feigl verkaufte das Geschäft und siedelte mit ihren Kindern an einen fremden Ort über, wo niemand ihr unglückliches Schicksal kannte, wo sie von den Leiden der Vergangenheit genesen und ihren Kindern eine bessere Zukunft schaffen konnte.

Auch Albert mußte Wien verlassen; es wäre für ihn eine soziale Unmöglichkeit gewesen, dort sein Eheglück zu gründen. So brachte er demselben gern das Opfer, sich eine neue Heimat zu suchen. Er fand sie in einer schönen Stadt Nordböhmens, eröffnete dort seine Kanzlei und führte in das neue Heim die junge Frau ein.

Das Scheiden von der Mutter und den Geschwistern fiel Johanna schwer. Aber das war ja Weltenlauf und Frauenlos. Und vor ihr lag ein sonniger Lebensweg an der Seite des geliebten Mannes, dem sie blindlings folgen wollte — wäre es auch ans Ende der Welt. Und für die Lieben, die sie zurückließ, fand sie tröstliche Zuversicht in dem Gedanken, daß die schlimmsten Zeiten ein Ende hatten, und daß der Lebensherbst der vielgeprüften Mutter durch das Glück und die Liebe ihrer gutgearteten Kinder den Sonnenschein haben werde, der ihrem Lebenssommer so sehr gefehlt hatte.

Zum Kaiserkreuz auf dem Großglocknergipfel.

Bilder aus den Hochalpen. Von **E. Kahle.**

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten)

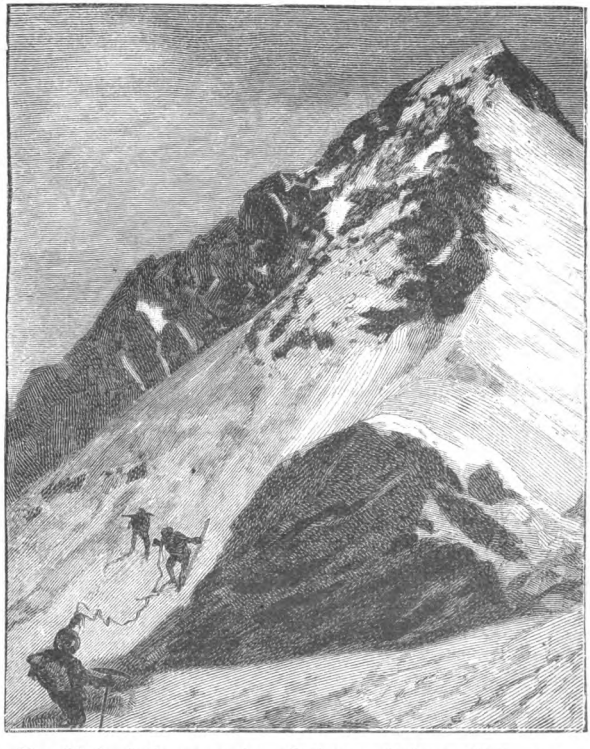
Zu der ständigen Bevölkerung unserer Alpen gesellt sich in jedem Sommer eine wandernde: jene erhabene Bergwelt ist längst ein Hauptreiseziel geworden. Mit Recht hat ja schon Goethe, begeistert durch ihren Anblick, gerühmt: „Wie in jedem Menschen, selbst in dem gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen, ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist; wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdlich ebendasselbe erzählend wiederholt und so auf jene Weise einen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen hat; so ist es auch mit dem Menschen, der große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit anderen Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrat von Gewürz, womit er den unschmackhaften Teil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann." Das gilt vor allem von den Eindrücken, die wir von einer

Hochgebirgsreise mit heimbringen, und ganz besonders von einer Besteigung eines der Riesen der Alpenwelt. Eine solche, und zwar die des Großglockners, wollen wir in nachstehendem eingehender schildern.

Dorf Heiligenblut.

In dem österreichischen Alpengebiet ist der Großglockner, dessen höchste Spitze sich aus leuchtenden Schneefeldern wie eine scharf zugespitzte Nadel in die Lüfte erhebt, nächst dem Ortler (3902 Meter) und der Königsspitze (3857 Meter) der höchste Gipfel. In den Hohen Tauern ragt er an der Grenze

Tirols und Kärntens bis zu 3798 Meter empor. Der Glockner ist eine der schlanksten Eispyramiden, die es giebt; er gehört nicht dem Hauptkamme an, sondern ent-



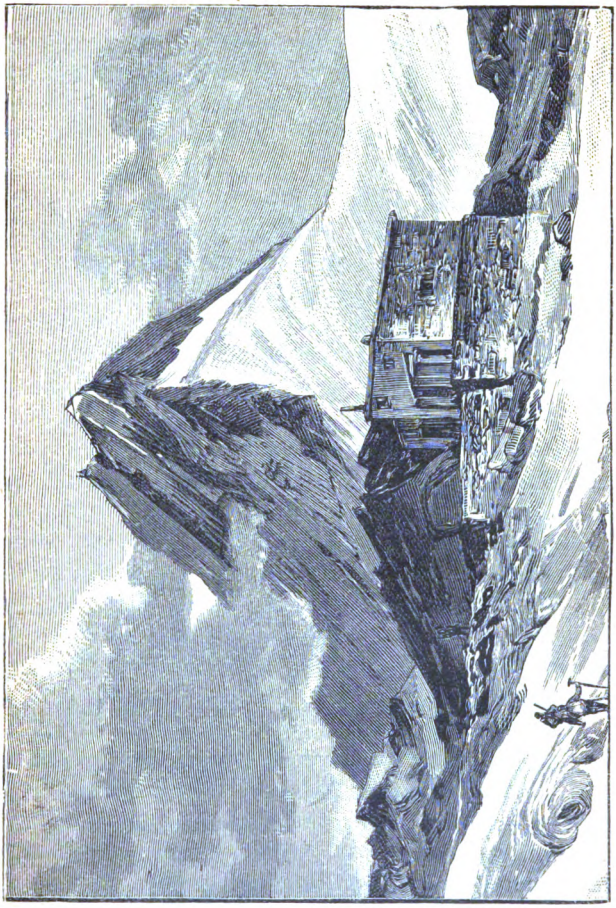
Der Kleinglockner von der Erzherzog Johann-Hütte aus.

steigt vielmehr einem 11 Kilometer langen Grat, der sich vom Eiskögele (3439 Meter) südöstlich bis zur Mündung des Leiterbachs in die Möll bei Heiligenblut hinzieht. Zum letztenmal entfaltet sich in diesem Grat gegen Osten die Majestät der Hochalpen; seine Ostseite fällt gegen den

mächtigen Gletscher der Pasterze ab, südwestlich senken sich gegen die Oberstufe des Kalserthals vom Schneewinkelkopf (3412 Meter), dem Romariswandkopf (3547 Meter) und der Glocknerwand (3721 Meter) das Laperwitz-, Frusnitz- und Teischnitzkees, während im Süden vom Glockner und der Adlersruhe (3436 Meter) das Ködnitz- und das Leiterkees gegen die gleichnamigen Thäler hinabhangen. „Kees" ist in Tirol, Kärnten und Salzburg die landesübliche Bezeichnung für Gletscher. Der Gipfel des Glockners hat zwei Spitzen, die durch eine bald felsige, bald übereiste Scharte getrennt sind: den Kleinglockner und den etwas höheren Großglockner.

Die Schweizer und Savoyer Alpen wurden bereits von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an viel besucht und auch genauer beschrieben, aber erst Professor Hacquet (1782) und der Generalvikar von Gurk, Sigismund Graf Hohenwart, der spätere Bischof von Linz (1793), lenkten die Aufmerksamkeit auf den Glockner. Durch sie angeregt, beauftragte der Fürstbischof von Gurk, Fürst Salm-Reifferscheid-Krautheim, im Jahre 1799 zwei Heiligenbluter Bauern, einen Weg auf den Glockner ausfindig zu machen, die auch am 17. Juni bis zur Adlersruhe und am 23. Juni bis dicht unter den Kleinglockner gelangten. Nun rüstete der Fürstbischof selbst eine Expedition aus, die, 30 Köpfe stark, am 19. August aufbrach und, nach einigen mißglückten Versuchen, am 25. August den Kleinglockner (3765 Meter) glücklich erreichte, der damals noch für die höchste Spitze des Berges gehalten wurde. Dort ließ der Fürstbischof, der freilich selbst nicht bis zum Gipfel gelangt war, ein mitgenommenes eisernes Kreuz aufpflanzen, und später wurde zur Erinnerung an diese erste Besteigung eine Denkmünze geprägt. Im nächsten Jahre bereits folgte eine zweite Expedition (62 Personen), abermals unter Salms Leitung. Diesmal gelang einigen

Heiligenbluter Bauern und dem Pfarrer Horraſch aus Dellach am 28. Juli die Bezwingung des eigentlichen



Erzherzog Johann-Hütte auf der Adlersruhe.

Großglockners, wo ebenfalls ein Kreuz errichtet wurde. Am folgenden Tage beſtiegen die Bauern mit dem

jungen Mathematiker Valentin Stanig abermals den Großglockner, und kurz nachher gelangte auch der Naturforscher Dr. Schwägrichen auf die höchste Spitze. 1802 fand eine dritte Salmsche Expedition statt, auf der auch der Fürstbischof den Kleinglockner bestieg. Seitdem wurden die Besteigungen häufiger; am 1. September 1855 stand erstmals auf dem Großglocknergipfel Franz Keil, dem wir die prachtvollen Reliefkarten dieses und anderer Alpengebiete verdanken. Markus Pernhart hat ein Panorama des Berges entworfen. 1857 ward der höchste Gipfel erstmals von einer Frau der Heiligenbluter Gemeinde und 1868 der Kleinglockner von einer Touristin erreicht.

Alle diese Besteigungen wurden von dem „deutschen Chamounix", dem Dorfe Heiligenblut an der Möll (1279 Meter), aus unternommen, das der höchstgelegene Ort Kärntens ist und auch jetzt noch den Ausgangspunkt für viele Glocknerbesteiger bildet. Der Ort wurde benannt nach einem Fläschchen des Blutes Christi, das der heilige Briccius aus Konstantinopel mitbrachte und das seitdem in der im 15. Jahrhundert erbauten Kirche mit schlankem Turm aufbewahrt wird und häufig das Ziel frommer Wallfahrer ist. Das Dorf mit dem schneeschimmernden Glockner im Hintergrund gehört zu den schönstgelegenen Orten der Ostalpen; sein für jedermann ohne Führer in 4¼ Stunden zu erreichender Glanzpunkt ist die Franz Josephs-Höhe.

Der Weg führt vom Ort nördlich hinab ins Thal, überschreitet die Möll, setzt aber bald wieder auf das linke Ufer zu den Häusern von Winkel über. Dann geht es ziemlich steil aufwärts zur Bricciuskapelle, gegenüber dem schönen Leiterbachfall, wo sich nun weiter oberhalb bald der Blick auf den Glockner und die Pasterze öffnet. Zum Brettboden steigt der Pfad im Zickzack scharf empor, um dann durch Matten zum Glocknerhaus auf der Elisabethruhe (2143 Meter) zu führen, einem stattlichen, alljährlich

von mehreren tausend Fremden besuchten Gasthaus. Hier genießt man bereits einen schönen Blick auf die Pasterze

Der Großglockner von der Franz Josephs-Höhe aus.

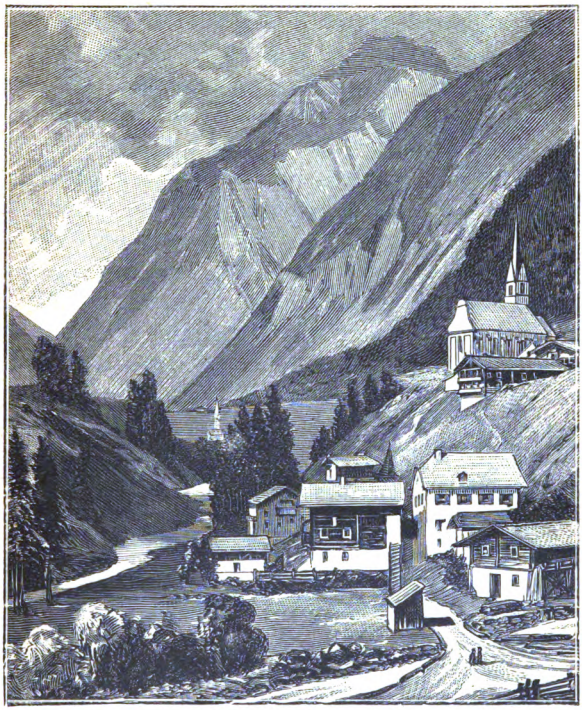
und hat bis zur Franz Josephs-Höhe nur noch 1¼ Stunde zurückzulegen. Ueber den Pfandlschartenbach geht's zur Wallnerhütte, links um den Abhang der Freiwand herum, und dann ist die Franz Josephs-Höhe (2418 Meter) erreicht.

Hier erschließt sich dem Auge des Wanderers der volle Ueberblick des gewaltigen Pasterzengletschers, der mit 10,000 Meter Länge und einer größten Breite von 1650 Meter der zweitgrößte Gletscher der deutschen Alpen ist. Geradeaus ragt der Glockner mit seinen beiden Spitzen beinahe senkrecht empor, links davor Adlersruhe, Burgwartscharte, Hohenwartkopf, Kellersberg und die drei Leiterköpfe; rechts vom Glockner erblickt man die zackige Glocknerwand, Romariswandkopf, Schneewinkelkopf, Johannisberg und Hohe Riffel. In einem Felsblock auf der Franz Josephs-Höhe ist eine Gedenktafel an den tüchtigen Alpenforscher Karl Hofmann aus München eingelassen, der 1869 einen direkten Abstieg von der Adlersruhe auf die Pasterze entdeckte, aber schon 1870 — erst dreiundzwanzigjährig — seinen bei Sedan erhaltenen Wunden erlag.

Wer sich nun weiter hinauf wagen will, muß Führer mitgebracht haben. Man geht vom Glocknerhaus auf der Elisabethruhe zur Hofmannshütte über die Pasterze und durchs äußere Glocknerkar zur Adlersruhe; oder zur Leiteralp, dann rechts empor zur Salmshütte und über die Hohenwartscharte zur Erzherzog Johann-Hütte auf der Adlersruhe, wo der Weg mit dem Kalser Glocknerweg zusammentrifft, den wir jetzt bis zu dieser Stelle ebenfalls erst kurz schildern wollen.

Es war im Jahre 1863, als Julius Payer mit einem Berichte seiner Besteigung das von ihm gestiftete Kalser Glocknerbuch eröffnete; zum erstenmal hatte von diesem Orte aus der Lienzer Joseph Mayr den Berg erstiegen. Epochemachend für Kals als Ausgangspunkt der Glocknerbesteigungen wurde aber das Jahr 1868, in dem Johann Stüdl aus eigenen Mitteln auf der 2803 Meter hoch gelegenen Vanitscharte eine Unterkunftshütte erbauen ließ. Man kann sie von Kals in 4 1/2 Stunden erreichen und braucht dann bis zum Großglocknergipfel nur noch etwa 4 Stunden.

Der Weg von dem maleriſch gelegenen Oertchen Kals aus iſt nicht nur kürzer, ſondern auch bequemer als der von Heiligenblut; daß letzterer Ort aber trotzdem von manchen Glocknerbeſteigern bevorzugt wird, geſchieht aus Grün-



Kals.

den, die mit dem Aufſtieg an ſich nichts zu thun haben. Während man nämlich von letzterem Orte aus, wie oben bemerkt, einen prachtvollen Blick auf den Glockner hat, iſt von Kals aus, das der von Weſten Kommende von Lienz über Windiſch-Matrei erreicht, von dem Berge gar

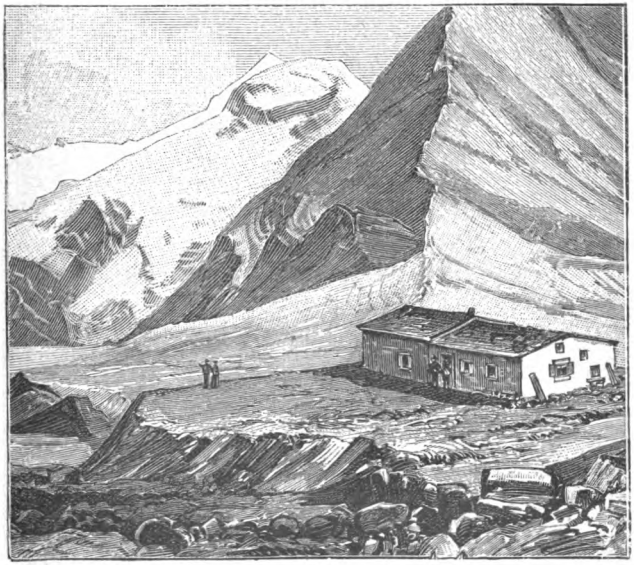
nichts zu sehen. Dazu kommt, daß Kals weit schwerer zugänglich ist, am bequemsten noch von Süden, vom Iselthale her, während nach Heiligenblut eine bequeme Fahrstraße führt. Trotzdem machen die meisten Bergsteiger den Aufstieg von Kals aus, dessen Führer einen bedeutenden Ruf genießen.

Der Glocknerweg von Kals führt zunächst durch das Ködnitzthal, in dem noch — trotzdem die Höhe bald 1500 Meter übersteigt — Wiesen und Getreidefelder wechseln, während die jenseitige Bergwand bewaldet ist. Wir kommen an einzelnen Gehöften vorüber und gewahren tief unten, am Ködnitzbache, malerische Mühlen. Dann geht's durch Wald, rechts zweigt der Weg zum Berger Thörl ab, und zehn Minuten weiter sieht man vor sich hinter einer breiten Felswand, die der Ködnitzgletscher krönt, den Glockner mit seinen Trabanten rechts und links aufragen. Der Gipfel sieht von hier breiter und gewölbter aus, so daß man erst versteht, wie der Berg zu seinem Namen gekommen ist. Zur Linken steigt die Glocknerwand empor, in der Mitte die Glocknerpyramide, dann ein steiles, sich nach oben erbreiterndes Schneefeld, und rechts von diesem sieht man die dunklen Felszacken der Adlersruhe aus dem Gletscher ragen.

Man passiert die aus Stein gebaute Lucknerhütte, in der früher die Glocknerbesteiger übernachten mußten, und verfolgt dann die von der Freiwand auf der linken und der fast 1000 Meter auf der rechten Seite steil aufsteigenden Langen Wand gebildete Thalenge in nördlicher Richtung auf den Glockner zu. Links umbiegend, wendet sich der Weg endlich der Felsklamm der Vanitscharte zu, auf deren Abhang man die nur in den höchsten Regionen vorkommenden Blumen des Speik pflücken kann. Ungefähr vier Stunden nach dem Aufbruch von Kals ist die Stüdlhütte (2803 Meter) erreicht, von der aus man aller-

dings keine Ausſicht auf den Glockner mehr hat, wogegen ſich hier ein prachtvoller Blick nach Süden auf die ganze Dolomitenkette: Antelao, Monte Criſtallo, Marmolata u. ſ. w. öffnet.

Die meiſten Glocknerbeſteiger übernachten in der geräumigen und vortrefflich eingerichteten Stüdlhütte, in der



Die Stüdlhütte.

eine Frau die Wirtſchaft führt und die Speiſen für die Beſucher zubereitet. Hat man in dieſer vom Oeſterreichiſchen Alpenklub erbauten Hütte, wie in denen des Deutſchen und Oeſterreichiſchen Alpenvereins, auch nicht die Bequemlichkeiten eines Gaſthofes, ſo fehlt doch nichts, was der ermüdete Wanderer braucht, um ſich zu erholen und zu erfriſchen.

Die Nacht auf dem Matratzenlager ist freilich nicht für jedermann ein Genuß.

Gewöhnlich wird bereits kurz nach Mitternacht wieder aufgestanden, gefrühstückt und dann aufgebrochen und über den Ködnitzgletscher zur nach ungefähr zwei Stunden in Sicht kommenden Erzherzog Johann-Hütte auf der Adlersruhe (3465 Meter) marschiert. Diese Hütte hat der Oesterreichische Alpenklub im Jahre 1880 hier errichten lassen; sie ist erheblich kleiner als die Stüdlhütte, jedoch gleichfalls mit Matratzen, Decken und einem Kochherde versehen, und Paul Nerrlich, einer der neueren Glocknerbesteiger, erklärt:

„Bestiege ich den Glockner noch einmal, so würde ich am ersten Tage von Kals aus die Adlersruhe zu erreichen suchen, denn die Vorteile dieses an die Hütte auf den Grands Mulets, sowie an die auf dem Theodulpaß erinnernden Nachtquartiers liegen auf der Hand. Einmal nämlich kann der Tourist dann ohne jegliche Anstrengung noch vor Sonnenaufgang die Spitze des Großglockners erreichen, sodann aber ist die Aussicht bereits auf der Adlersruhe so überraschend großartig, daß die Gelegenheit, auf dieser Höhe einen Abend zu verleben und dabei sich in aller Ruhe den wundersamen Eindrücken hinzugeben, mit Freuden ergriffen werden muß. Nach Osten und Norden bleibt der Blick nur wenig hinter dem vom Glockner selbst sich bietenden zurück."

Wie oben mitgeteilt, vereinigen sich bei der Erzherzog Johann-Hütte die beiden Wege von Heiligenblut und von Kals; die Route, welche von hier meist eingeschlagen wird, geht zunächst steil empor in einer Stunde zum Kleinglocknergipfel und dann in etwa zwanzig Minuten über die schmale Scharte zur höchsten Spitze. Allerdings haben kühne Bergsteiger auch noch einen direkten Weg auf den Großglockner entdeckt, der den Kleinglockner nicht berührt

Der Kleinglockner und Teil der Scharte vom Großglockner aus.

und ſomit die Schneide, den gefährlichſten Teil der ganzen Beſteigung, vermeidet; da er aber nur in ganz ſchnee-

freien Sommern passierbar ist, so schildern wir nachstehend bloß den ersteren, gewöhnlichen Weg.

Die leichtere oder schwierigere Gangbarkeit des letzteren hängt wesentlich von den Schneeverhältnissen des betreffenden Sommers ab. Liegt wenig Schnee, so verursacht wohl die den eigentlichen Gipfel des Kleinglockners umgürtende Randspalte Schwierigkeiten, während man im entgegengesetzten Falle von dieser Kluft gar nichts gewahr wird, ebensowenig wie weiter unterhalb, wo sich die nach der Adlersruhe vom Ende des Ködnitzgletschers ansteigende steile Schneewand erhebt. Den Aufstieg zum Kleinglockner erleichtert ein Drahtseil, doch tritt auch dieses bei tiefem Schnee nur an einzelnen Stellen zu Tage; man braucht in solchem Falle nur in die vom voranschreitenden Führer gemachten Fußstapfen zu treten und gelangt so wie auf einer Treppe oder Leiter auf den Gipfel.

Von der Spitze des Kleinglockners geht es nun auf der nordwestlichen Seite etwa 8 Meter steil hinab, doch sind auf dieser Strecke außer einem Drahtseil noch Eisenstifte angebracht. Dann steht man vor der oberen Glocknerscharte, die den Kleinglockner mit dem Großglockner verbindet. Diese Schneeschneide ist etwa 10 Meter lang und $^1/_2$, mitunter auch nur $^1/_3$ Meter breit, beiderseits aber gähnen steile Abgründe, von denen der auf der rechten Seite 1200 Meter tief bis zur Pasterze, der auf der linken 1000 Meter bis zum Ködnitzgletscher reicht — der bloße Gedanke daran, einen solchen Uebergang — gleichviel ob „angeseilt" oder nicht — wagen zu sollen, erfüllt schon die Seele des nicht mit derartigen, bei Hochtouren oft genug vorkommenden Wagnissen Vertrauten mit Schwindel und Grausen!

Schwindelfrei aber muß derjenige vor allem sein, der die Großglocknerspitze bezwingen und die Scharte überschreiten will, trotzdem hier drei Drahtseile übereinander

Der Großglockner vom Kleinglockner aus gesehen.

angebracht sind, von denen stets eines benutzbar ist. Auf der anderen Seite der Scharte geht es nun wieder steil aufwärts zur Großglocknerspitze; Drahtseil und Eisenstifte sollen wiederum den Aufstieg erleichtern, doch sind auch sie bei vielem Neuschnee nutzlos.

Endlich ist die Spitze, das Ziel unseres Aufstiegs, glücklich erreicht, und ein stolzes Gefühl durchdringt die Brust der kühnen Steiger, welche nun bei günstiger Witterung die unbeschreiblich großartige und umfassende Aussicht für die gehabten Mühen und Anstrengungen reichlich belohnt. Den Gipfel des Großglockners krönt eine hölzerne Gradmessungspyramide, außerdem erhebt sich dort ein 2 Meter hohes eisernes Kreuz, das der Oesterreichische Alpenklub zur Erinnerung an die silberne Hochzeit des österreichischen Kaiserpaares hat errichten lassen, wie die goldene Inschrift auf dem Querbalken kundthut.

Bei der Umschau wird das Auge zunächst von dem Pasterzengletscher zu unseren Füßen gefesselt, der sich tief unten am Ostrande des Glockners, blaugrün leuchtend, hinzieht und in den Ostalpen nur von dem Gepatschferner an Länge übertroffen wird. An seinem Ende gewahren wir das Glocknerhaus, und weiter abwärts taucht der schlanke Turm von Heiligenblut aus dem Grün der Matten und Waldungen auf. Im Westen erstreckt sich die Aussicht bis zum Rhätikon und Silvretta, südwestlich bis zum Bernina und Adamello, südlich bis zum Adriatischen Meer, das bei ganz klarem Himmel mitunter als heller Streifen sichtbar ist; im Südosten begrenzt sie der Triglav, im Osten die Kleinen Karpathen, im Nordosten das mährisch-böhmische Gebirge, während man im Norden die bayerische Ebene bis gegen Regensburg hin zu überschauen vermag.

Stundenlang möchte man hier oben weilen, doch meist

drängen die Führer bald zum Antreten des Rückweges, auf dem gewöhnlich in der Stüdlhütte wieder eine längere Rast gehalten wird. Die Zahl der Glocknerpilger ist jetzt eine verhältnismäßig große, und es kommt nicht allzuselten vor, daß sie in einem Jahre die Anzahl von hundert erreicht oder sogar überschreitet.

Gefährliche Inserate.

Kriminalistische Skizze von **A. Oskar Klaußmann.**

(Nachdruck verboten.)

Der Inseratenteil der modernen, großen Tageszeitungen wird von einer Menge der Leser immer noch als eine Art „Ballast“ betrachtet, und doch ist er etwas Unentbehrliches für das gesamte öffentliche Leben, für Handel und Verkehr geworden. Dieser Inseratenteil, der manchmal fünfzehn bis zwanzig Druckbogen füllt, gleicht einer großen Börse, einem öffentlichen Markte, auf dem Angebot und Nachfrage bezüglich aller möglichen, mitunter sogar der sonderbarsten Dinge ihren Ausdruck finden. Wenn heute der Inseratenteil dieser großen Zeitungen plötzlich aufhörte, so würden Hunderte, ja Tausende von Geschäftsleuten in große Verlegenheit geraten, Tausende von Existenzen wären gefährdet, und das Unglück wäre vielleicht ebenso groß, wie wenn plötzlich die Post oder die Eisenbahn ihren Betrieb einstellen wollten.

Bei der Bedeutung nun, welche der Inseratenteil einer modernen Tageszeitung hat, ist es leider selbstverständlich, daß nicht nur die ehrliche Absicht auf diesem Markte erscheint, sondern auch der *Schwindel*, auch der *unlautere* Erwerb, die *gaunerische* Absicht und das Raffinement moderner Betrüger.

Allerdings muß man eingeweiht sein und die einschlägigen Verhältnisse genau kennen, um in den verschiedenen harmlos aussehenden Inseraten den Pferdefuß zu bemerken, denn anscheinend harmlos sind auch diese schlimmen Inserate alle. Natürlich verbirgt ja der Gauner seine Absicht so sehr als möglich, er kleidet sie ganz harmlos ein und sucht ihr ein Aussehen zu geben, das sie in nichts von den gewöhnlichen Ankündigungen unterscheidet. Selbstverständlich kann er nicht mit offenen Karten spielen, denn die Expeditionen der betreffenden Zeitungen würden ja sonst sein Inserat gar nicht aufnehmen, und das Publikum würde nicht, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, darauf „hineinfallen". Gerade dadurch aber, daß hinter den anscheinend harmlosesten Dingen Gefahren lauern, wird das Treiben der Gauner, die Art und Weise, wie sie durch den Inseratenteil der Zeitung Opfer suchen oder sich Hilfe für ihre verbrecherischen Absichten verschaffen, um so gefährlicher, allerdings auch um so interessanter.

Warnen möchten wir Leserinnen und Leser, irgend ein auffallendes Inserat sofort für verdächtig zu halten, es mag nochmals betont werden, daß gerade die unauffälligen, natürlich nur in gewissen Fällen, Gefahr bergen können. Man betrachte zum Beispiel folgendes Originalinserat:

„Besserer Zecher gesucht. Ortskundiger, Pensionär oder dergleichen, als Begleiter für Besuche von Kneipen, Kaffees u. s. w. Freie Zeche und Provision."

Das Inserat ist ungewöhnlich, aber durchaus nicht verdächtig, wenigstens für den Eingeweihten nicht. Der Mann, der dies Inserat erläßt, ist Agent für Spirituosen oder Wein und dadurch gezwungen, die verschiedenen Lokale zu besuchen. Nun ist er erstens fremd in der betreffenden Stadt, zweitens hat er eine schwächliche Gesundheit, die ihm das Trinken verbietet. Letzteres ist aber für ihn die

Hauptbedingung, wenn er ein Geschäft machen will. Er muß bei den Wirten, die er regelmäßig besucht, um bei ihnen seine Waren abzusetzen, stets eine „anständige Zeche" machen, das ist nun einmal so Brauch, und der Wirt würde es dem Agenten sehr übelnehmen, wenn er nur Geschäfte machen wollte, ohne bei ihm etwas zu verzehren. Da nun der Agent selbst infolge seiner Kränklichkeit nicht trinken darf, so engagiert er sich einen trinkfesten Mann, der ihm behilflich ist, eine große Zeche zu machen und ihm gleichzeitig durch seine Ortskunde Winke giebt. Es handelt sich hier also um eine durchaus harmlose Sache.

Geradezu staatsgefährlich und verdächtig klingt ein Inserat, welches lautet:

„Großer Verdienst! Es wird ein Herr gesucht, der in diplomatischen Kreisen Beziehungen hat, und diese Beziehungen ausbeuten kann."

Der Uneingeweihte glaubt mindestens an Landesverrat, an Spionage und andere ungeheuerliche Dinge. Das Inserat aber ist durchaus harmlos. Der Mann, der es erlassen hat, ist der Erfinder eines Apparates zum Chiffrieren und Dechiffrieren, das heißt um Schriftstücke in eine geheime Schrift umzusetzen, die nur von Eingeweihten gelesen werden kann. Da nun die Diplomaten sich bei ihren wichtigen Nachrichten und Korrespondenzen der Chiffren bedienen, ist es selbstverständlich, daß der Mann zuerst an diese Leute heranzukommen sucht, bei denen er Aussicht hat, Absatz für seinen Apparat zu finden.

Doch wenden wir nunmehr uns den unverdächtig scheinenden Inseraten zu, hinter denen etwas steckt. Wie harmlos sieht zum Beispiel ein Inserat aus, welches lautet:

„Geliebter Karl, kehr zurück! Es ist alles geordnet! Deine verzweifelte Mutter."

Solche Inserate findet man täglich in jeder Zeitung.

In sehr vielen Fällen sind sie der Abschluß eines kleinen Familienromans, erzählen sie uns eine Geschichte, wie sie alle Tage vorkommt: wie ein leichtsinniger Sohn vom Pfade des Rechts abgewichen ist, liederlich wurde, seiner armen Mutter allerlei Sorgen machte, und wie die verzeihende Mutter ihn, den flüchtig Gewordenen, jetzt zurückberuft, nachdem sie mit Aufwand ihres letzten Besitzes die Dummheiten, die ihr Sohn machte, wieder einigermaßen ausgeglichen.

Das mag in vielen Fällen sich so verhalten, in dem Fall aber, den wir im Auge haben, bedeutet das Inserat etwas anderes. Es ist die verabredete Nachricht eines Gauners an einen anderen. Ein Einbrecher giebt dem anderen Nachricht dadurch. Der Hehler dieser Einbrecher ist plötzlich verhaftet worden, und der eine von ihnen bekam solche Angst, daß er auf und davon ging. Auf eine Korrespondenz kann er sich mit seinem zurückgebliebenen Freunde und Genossen nicht einlassen, das wäre für beide Teile höchst gefährlich. Er kann ihm nicht einmal angeben, wo er sich befindet, denn dadurch würde er sich ja der Polizei möglicherweise in die Hände liefern. Es ist aber ausgemacht, daß der Flüchtige hin und wieder eine bestimmte große Zeitung durchsieht, und wenn er die obigen Zeilen liest, erfährt er, daß seine Flucht unnötig war, daß er ruhig zurückkehren kann, ohne eine Verhaftung befürchten zu müssen.

Idyllisch lautet die Ueberschrift eines anderen Inserates, und der Text klingt ebenso idyllisch schön:

„Rose und Lilie. Geliebte sei ruhig, es wird alles sich zum besten wenden, auch der Vater wird nachgeben. Hoffe und bleibe treu Deinem Emil."

Das ist ein Inserat, für den Insassen des Untersuchungsgefängnisses bestimmt. Untersuchungsgefangenen wird sehr oft das Lesen von Zeitungen gestattet, und

hinter solch einem harmlosen verabredeten Inserat verbirgt sich eine Nachricht für einen Häftling, die sonst auf keine andere Weise ihm vor die Augen zu bringen wäre. Mit jenem Inserat zum Beispiel wird einem Untersuchungsgefangenen gesagt, daß von den Dingen, die ihn belasten könnten, noch nichts verraten worden ist, und daß er ruhig sein soll, weil wahrscheinlich das letzte Bedrohliche, das vorhanden ist, von seinen Freunden abgewendet werden wird.

Folgende Probe eines Inserates ist aktenmäßig, das heißt sie hat in einem Kriminalfall eine wirkliche Rolle gespielt. Da stand harmlos in der Zeitung:

„Konnte gestern abend nicht kommen, aber Montag abend acht Uhr sicher. Auguste."

In der That rührte dieses Inserat von einem Mädchen her, und zwar von einem Dienstmädchen, aber es war nicht an einen Geliebten gerichtet, sondern an Verwandte, welche in dem Hause, worin das Mädchen diente, einen Einbruch verüben wollten. Besuche empfing sie nicht, damit nicht Verdacht gegen die Leute entstände, die mit ihr zu thun hatten. Sie traf bei einer Verwandten die gewerbsmäßigen Einbrecher ihrer Bekanntschaft, und durch die Zeitung gab sie ihnen Nachricht. An dem betreffenden Montag abend ging die Herrschaft des Dienstmädchens in das Theater. Auguste entfernte sich, angeblich um die Herrschaft vom Theater abzuholen, und während dieser Zeit wurde der Einbruch verübt. Auf das Mädchen fiel natürlich zuerst nicht der mindeste Verdacht, bis durch einen Zufall ihre Mitschuld festgestellt wurde. Der Expeditionsbeamte der Zeitung erkannte sie nämlich wieder, in welcher Auguste ihre zärtlichen, für die Einbrecher bestimmten Inserate stets aufgegeben hatte.

Wenden wir uns nun denjenigen Inseraten zu, welche so geschäftsmäßig aussehen, daß selbst der Kriminalist kaum hinter ihnen etwas Böses vermuten kann.

„Gutsverkauf. Mein in bester Weizengegend belegenes, mittelgroßes Gut möchte ich wegen vorgerückten Alters zu annehmbaren Bedingungen sofort verkaufen."

So lautet der wörtliche Anfang eines Inserates in der Abteilung: Grundstücke. Es ist vielleicht eine sehr ehrlich gemeinte Offerte, aber es kann auch etwas ganz anderes dahinter stecken. Möglicherweise liegt dem Inserenten daran, die Adresse von Leuten kennen zu lernen, welche genügend Geld haben, um es gegebenen Falls in Grundstücken anzulegen. Solche sind dann für wer weiß welche unlauteren Zwecke des Inserenten sichere Opfer; er weiß wenigstens, wenn er Betrügereien bei ihnen versucht, daß seine Mühe nicht umsonst ist, indem sie über Geld verfügen.

Vielleicht veröffentlicht dieser Mann gleichzeitig unter anderer Chiffre ein Inserat, in dem er ein Gut zu kaufen sucht, um die Adressen von anderen kennen zu lernen, die ihre Güter gern los sein möchten. Wenn jemand sein Gut verkauft, so hat das meist einen gewissen Haken. Gewöhnlich sind zerrüttete Vermögensverhältnisse der Grund des Verkaufes. Dem Interessenten liegt daran, Adressen von Leuten zu erhalten, die in Schulden stecken, aber doch noch über einen gewissen Besitz verfügen. Wenn es ihm gelingt, in ihre Verhältnisse näher einzudringen, werden sie für ihn und seine Mithelfer geeignete Opfer für wucherische Zwecke bilden.

Man ersieht gleichzeitig, wie leicht es heutzutage ist, ein sogenanntes „Agenturgeschäft", sagen wir zum Beispiel in Gütern und Hypotheken, einzurichten. Die Sache kostet nur zwei Inserate, eines für Einkauf und eines für Verkauf. Die Offerten, die man auf bestimmte Chiffren durch die Expedition der Zeitung bekommt, bilden den Anfang des Geschäftes. Man hat Adressen von Käufern und von Verkäufern, und wenn man den Kauflustigen die

Adressen der Verkaufslustigen angiebt und umgekehrt, läßt sich vielleicht ein Geschäft zusammenbringen, bei dem man Provisionen gewissermaßen für ein Nichts einnimmt.

Während diese Zeilen geschrieben werden, schwebt in Berlin ein riesenhafter Prozeß, in den eine ganze Bande verwickelt ist, die in folgender Weise manipulierte. Die verschiedenen Mitglieder der Bande erließen Inserate in den Tageszeitungen, in denen sie sich für den Kauf und Verkauf von Gütern anboten. Bekamen sie Zuschriften, so wandten sie sich an die Leute und legten ihnen Formulare zur Ausfertigung und Unterschrift vor, worin dem angeblichen Agenten eine hohe Provision beim Zustandekommen des Geschäftes versprochen wurde. Es befand sich aber auch noch ein Passus in dem Formular, den gewöhnlich die Agenten ihren Auftraggebern verschwiegen, wonach nämlich der Auftraggeber auch eine bestimmte Summe für die Mühewaltung der Agenten zu zahlen hatte, wenn das Geschäft *nicht* zu stande kam. Waren diese Formulare unterschrieben, so ließ sich der Agent noch zehn bis zwanzig Mark Vorschuß für die notwendigen Kosten bei Einleitung des Geschäftes zahlen, und dann ging er auf und davon, um nichts in der Sache zu thun. Nach einer bestimmten Frist beanspruchte er aber von dem Auftraggeber die ihm auch für den Fall des Nichtzustandekommens des Geschäftes zugebilligte Provision, und wenn der Auftraggeber nicht zahlte, so erhob er Klage gegen ihn. Die Schwindler gewannen alle diese Prozesse (es handelte sich um vierhundert bis fünfhundert Betrogene), denn die Auftraggeber hatten das verpflichtende Formular unterschrieben. Der Richter mußte sie demgemäß zur Zahlung verurteilen, obgleich die Schwindler für den Abschluß des Geschäftes, wie ihnen später nachgewiesen wurde, nicht das mindeste gethan hatten.

„Diskret", das ist das Schlagwort einer großen Menge

von Inseraten, die sonst in ganz harmlosem Gewand auftreten. Da giebt es Leute, welche „diskret Bücher regulieren", das heißt Virtuosen, welche im stande sind, Leuten, die vor dem Bankerott stehen, ihre in Unordnung befindlichen Bücher in Ordnung zu bringen, so daß bei dem unvermeidlichen Konkurs das Gericht nicht wegen schlechter Buchführung einschreiten kann. Dann giebt es vielerlei andere „diskrete" Vermittelungen; es bieten Leute unter Diskretion ihre Hilfe in peinlichen Situationen, in Geldverlegenheiten an. Diese Inserate klingen alle sehr menschenfreundlich, doch sie sind am allergefährlichsten.

Der Leser überlege folgendes: Wenn er sich mit einem Menschen einläßt, von dem er Diskretion beansprucht, dann handelt es sich doch um eine Sache, die irgend einen Haken hat, die man nicht gern in die Oeffentlichkeit bringt. Nimmt jemand, der auf ein solches Inserat eingeht, Diskretion in Anspruch, so darf er nicht vergessen, daß die Person, der er das Vertrauen erweist, ihn von dem Augenblick an in der Hand hat, in dem sie den fraglichen Fall erfährt, und daß es dann ganz bei ihr steht, Erpressungen gegen den Auftraggeber zu verüben und ihn auszubeuten, weil sie durch das Vertrauen ein Geheimnis erfahren und dadurch eine Waffe in die Hand bekommen hat.

In Geldverlegenheit kann jeder, auch der anständigste Mensch einmal geraten, niemand ist davor sicher, denn es gehen ja oft große Vermögen durch unglückliche Zufälle verloren.

Ist aber jemand in Geldnot, dann gehe er unter keinen Umständen auf ein Inserat ein, in dem Leuten, die Geld brauchen, solches zugesagt wird. Hinter diesen Inseraten stecken in den meisten Fällen Wucherer, und wenn nicht diese, so Schwindler, denen es nur darauf ankommt, von den sich Meldenden zunächst eine Gebühr von fünf oder

zehn Mark zu erhalten, die angeblich dazu nötig sind, um sich Auskunft über den Kreditsuchenden zu verschaffen und um sonstige Kosten zu decken. Wenn die Schwindler das Geld erhalten haben, lassen sie entweder nie wieder etwas von sich hören, oder sie beuten ihre Opfer in schamlosester Weise aus.

Besonders und unter allen Umständen verdächtig sind solche Inserate, wenn sie aus dem Ausland kommen. Wer nicht noch in seiner Geldnot unnütz Geld zusetzen will, lasse sich überhaupt auf derartige Inserate nicht ein. Ehre und Leben, ihre letzte Habe und den guten Namen verlieren leider oft genug diejenigen, welche sich auf derartige Inserate einlassen.

„Geschäftsleute, die über schlechten Geschäftsgang zu klagen haben, erhalten Rat und Hilfe."

Das ist die Form eines Inserats, mit dessen Hilfe in großen Städten in neuester Zeit eine ganz besondere Art von Schwindel verübt wird. Da ist irgend ein kleiner Kaufmann, ein Cigarrenhändler, manchmal auch ein Bäcker oder Schlächter, der einen Laden in einer Gegend gemietet hat, in der für ihn gar keine Geschäfte zu machen sind. Vielleicht ist die Gegend allein schuld daran, vielleicht versteht der Inhaber das Geschäft nicht, und von Tag zu Tag geht es zurück. Er sieht seinen unausbleiblichen Ruin vor Augen, und doch muß er aushalten, denn er hat den Laden auf eine Reihe von Jahren gemietet. In der Großstadt läßt sich ja fast nie ein Hauswirt darauf ein, einen Laden nur auf kurze Zeit, wie zum Beispiel auf ein Jahr, zu vermieten. Drei Jahre sind die mindeste Mietszeit.

Dieser unglückliche Geschäftsmann sendet nun eine Offerte auf jenes Inserat ein. Es erscheint dann bei ihm ein Mann, der ihn genau ausfragt und ihm dann sofort auf den Kopf zusagt, es liege dem Hilfesuchenden daran, seinen

Laden los zu werden. Stimmt das, dann sagt der Helfer: „Wenn es Ihnen nicht auf ein Stück Geld ankommt, dann sollen Sie in vierzehn Tagen aus der Unglücksbude hier heraus sein."

Dann folgt eine geheime Abmachung mit dem Geschäftsmann, der den Laden gern los sein möchte. Einen Tag später erscheint bei dem Hauswirt ein sehr anständig aussehender Mann mit der Frage, ob nicht ein Laden in seinem Hause zu vermieten sei. Der Hauswirt bedauert, aber es sei alles besetzt.

„Wie schade," erklärt der Besucher, „ich *muß* hier in der Gegend einen Laden haben, ich habe eine Spezialität, die ich nur in dieser Gegend vertreiben kann. Gerade in Ihrem Hause hätte ich so gerne einen Laden gehabt. Würde vielleicht einer Ihrer Mieter zum Ausziehen zu bewegen sein, wenn man ihm ein ordentliches Abstandsgeld zahlt? Es soll mir nicht darauf ankommen."

Der Hauswirt weiß gewöhnlich, daß der notleidende Geschäftsmann, der meist seine Miete unpünktlich zahlt, sehr froh sein würde, wenn er aus dem Mietskontrakt entlassen würde. Er würde daher gern diesen „unsicheren Kantonisten" los werden, um dafür einen zahlungsfähigen Mieter zu erhalten. Der Besucher nennt dem Hauswirt seinen Namen, der im Adreßbuch steht, der aber natürlich nicht sein wirklicher Name ist. Der Hauswirt begnügt sich aber damit, im Adreßbuch nachzuschlagen und dort den angegebenen Namen als den einer eingetragenen Firma zu finden. Innerhalb drei Tagen ist das Geschäft gemacht. Der notleidende Geschäftsmann erklärt, gegen eine Abstandssumme ausziehen zu wollen. Der Wirt entläßt ihn aus dem Vertrag und schließt mit dem neuen, vermeintlich zahlungsfähigen Mieter einen Vertrag auf mehrere Jahre ab. Sowie diese Verträge unterschrieben sind, verschwindet der neue Mieter, der nur im Auftrag

des notleidenden Geschäftsmannes gehandelt hat und nicht an diesen ein Abstandsgeld zahlte, sondern im Gegenteil von diesem eine Geldsumme erhielt, damit er diesen Schwindel in Scene setzte. Der notleidende Geschäftsmann kann aus der für ihn wertlosen Gegend fortziehen, denn er hat dazu die schriftliche Erlaubnis vom Wirt. Der Hauswirt aber sucht vergeblich nach dem neuen Mieter und sitzt schließlich mit dem leeren Laden da. Er hat das Nachsehen und ist der Geprellte.

Dieser Schwindel wird in Großstädten wohl auch in der Weise ausgeführt, daß in den Zeitungen ein Inserat erscheint, wonach zum Beispiel ein Eierhändler einen günstig gelegenen Laden sucht. Darauf machen so und so viele Hauswirte Anerbietungen. Der Schwindler geht zu ihnen, stellt sich ihnen als Eierhändler vor und mietet den Laden.

Am nächsten Tage schon kommt zu jedem der Wirte ein Kaufmann, der den Laden ebenfalls haben will. Er macht dem Wirt die günstigsten Vorschläge und meint, vielleicht lasse sich der Eierhändler dazu bewegen, auf den Vertrag zu verzichten, wenn ihm der Wirt eine kleine Abstandssumme zahle.

Wie gerufen erscheint dann auch gerade der Eierhändler. Der Wirt läßt sich in Unterhandlungen mit ihm ein, und in der That geht der Eierhändler darauf ein, den Vertrag wieder aufzuheben, wenn ihm der Wirt eine Summe von fünfzig bis hundert Mark zahlt. Bei dem günstigen Kontrakt, den der Hauswirt mit dem anderen Reflektanten in Aussicht hat, kommt es ihm auf die Summe nicht an. Er zahlt sie, und der Kaufmann verspricht, am nächsten Tage wiederzukommen, um den genauen Vertrag abzuschließen. Natürlich kommt er nicht wieder, denn er ist nichts als ein Helfershelfer des sogenannten Eierhändlers, mit dem er zusammen diesen Schwindel in Scene setzte,

und das ganze Betriebskapital, das die Gauner dazu brauchen, besteht in den Ausgaben für ein Inserat; denn da in fast allen Großstädten es viele überflüssige Läden giebt, gehen auf jedes Inserat zahlreiche Offerten ein. Man ersieht auch daraus wieder, daß nicht jedes Inserat so harmlos ist, wie es den Anschein hat.

Ein Tag in Sofia.

Reiſeerinnerung von **Georg Hellbrunn.**

Mit 10 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Der von Belgrad kommende Orientexpreßzug brauſt durch das Thal der Niſchawa in ſüdöſtlicher Richtung dahin. Bei dem Flecken Gromitza überſchreiten wir die ſerbiſch-bulgariſche Grenze, und bald darauf iſt die bulgariſche Grenzbahnſtation Tzaribrod erreicht, wo für Reiſende nach Bulgarien die Paß- und Zollreviſion ſtattfindet, weshalb dort ein halbſtündiger Aufenthalt gemacht wird.

Hinter Tzaribrod gewinnt das bis dahin freundliche Thal ein kahles und ödes Ausſehen; die Bahn zieht ſich in ſtarker Steigung bis zu dem aus dem ſerbiſch-bulgariſchen Kriege von 1885 bekannten Dragomanpaß empor, um dann wieder in die Ebene hinabzuſteigen, wo ſich den Reiſenden nach dem Paſſieren eines tiefen Einſchnittes ein anziehendes Landſchaftsbild darbietet. Zur Linken ziehen ſich hohe Berge hin; es ſind die Ausläufer des Berkovitza-Balkan und weiterhin des Etropol-Balkan. Im Vorblick dehnt ſich die weite Ebene von Sofia aus, welche rechts von der breiten Pyramide des Witoſch (2291 Meter) begrenzt wird, hinter dem in blauer Ferne die blauen Gipfel

des bis zu 2917 Meter sich erhebenden Rylogebirges an der makedonischen Grenze herüberwinken.

Die Bahnlinie zieht sich mitten durch das Schlachtfeld, auf dem der vorhin erwähnte Feldzug entschieden wurde,

A. Marx in München phot.

Fürst Ferdinand von Bulgarien.

indem die bulgarische Armee unter dem Fürsten Alexander die Serben in dreitägigen Kämpfen (17. bis 19. November 1885) auf Dragoman und Tzaribrod zurückwarf. Nach einem letzten Gefechte bei der serbischen Stadt Pirot, hielt Fürst Alexander seinen siegreichen Einzug in diese am

28. November, worauf am nächsten Tage ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde.

Hinter der Station Slivnitza beginnt das baumlose Brachland der Ebene von Sofia, und bald erscheinen vor uns die zahlreichen Kuppeln der Residenz des Fürsten Ferdinand, der wir einen kurzen Besuch zugedacht haben.

Die Hauptstadt Bulgariens, Sofia (sprich Sofja), wird von dem Flüßchen Bojana durchschnitten und liegt inmitten eines ehemaligen Seebeckens, durch das der Iskr, die Balkankette durchbrechend, der Donau zustrebt. Sie befindet sich auf der Stelle, wo die natürlichen Straßenwege von Westen nach Osten, von Belgrad und Nisch nach Konstantinopel, von den Verkehrslinien geschnitten werden, die von der Donau, von Lom Palanka und Rustschuk in südlicher Richtung sich durch die Balkanpässe nach Makedonien ziehen. Seitdem Sofia zur Hauptstadt des neuen Fürstentums Bulgarien erklärt, und die Eisenbahnverbindung Pest-Belgrad-Nisch-Konstantinopel hergestellt wurde, hat die Stadt einen raschen Aufschwung genommen; die Einwohnerzahl vermehrte sich von Jahr zu Jahr und beläuft sich gegenwärtig bereits auf mehr als 47,000 Köpfe.

Man kann Sofia als eine der ältesten sowohl wie der jüngsten Städte Europas bezeichnen. Schon zur Römerzeit befand sich hier eine der wichtigsten Niederlassungen an der großen Heerstraße, die von der Siebenhügelstadt nach Byzanz führte. Der Kaiser Trajan erhob Ulpia Serdica, das bis dahin wohl nur ein größeres Thrakerdorf gewesen war, zum Vororte der Serden, und unter dem Kaiser Aurelian wurde die Stadt der Mittelpunkt der neuen Provinz Dacia mediterranea. Der aus dem nahen Naissus (jetzt Nisch) gebürtige Kaiser Konstantin der Große pflegte zu sagen: „Mein Rom ist Serdica," und unter seinen Söhnen tagte hier von 343 bis 344 ein von 356 Bischöfen besuchtes Konzil. In den Stürmen

der Völkerwanderung büßte Sofia viel von ſeinem alten Glanze ein; nachher begannen die wechſelvollen Kämpfe zwiſchen Bulgaren, Serben und Byzantinern. Sie alle wurden ſchließlich unter das Joch der Türken gebeugt, in

Uhlenhuth in Coburg phot.

Fürſtin Maria Luiſe von Bulgarien.

deren Hände Sofia 1382 fiel. Nun blieb die Stadt — von einer vorübergehenden Beſetzung durch den ungariſchen Heerführer Johannes v. Hunyad im Winter 1443/44 abgeſehen — faſt ein halbes Jahrtauſend hindurch die Reſidenz des Beglerbegs von Rumelien, wie die Türken das

Gebiet des Reiches der „Römäer“, des oströmischen Kaiserreiches, nannten.

Unter der Türkenherrschaft kam die Stadt mehr und mehr herunter, bis sie zur Zeit des letzten russisch-türkischen Krieges, nachdem sie inzwischen auch noch durch Erdbeben mehrfach gelitten hatte, zwar noch der Sitz eines Paschas, im übrigen aber ein elendes, ödes Nest mit kaum 18,000 Einwohnern war. Das heutige, neue Sofia datiert seit dem Einzuge der Russen unter General Gurko am 4. Januar 1878, mit dem die Zeit des türkischen Regiments ihr Ende nahm. Am 29. April 1879 wurde dann der Prinz Alexander von Battenberg zum Fürsten von Bulgarien gewählt und hielt am 13. Juli seinen Einzug in die neue Residenz.

Die volkreichste Stadt des durch den Berliner Kongreß von 1878 neugebildeten Fürstentums war Rustschuk an der Donau, doch sprach schon seine der Grenze allzu nahe Lage gegen die Erhebung zur Hauptstadt. Tirnowa an der Jantra dagegen war die geschichtliche Hauptstadt des alten Bulgarenreiches, aber es lag zu sehr abseits des heutigen Verkehrs, und so entschied man sich für Sofia, obwohl es sich damals in einem geradezu entsetzlichen Zustande des Verfalls befand. Der ganze südliche Teil war verödet, die Gassen konnte man zur Regenzeit kaum passieren, und selbst die besser erhaltenen und noch bewohnten Stadtviertel wiesen zahlreiche Ruinen und elende Holz- und Lehmhütten auf. Das änderte sich aber seit dem Einzuge des Fürsten Alexander I. sehr rasch, der unablässig bemüht war, seine Residenz zu vergrößern und zu verschönern, und seitdem ist Sofia wie ein Phönix aus der Asche erstanden und eine moderne, an der großen Heerstraße gelegene Stadt geworden, in der nur noch einzelne alte Viertel an die Zeit vor 1878 erinnern.

Als der Fürst Alexander am 7. September 1886 auf

den Thron verzichtete, legte er die Regierung in die Hände der Nationalverſammlung nieder, die bekanntlich am 7. Juli 1887 den Prinzen Ferdinand, Herzog zu Sachſen, aus dem Hauſe Sachſen-Coburg-Gotha, zum Fürſten erwählte.

C. Pietzner in Wien phot.

Erbprinz Boris.

Auch Ferdinand I. läßt ſich gleich ſeinem Vorgänger die Hebung der Stadt außerordentlich angelegen ſein, und eine Wanderung durch ihre Straßen bietet dem weſteuropäiſchen Reiſenden viel Intereſſantes. Was ſeiner Zeit der Seine-präfekt Haußmann Napoleon III. bezüglich der Umgeſtaltung von Paris geweſen, das war dem Fürſten Ferdinand

für die Modernisierung Sofias der im Jahre 1886 zum Bürgermeister der Hauptstadt ernannte frühere Journalist Petkow, ein Freund des damals noch allmächtigen Stambulow. Petkow war ein Mann von kühnem Unternehmungsgeiste und rücksichtsloser Energie, der sich das Ziel vorgesetzt hatte, das alte Sofia einfach niederzureißen und auf seinen Trümmern eine neue, moderne Hauptstadt erstehen zu lassen, was ihm im großen und ganzen auch gelungen ist. Er ließ durch die Ingenieure seines Baudirektors Natschew einfach große Plätze und Avenuen und schnurgerade Straßen in die Viertel des alten Stadtplanes zeichnen, und dann ging es an das Niederreißen und Aufbauen.

Aeußerst summarisch war das dabei beobachtete Enteignungsverfahren. Es wurden städtische Ausschüsse von je drei Mitgliedern ernannt, welche die zum Abbruch bestimmten Baulichkeiten abschätzten. Diese Schätzung wurde dem Magistrate zur Genehmigung vorgelegt; war diese erfolgt, dann ging dem Eigentümer und allen Bewohnern die schriftliche Weisung zu, die Häuser binnen zwanzig Tagen zu räumen. Bereits am einundzwanzigsten rückten die städtischen Arbeiter an und begannen, den Insassen, falls sie noch darin waren, das Haus über dem Kopfe abzubrechen. Wenn der Besitzer mit der amtlichen Abschätzung nicht zufrieden war, so konnte er natürlich nachträglich bei Gericht Klage erheben, allein das soll nur in ganz vereinzelten Fällen vorgekommen sein. Meist erfolgte die Einigung dahin, daß der Besitzer den Schätzungswert für den Grund und Boden in Geld bekam, als Entschädigung für das Haus aber ein entsprechendes Grundstück vor der Stadt, deren nächste Umgebung städtisches Eigentum ist, zugeteilt erhielt. Für den Bau der Häuser bewilligte man vielfach auch noch die unentgeltliche oder doch wesentlich billigere Ueberlassung von Baumaterial, und so entstand

nun in den folgenden Jahren eine Neuſtadt an der Straße nach Pirot mit ſchönen, breiten und geraden Straßen, während Alt-Sofia durchbrochen und moderniſiert wurde und zum großen Teile völlig verſchwand.

Gruppe von Einheimiſchen bei einer Ausfahrt des Fürſten.

Wenn wir aus dem Bahnhofe hinaustreten, vor dem ſich Parkanlagen hinziehen, ſo ruht das Auge des Fremden mit Befriedigung auf dem ſchönen Panorama, das ſich vor ihm ausdehnt. Im Vordergrunde die Stadt mit den Kuppeln von Kirchen und Moſcheen, während im

Hintergrunde der breite Witosch emporragt; rechts gewahrt man das Lünlüngebirge, links in der Ferne das Rylogebirge, dessen Gipfel meist Schnee bedeckt. Die Hauptstraße, die den Bahnhof mit der Stadt verbindet und diese dann in ihrer ganzen Länge von Norden nach Süden durchzieht, die Witoschka Ulitza, ist 60 Meter breit und hat drei Fahrbahnen mit vier Bürgersteigen aufzuweisen. Gleich links von ihr zieht sich vor dem Bahnhof der Stadtteil der Zigeuner hin, welche die Stadtverwaltung dort angesiedelt hat, und deren braune Gesichter und bunte Trachten uns daran erinnern, daß wir uns an der Schwelle des Orients befinden. Ebenso bewohnen die Spaniolen oder spanischen Juden ein besonderes Viertel im Westen der Stadt.

Die eigentliche Stadt betreten wir nach dem Ueberschreiten der schönen monumentalen Löwenbrücke, welche über das Bojanaflüßchen führt. Beim Weiterschreiten in der Witoschka Ulitza liegt gerade vor uns die in modern bulgarischem Kirchenstil erbaute dreikuppelige griechische Kathedrale, in deren Nähe sich die zweite Hauptkirche der orthodoxen Christen, Sweti Spas, erhebt, die wegen ihrer Baufälligkeit jedoch nicht benutzt wird. Die einzige Moschee, die man den Türken zur Ausübung ihres Kultus belassen hat, ist die Banja Baschi Dschami mit ihrem hohen Minaret, von dem man den Muezzin zu den vorgeschriebenen Stunden die Gläubigen zum Gebet rufen hört.

Links mündet die Targowska Ulitza, welche den eigentlichen Mittelpunkt des Handels ausmacht, und auf der auch der große Wochenmarkt am Freitag abgehalten wird.

Kleine Märkte finden auch in den alten Vierteln statt, wo die Straßen noch ohne alle Pflasterung sind, und es lohnt sich wohl, solche an einem Markttage aufzusuchen, da es keine bessere Gelegenheit giebt, das gewöhnliche Volk in seinem Leben und Treiben zu beobachten. Besonders

lebhaft geht es dort stets bei den Zwiebelhändlern her, da diese bei uns nur in bescheidener Weise als Zuthat verwendete Frucht bei der Volksernährung in Bulgarien eine sehr wichtige Rolle spielt und massenhaft verzehrt wird.

Die zu den Märkten kommenden Bauern tragen noch

Ländliches Büffelgespann.

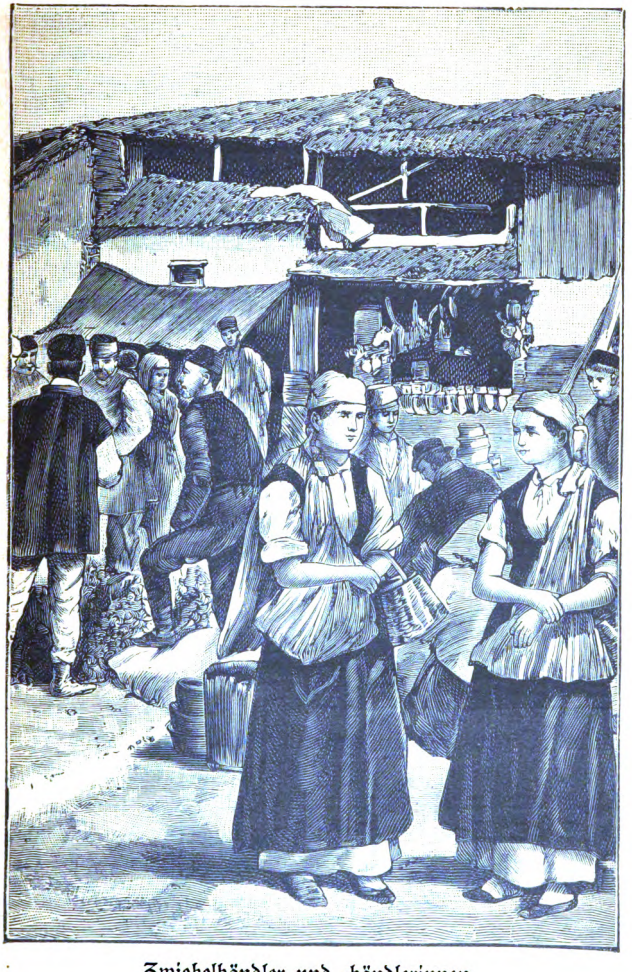
vielfach die alte Nationaltracht, die sonst auch hier bereits mehr und mehr verschwindet. Die Männer haben ein weitärmeliges, mit bunter Stickerei versehenes Hemd, nach oben weite Beinkleider, eine Jacke oder einen langen weiten Rock aus weißgelbem Bauerntuch, oft mit schwarzem Schnürwerk geziert, und Schuhe oder Opanken und auf dem Kopfe den Kalpak aus schwarzem Lammfell. Die mitunter sehr hübschen Mädchen und die Frauen tragen über

dem bis fast auf die Knöchel herabfallenden und mit bunter Stickerei verzierten Hemde aus Leinwand eine Art ärmelloser schwarzen oder blauen Kaftan, der bis unter das Knie faltenlos herabfällt. Der rote oder weiße Gürtel, Pojas, hat zierlich gearbeitete große Spangen. Bei kaltem Wetter wird noch ein zweiter, kürzerer Kaftan getragen, der mit Schaffell gefüttert ist. Auf dem Kopfe tragen die Frauen ein weißes, schleierartig auf den Rücken herabfallendes Tuch; die jungen Mädchen dagegen lassen das Haar unbedeckt. Die gleiche Tracht wie die Bäuerinnen haben die Wasserträgerinnen aufzuweisen, die in kupfernen Gefäßen, welche mittels eines Tragholzes auf der einen Schulter getragen werden, frisches Wasser aus den Schöpfbrunnen in die Wohnungen schaffen. Man begegnet ihnen aber nur noch in den ärmeren Vierteln, seitdem Sofia eine Wasserleitung hat.

Ebenso eigenartig als primitiv sind die ländlichen Büffel- und Ochsengespanne, die mit dem rohen Joch und dem plumpen Wagen mit soliden, aus einem Block geschnittenen, scheibenartigen Rädern ohne Speichen an die Zeit des frühen Mittelalters erinnern. Vielfach kommen die Männer auf kleinen, munteren Gebirgspferdchen zu Markte geritten. Auch das Heu wird nicht wie bei uns auf mächtigen hochbeladenen Wagen in die Stadt gebracht, sondern auf dem Rücken der Pferde.

Hinter der vorhin erwähnten Moschee erhebt sich der Kuppelbau des Großen Bades mit schwefelhaltiger heißer Quelle. Weiterhin schneidet die Targowska Ulitza und die Witoschka Ulitza der große Dondukow Boulevard, eine der schönsten Hauptstraßen von Sofia, mit der von der deutsch-evangelischen Gemeinde benutzten Kapelle, die Fürst Alexander erbaut hat, und dem deutschen Generalkonsulat.

Ungefähr den Mittelpunkt der Residenz nimmt der hochgelegene Alexanderplatz ein, auf dessen Ostseite sich der



Zwiebelhändler und -händlerinnen.

fürſtliche Palaſt erhebt, der durch einen in den Jahren 1880 bis 1882 mit einem Aufwand von zwei Millionen

Franken hergeſtellten Umbau aus dem alten Konak des türkiſchen Paſchas entſtanden iſt. In dieſem Palaſte, der jetzt einen recht ſtattlichen Eindruck macht und im Inneren ziemlich prunkvoll ausgeſtattet iſt, reſidiert Fürſt Ferdinand I., der ſich am 20. April 1893 auf Schloß Pianore in der italieniſchen Provinz Lucca mit Marie Luiſe von Bourbon, Prinzeſſin von Parma, vermählt hat. Am 3. Januar 1894 wurde dem fürſtlichen Paare der erſte Sproß, der Erbprinz Boris, Prinz von Tirnowa, Herzog zu Sachſen, geboren. Er wurde zuerſt römiſch-katholiſch getauft; am 14. Februar 1896 aber ließ ihn Fürſt Ferdinand aus dynaſtiſchen und politiſchen Rückſichten nach dem Ritus der nationalen orthodoxen Kirche feierlich umtaufen. Der zweite Sohn Kyrill, Prinz von Preslav, iſt am 17. November 1895 im Schloſſe zu Sofia geboren; ein dritter Prinz kam am 18. Januar 1898 zur Welt.

Fürſtlicher Kawaß und Gardehuſar.

Die Stellung des ebenſo ſtaatsklugen als vorſichtigen Coburgers, der ein geſchickter Diplomat iſt und über ſehr reiche Mittel verfügt, hat ſich von Jahr zu Jahr mehr befeſtigt, und es iſt ihm gelungen, die volle Oberhoheit über das Getriebe der Parteien im Lande zu gewinnen. Vor allem hat er es verſtanden, den Bulgaren zu imponieren; man kann dies leicht aus den Aeußerungen der Eingeborenen entnehmen, die ſich ſtets anſammeln, wenn

Markttag in einem der alten Viertel von Sofia.

der Fürst eine Ausfahrt macht. Auch fehlen dann nicht die Spalier bildenden und die Straßenmitte freihaltenden Gendarmen.

Die nach Sofia verpflanzten Aeußerlichkeiten europäischen Hofzeremoniells machen auf die Bulgaren augenscheinlich großen Eindruck; sie bewundern mit naiver Begeisterung das Gepränge, das in kluger Berechnung seitens des fürstlichen Hofes bei offiziellen Anlässen regelmäßig entfaltet wird. Der Vorplatz erstrahlt bei abendlichen Festlichkeiten im hellsten Licht; im Vestibule stehen die Kawassen des Fürsten und die makedonische Leibwache in ihren malerischen Uniformen, und auf der zu den Festräumen führenden Treppe sind dem Geländer entlang stattliche Gardehusaren postiert. Fürst und Fürstin erscheinen, geleitet von einer Eskorte, und halten „Cercle" wie europäische Potentaten.

Südwärts vom Fürstenpalast liegt der Neue Stadtgarten mit Restauration, in dem sich während der schönen Jahreszeit ein zahlreiches Publikum zu den dort stattfindenden Militärkonzerten versammelt. An der Alexandrowska Ulitza, auf der Westseite des Gartens, ist das neue Rathaus erbaut, hinter dem sich die architektonisch bedeutendste Moschee der Stadt, die alte Böjuk Dschami mit ihren neun Metallkuppeln erhebt; sie ist ziemlich in Verfall und dient profanen Zwecken. Neben dem fürstlichen Palast befindet sich der erste Gasthof der Hauptstadt, das elegante Grand Hotel de Bulgarie.

Im Süden und Südwesten dehnt sich nun das eigentliche neue Sofia mit seinen geraden, rechtwinkeligen Straßen aus, die zu dem Geschäftsviertel im Nordwesten einen auffallenden Gegensatz bilden. Von öffentlichen Bauten sind noch zu erwähnen: die stattliche Nationalbank, der gegenüber das Hauptpost- und Telegraphengebäude liegt; östlich von diesem die höhere Töchterschule, Mädchengymnasium genannt.

Heuhändler.

Auf dem höchsten Punkte der Stadt erhebt sich deren bedeutendstes mittelalterliches Bauwerk und weithin leuchtendes Wahrzeichen, die Ruine der alten Sophienkirche, Sofia Dschamisi, deren erste Erwähnung in das Jahr 1329 fällt. Die aus Backsteinen erbaute dreischiffige Basilika, die durch zwei Seitenchöre Kreuzesform erhält, hat einst der Stadt ihren jetzigen Namen gegeben; sie ist durch Erdbeben in den gegenwärtigen Zustand versetzt worden. Man kann sie aber noch besteigen und hat von oben eine prächtige Rundsicht. Nordöstlich davon liegen die schöne Staatsdruckerei und weiter nördlich das Gymnasium und die drei Fakultäten umfassende Hochschule.

Von hier wenden wir uns zurück zum Palastgarten, um dann in östlicher Richtung die bei der Adlerbrücke endigende Zarigradska Ulitza oder Konstantinopeler Straße zu durchwandern. In dieser liegen die zu Ministerien und Kasernen eingerichtete Alte Junkerschule (die Neue Junkerschule — Kriegsschule — befindet sich am Ostende der Stadt), ferner das österreichisch-ungarische Generalkonsulat, das Haus der bulgarischen wissenschaftlichen Gesellschaft und die äußerlich einem Theater gleichende Sobranje, der Sitz der bulgarischen Volksvertretung. Die Nationalversammlung besteht aus 150 direkt und allgemein auf je fünf Jahre gewählten Volksvertretern (je einer auf 20,000 Einwohner); die Zahl der Abgeordneten zur Großen Sobranje ist auf 300 festgesetzt.

Ueber die Adlerbrücke gelangt man zur Kavalleriekaserne und zum Großen Stadtgarten, der namentlich an Sonntagen stark besucht wird; er umschließt auch einen zoologischen Garten. Gegenüber erhebt sich das neuerbaute Mausoleum für den am 17. November 1893 in Graz verstorbenen Grafen Hartenau, der vordem sieben Jahre lang als Alexander I. über Bulgarien geherrscht hatte.

Erwähnenswert ist endlich noch die Kara Dschami im

Wasserträgerin.

Süden der Stadt mit mächtiger Kuppel, sie war einst die größte Moschee von Sofia, mit Derwischkloster und Bad,

und dient neuerdings als Staatsgefängnis. Ganz am Südende liegt die große Infanteriekaserne mit Exerzierplatz; im Osten, hinter dem Skobeleff Boulevard, befinden sich die Leibgarde- und die Artilleriekaserne, hinter dem Großen Stadtgarten die Kavalleriekasernen. Das bulgarische Heer umfaßt im Frieden 39,318 Mann, die Feldarmee läßt sich auf 126,000 Mann mit 312 Geschützen veranschlagen, denen 82,000 Mann mit 120 Geschützen in zweiter Linie folgen, also im ganzen mehr als 200,000 Mann und 432 Geschütze. Die Flotte zählt 16 Schiffe mit 513 Mann.

Damit ist unser Rundgang durch die Residenz des Fürsten Ferdinand beendet. Das in der Hauptstadt binnen so kurzer Zeit Geleistete läßt den Fremden erkennen, daß die Bulgaren ein thätiges und strebsames Volk sind, und wenn gegenwärtig auch noch vieles unvollendet erscheint, so dürfte doch ein weiteres Jahrzehnt genügen, um es der Vollendung zuzuführen.

Mannigfaltiges.

Die Philister. — Im Jahre 1805, nach der Rückkehr von Mailand, wo Napoleon I. sich zum Könige von Italien krönen ließ, wurde die Arbeit in seinem Kabinett so bedeutend, daß sie der Kabinettschef Herr v. Menneval allein nicht mehr bewältigen konnte. Es wurden daher zwei junge Diplomaten als Gehilfen angestellt. Dieselben hatten im Schlosse Wohnung, Tisch, Heizung und Licht und bezogen ein jährliches Gehalt von 8000 Franken. So fleißig nun auch die jungen Herren ihren Geschäften in den Arbeitsstunden oblagen, so huldigten sie doch in ihrer freien Zeit mit ebenso regem Eifer den vielerlei Genüssen der Hauptstadt. Diese Lebensführung brachte den einen der Sekretäre, den jungen P., welcher kein Privatvermögen besaß, sehr bald in erhebliche Schulden, so daß er, wenn es der in wirtschaftlichen Dingen sehr genaue Napoleon erfuhr, seiner Verabschiedung entgegensehen mußte. Da seine täglich wachsende Gläubigerzahl oft an allen Ausgängen des Schlosses auf ihn lauerte, so wagte er es schließlich nur selten, auszugehen, und wurde ein noch strebsamerer Arbeiter als schon vorher.

Eines Morgens war er, wie häufig in der letzten Zeit, bereits um fünf Uhr thätig, und während er seine Arbeit verrichtete, summte er eine damals beliebte Romanze vor sich hin. Napoleon hatte gleichfalls schon in seinem Privatkabinett gearbeitet und wollte eben ins Bad gehen, als er in dem kleinen Zimmer nebenan das Summen hörte. Er kehrte deshalb wieder um und trat bei dem überraschten jungen Manne ein „Der Tausend! Sie schon hier, mein Herr?“ sagte Napoleon mit großer Zufriedenheit. „Das ist ja ganz exemplarisch. Menne-

val muß sehr zufrieden sein mit Ihnen. Wie viel haben Sie Gehalt?"

„Achttausend Franken, Sire, und wenn ich die Ehre habe, Eure Majestät auf einer Reise zu begleiten, erhalte ich noch eine Gratifikation."

„Das ist in Ihrem Alter ein schönes Geld, und außerdem haben Sie auch Tisch und Wohnung, so viel ich weiß, nicht wahr? Da wundere ich mich gar nicht, Sie singen zu hören! Sie müssen sehr glücklich sein. Wie?" Dabei rieb sich Napoleon die Hände, was stets ein Zeichen von besonders guter Laune bei ihm war.

P., dem das bekannt war, beschloß, die günstige Situation durch ein reumütiges Geständnis für sich auszunützen. „Ach, Sire," erwiderte er, „freilich sollte ich glücklich sein, ich bin es aber nicht!"

„Nicht? Warum nicht?"

„Einmal, weil ich so viele Philister auf dem Halse habe, und dann muß ich meinen alten blinden Vater, meine Mutter und meine noch unversorgte Schwester ernähren."

„Sie thun da nur, was die Schuldigkeit eines guten Sohnes ist. Aber was wollen Sie mit Ihren Philistern sagen? Müssen Sie etwa auch ein paar Philister ernähren?"

„Nein, Sire! Aber das sind die Leute, die mir Geld geliehen haben, das ich ihnen noch nicht habe wiedergeben können. Ein jeder, der Schulden hat, nennt heutzutage seine Gläubiger Philister."

„Schon gut, mein Herr! Also Sie haben Schulden! Bei einer Besoldung wie die Ihrige noch Schulden! Schaut, schaut! Ich will aber einen Menschen, der zu dem Gelde der Philister seine Zuflucht nimmt, da er doch von dem, das ich ihm gebe, anständig leben könnte, nicht länger bei mir haben! In einer Stunde erhalten Sie den Abschied. Adieu, mein Herr!"

Hierauf nahm der Kaiser seine Tabaksdose, warf noch einen ernsten Blick auf P. und ging in sein Schlafzimmer.

P. geriet in eine solche Verzweiflung, daß er seinem Leben ein Ende zu machen gedachte, und seinem Kollegen M., der bald darauf eintraf, gelang es nur mit vieler Mühe, den Unglücklichen einigermaßen zu beruhigen.

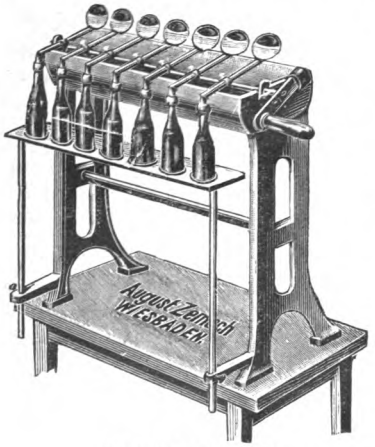
So verging eine bange Stunde, als plötzlich General Lemarrois, ein Flügeladjutant des Kaisers, erschien und P. ein versiegeltes Schreiben mit den Worten übergab: „Vom Kaiser!" P. nahm den Brief, wagte es aber nicht, ihn selbst zu öffnen, sondern gab ihn seinem Freunde M., welcher folgendes vorlas:

„Ich wollte Sie aus meinen Diensten entfernen, denn Sie haben es verdient; allein ich habe an Ihren alten blinden Vater gedacht, an Ihre Mutter und an Ihre junge Schwester, und um dieser Ihrer unschuldigen Angehörigen willen verzeihe ich Ihnen. Da es nun besonders diese sind, welche unter Ihrer Aufführung leiden müssen, so schicke ich Ihnen, indem ich Sie hiermit entlasse, aber nur für heute, eine Anweisung von zwanzigtausend Franken, welche Ihnen sogleich ausbezahlt werden. Schaffen Sie sich mit dieser Summe alle Philister, die Sie quälen, vom Halse und führen Sie sich fernerhin so auf, daß Sie denselben nicht mehr in die Hände geraten, denn in diesem Falle würde ich keine Gnade mehr kennen. Uebrigens fahren Sie fort so zu arbeiten, wie seither, und ich werde Sie nicht vergessen. Napoleon."

P. konnte kein Wort hervorbringen. Er umarmte den General und seinen Kollegen und eilte dann weg, um ohne Aufschub sich von der Last seiner Schulden zu befreien. P. lenkte von da ab in solidere Bahnen ein und hat in späteren Jahren eine glänzende diplomatische Laufbahn gemacht. C. T.

Neue Erfindungen. Die Universalfüllmaschine. — Wer mit dem Füllen größerer Mengen von Flaschen, Büchsen oder Töpfen zu thun hat, weiß aus Erfahrung, wie mühsam, zeitraubend und ärgerlich dieses Geschäft ist, und wird mit Freuden eine Erfindung begrüßen, welche die bisherigen Mißstände beseitigt. Es ist die Universalfüllmaschine von A. Zemsch in Wiesbaden. Sie besteht aus einem muldenförmigen Trog zur Aufnahme der Flüssigkeit, des Fettes u. dergl., mit einem Zulauf-, einem Uebersteig- und Ablaufrohr. Bei kontinuierlichem Zulauf wird ein Messinghahnen angebracht, bei den größeren Apparaten ein Schwimmer, der bei höchst zulässigem Stand die Zufuhrröhre selbstthätig schließt, wodurch ein Ueberlaufen unmöglich gemacht wird. Ueber den Trog ist eine Achse montiert, die von einem Hebelwerk in schwingende Bewegung versetzt wird.

Auf dieſer Achſe wird eine Anzahl Heber befeſtigt, an deren einem Ende in den Trog reichende Schöpfer ſitzen, während das andere Ende den Auslauf bildet. Drückt man mit der Hand auf die Kurbel oder mit dem Fuß auf das Pedal, dann dreht ſich die Achſe und hebt die Schöpfer in die Höhe, wodurch die von dieſen aufgenommene Flüſſigkeit ſich durch die Heber in die davor ſtehenden Gefäße ergießt. Das Gegengewicht zieht nach Loslaſſen des Hebels die Schöpfer in den Trog zurück. So viel Heber vorhanden, ſo viel Gefäße kann man mit jedem Hub füllen. Da die Schöpfer genau ſo groß wie die zu füllenden Hohlkörper angefertigt werden, ſo können ſie auch nur ſo viel ſchöpfen, als dieſe faſſen, und füllen ſolche daher ganz gleichmäßig, ohne daß ein Tropfen überläuft.



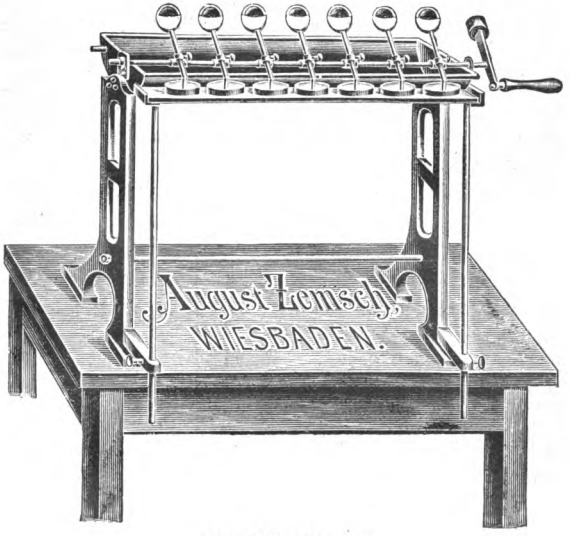
Füllmaſchine für Flaſchen.

Die Schöpfer können leicht abgenommen und gegen andere ausgewechſelt werden, je nach der Art und Größe der zu füllenden Gefäße. Zu gleichem Zweck iſt der Tiſch verſtellbar. Die Gefäße ſelbſt werden auf bewegliche Transportbretter geſtellt, ſo daß immerfort gearbeitet werden kann, weil man ſämtliche gefüllten Körper auf einmal wegnehmen und leere zu gleicher Zeit dafür hinſtellen kann. Bei den größeren Apparaten kann ſogar die Einrichtung getroffen werden, daß die gefüllten Gefäße mit der Unterlage auf endloſem Tuch weiter transportiert werden.

Damit auch die Fette abgefüllt werden können, braucht man nur den Trog durch eine Gas- oder Spiritusflamme zu erwärmen, und das Fett wird ſo flüſſig, wie erforderlich.

Alle diese Vorteile machen die Universalfüllmaschine zu einer äußerst nützlichen Neuerung, die sich bald allgemeinen Eingang verschaffen wird. F. Z.

Ein Streit um das Wörtchen „und". — Ein derartiger seltsamer Streit entbrannte im Jahre 1600 zwischen dem Rat und der Bürgerschaft der alten Hansestadt Lübeck. Allerdings waren es auch noch andere Dinge, wie insbesondere die Ver-



Füllmaschine für Dosen.

waltung der geistlichen und weltlichen Güter, das Schulwesen und die Gerichtsbarkeit, welche die demokratisch gesinnte Bürgerschaft gegen den Rat, an dessen Spitze damals der noch in alten patrizischen Vorurteilen befangene erste Bürgermeister Gotthard v. Höveln stand, verstimmt machte. Das eigentliche Stichwort des Streites aber war die Formel des Bürgereides. Man schwor nämlich zu jener Zeit, „einem ehrbaren Rate dieser Stadt treu, hold und gehorsam zu sein", während ältere Leute sich erinnern wollten, „einem ehrbaren Rate und dieser Stadt" geschworen zu

haben.' Die Bürgerschaft, welche in dieser willkürlichen Aenderung der Eidesformel ein Symptom des Strebens der Ratspartei nach Alleinherrschaft erkannte, verlangte nun durch ihren Ausschuß, an dessen Spitze der schneidige Dr. Reiser stand, die Wiedereinführung des Wortes „und", wodurch lange und heiße Kämpfe hervorgerufen wurden. Der Rat suchte nachzuweisen, daß in der Bestätigungsurkunde des Kaisers Sigismund die Formel ohne „und" sich vorfinde, behauptete, eine Aenderung ohne kaiserliche Zustimmung nicht vornehmen zu können, und ersuchte die Bürgerschaft um Entlassung des Dr. Reiser. Diese aber ließ ihren Führer keineswegs fallen; Dr. Reiser erklärte vielmehr, durch Zeugen beweisen zu wollen, daß die Formel ohne kaiserliche Kommissarien geändert sei, und deshalb verlange er Wiederherstellung des ursprünglichen Wortlautes ohne die Zustimmung des Kaisers. Der Rat ließ die Forderung der Bürger durch ein langes Schriftstück abschlägig bescheiden, gegen welches Dr. Reiser eine Gegenschrift verfaßte, in der er nachwies, daß die vom Rat verteidigte Form nicht diejenige des alten Bürgereides, sondern des Diensteides der Ratsbeamten sei; die Formel für den Bürgereid sei erst nachträglich geändert worden und zwar willkürlich vom Rat allein. Dieser wünschte nun eine achttägige Bedenkfrist, die jedoch von der Bürgerschaft als unnötig abgeschlagen wurde. Ein lebhafter Wortwechsel entstand; die Bürgerschaft wurde im Laufe desselben um so erbitterter, als Bürgermeister v. Höveln in seinem Patrizierhochmut sich weigerte, mit Dr. Reiser zu verhandeln, und sich lediglich durch den Senator Brambach vertreten ließ. Er werde, erklärte der Bürgermeister, im Namen des Rates Bescheid geben, sobald ein anderer Bürger an Reisers Stelle das Wort nehme. Dr. Reiser erklärte sich bereit, zurückzutreten; aber der Bürgerausschuß nötigte ihn, an der Spitze zu bleiben. Nun wurden die Verhandlungen immer tumultuarischer. Endlich ließen sich die Bürger auf die eindringliche und höfliche Bitte des zweiten Bürgermeisters Lüneburg bereit finden, dem Rate einige Tage Frist zu geben. Nachdem die bewilligte Zeit verlaufen, gab der Rat den Bürgern folgenden Bescheid: „Daß, da die Bürgerschaft, obwohl ein ehrbarer Rat nur nochmals erklären könne und müsse, er wisse von

keiner absichtlichen Aenderung des Eides, diese Entschuldigung durchaus nicht anerkennen wolle und auf die bekannte Eidesformel dränge, ein ehrbarer Rat ihnen drum zu Willen sein wolle, indem er sich gegen Zurechnung alles etwa daraus erwachsenden Schadens nachdrücklichst verwahre." Damit war die Bürgerschaft jedoch noch nicht zufrieden; sondern, um den Verdacht von sich abzuwenden, als habe sie dem Rat sein Zugeständnis unberechtigterweise abgenötigt, ließ sie nachträglich zwanzig Zeugen, darunter sechs Ratsherren, vernehmen, welche fast ausnahmslos bekundeten, dem Rate und der Stadt geschworen zu haben. Nach Beibringung solcher erdrückenden Beweise mußte der Rat denn wohl oder übel der Forderung der Bürgerschaft nachkommen und ohne jeglichen Einwand das heißumstrittene Wörtchen „und" in die Eidesformel wieder aufnehmen. Th.

Der Geizige und der Genügsame. — Der Engländer liebt es, dem nationalen Charakter der Schotten, im Unterschied von dem englischen, eine starke Ausbildung der Eigenschaften des Geizes und der Knauserei zuzuschreiben. Dies geschieht nicht ganz ohne Grund; wenigstens sind adelige Geizhälse in den schottischen Hochlanden nicht selten. Einen sehr üblen Ruf in dieser Beziehung genoß Laird Braco, ein Vorfahre der heutigen Grafen v. Fife. Von diesem Laird wird erzählt, er habe, um die Besoldung eines Kollektors zu sparen, in eigener Person die Rente von seinen Landsassen eingesammelt und einkassiert. Einst nun geschah es, daß einer seiner Unterthanen einen Heller zu wenig brachte. Der Laird schickte ihn fort, das fehlende Geldstück zu holen. Der Mann kam zurück, zahlte den Heller und erklärte, nun wolle er auch gern noch einen Schilling geben, wenn ihn Laird Braco das Gold und Silber wolle sehen lassen, das er in seinem Besitz habe. „Gut, Mann," erwiderte der Laird, „es soll Euch nicht mehr kosten." Der Schilling wurde bezahlt, und Seine Herrlichkeit erfüllte sein Versprechen, indem er eine Anzahl eiserner, mit Gold und Silber gefüllter Kisten vor dem Beschauer auskramte. „Nun, Mylord," sagte dieser, nachdem er sich an dem Anblick gesättigt hatte, „bin ich ebenso reich als Ihr."

„Wieso, Mann?" fragte Seine Herrlichkeit.

„Weil ich," antwortete der Landsasse schlagfertig, „das Geld

sehe, Mylord, und Ihr nicht den Mut habt, mehr damit zu thun als ich." D—l.

Treue um Treue. — Die höhere Tierwelt bietet bisweilen Beispiele von treuer Anhänglichkeit, die schon einem Menschen zur Ehre angerechnet werden könnten. Wenn im Frühling die Störche und andere Zugvögel aus dem Süden wieder in die nördlichen Gegenden zurückkehren, so kommen auch die wilden Schwäne in ihre Heimat zurück und schauen sich in den sumpfigen Schilf- und Rohrteichen der nordischen Inseln nach geeigneten Plätzen um, wo sie ihre Brutstätten anlegen können. Vor einigen Jahren fingen auf der Insel Rügen mehrere Arbeiter, welche in der Nähe des Wassers in einer Bucht Rohr schnitten und dabei ein Schwanennest entdeckten, eine kräftige Schwanenmutter mit zwei ihrer Jungen nach einem ziemlich harten Kampfe, wobei es nicht ohne blaue Flecke abging, die von den wuchtigen Flügelschlägen der aufgeregten Schwanenmutter herrührten. Nachdem die Vögel endlich überwältigt und gebunden worden waren, trug man sie eiligst zum Gutsherrn, um demselben eine unerwartete Freude zu machen. Dieser ließ dem Weibchen die Flügel stutzen und setzte dann alle drei in seinen großen Teich. Alle Tage ging er mit seinen Kindern zu dem Wasser und zeigte ihnen den prächtigen Vogel, der mit seinen heranwachsenden Jungen bald die Brotstückchen auflas, die ihnen hingeworfen wurden.

Das verlassene Männchen blieb unterdes beharrlich auf dem Neste, als ob es sich sagte: „Die kommt schon wieder." Doch sie kam nicht, die Ernte ging vorüber, die kühlen Herbstwinde fegten über die Stoppeln, das Laub färbte sich bunt, und alle Schwäne hatten bereits die Gegend verlassen, aber immer noch trauerte das einsame Männchen in der Nähe des Nestes. Selbst den kalten Winter hindurch wich es nicht von der Stelle, und als der Schnee verschwunden und die Eisdecke geschmolzen war, sah man es immer noch mit rührender Anhänglichkeit auf sein geraubtes Weibchen warten. Und eine solche treue Liebe sollte nicht unbelohnt bleiben! Ohne daran zu denken, daß dem gestutzten Gefangenen während der ziemlich langen Zeit die Schwingen wieder gewachsen sein möchten, versetzte man ihn

im nächsten Frühjahr abermals auf den Teich. Bald aber war er verschwunden; in einer stillen Nacht hatte sich das treue Tier auf den Weg begeben und war nach dem zwei Meilen entfernten Orte teils geflogen, teils gewandert, wo sein trauerndes Männchen seit bald elf Monaten gesessen und gewartet hatte. Am nächsten Tage hatten beide Vögel ihren alten Wohnsitz, an dem sie so wenig Freude gefunden hatten, verlassen. L. H.

Das Pfefferkorn. — Die berühmte französische Schauspielerin Virginie Dejazet (1798 bis 1875) hatte die Gewohnheit, an jedem Abend vor dem ersten Auftreten ein Pfefferkorn in den Mund zu nehmen und dasselbe erst, wenn ihr Stichwort fiel, wegzublasen. Das Körnchen war ihrer Meinung nach ein Talisman, der sie vor jedem Mißgeschick bewahrte.

Zu den Verehrern der Künstlerin zählte der Marquis de Vigny, welcher als Freund des Direktors des Gymnasetheaters die Erlaubnis hatte, während der Vorstellung hinter den Kulissen zu verweilen. Eines Abends trat die Dejazet in einer neuen Rolle auf und erschien, ihr Pfefferkorn im Munde, reizend als Page kostümiert, vor ihrem ungeduldig harrenden Anbeter. Diesen bestrickte ihr Anblick derartig, daß er sogleich um ihre Hand anhielt.

„Warum gerade hier und heute abend?" fragte lachend die Künstlerin.

„Weil Sie in diesem Kostüm so bezaubernd aussehen, daß Sie heute noch unzählige Bewunderer mehr erhalten werden, und mir dann die Gewinnung Ihrer Hand um so schwerer fallen dürfte."

„Gut," sagte sie, „wenn Sie den Mut besitzen, den Kampf mit mir und meinen Grillen aufzunehmen, so will ich Ihre Gattin werden. Hüten Sie sich aber; denn es werden Ihnen wohl kaum allzu viele angenehme Stunden an meiner Seite beschieden sein!"

Dabei lachte sie übermütig auf, hielt jedoch plötzlich erbleichend inne, während der Ausdruck des Schreckens sich auf ihrem Antlitz ausprägte.

„Mein Gott, was ist Ihnen, süße Virginie?" fragte der Marquis bestürzt.

„Mein Pfefferkorn," stammelte die Künstlerin.

„Sie haben es verschluckt?"

„Nein, verloren!"

Man suchte und suchte, allein vergebens.

Mit sichtlicher Beklemmung betrat die Schauspielerin die Bühne. Ihr Aberglaube ließ sie auch im Laufe des Spiels zu keiner sicheren Haltung kommen, so daß sie in dieser Vorstellung nicht gefiel. Natürlich trug nach ihrer Ansicht das verschwundene Pfefferkorn daran die Schuld.

Als de Vigny am anderen Tage Fräulein Dejazet besuchte, erklärte sie ihm, daß sie unmöglich seine Gattin werden könne; denn, da sie bei seiner Werbung ihren Talisman verloren habe, müsse notwendig eine Ehe mit ihm Unglück über sie herbeiführen.

Alle Anstrengungen des Marquis, die Dame umzustimmen, waren erfolglos; das verlorene Pfefferkorn bildete für sie ein unüberwindliches Ehehindernis. E. K.

Kleine Taschenuhren. — König Georg III. von England erhielt einst eine vortreffliche Uhr in der Größe eines Silbersechsers. Sie befand sich in einem Ringe und bestand aus 120 Teilen, die zusammen kaum so schwer waren, wie ein Zehnpfennigstück. Der Verfertiger, der bekannte Uhrmacher Arnold, hatte sich für diese Uhr erst besondere Werkzeuge anfertigen müssen. Als Gegengabe erhielt der Uhrmacher 500 Guineen. Der damalige Kaiser von Rußland bot dem Künstler 1000 Guineen, wenn er ihm eine ähnliche Uhr anfertige, aber Arnold schlug das Anerbieten aus, weil sein König der einzige sein solle, der sich des Besitzes eines derartigen Kleinods rühmen dürfe. — Auf der ersten Londoner Ausstellung 1851 sah man eine Schweizer Uhr von $^1/_{16}$ Zoll Durchmesser, die in einen Bleistifthalter eingelassen war. Sie zeigte die Stunden, Minuten, Sekunden und den jedesmaligen Tag im Monat. —bn—

Deutliche Ablehnung. — Als Gutzkow seinen berühmten Roman „Die Ritter vom Geist" veröffentlicht hatte, erhielt er von einer reichen Dame, deren Bekanntschaft er vor einiger Zeit gemacht, einen unfrankierten Brief, der folgende Zeilen enthielt:

„Hochgeehrter Herr Doktor! Mit größter Spannung sah ich dem Erscheinen Ihres neuen Werkes entgegen, habe aber ver-

geblich versucht, dasselbe bei den hiesigen Buchhändlern mir zu beschaffen, und so bitte ich Sie denn, mir dasselbe auf kurze Zeit zu leihen und an untenstehende Adresse zu senden."

Umgehend beantwortete Gutzkow diesen Brief mit folgenden Worten:

„Hochgeehrte Frau! In der Stadt, in der Sie wohnen, giebt es viele Dinge, die sich leicht verschaffen lassen; nicht allein das Buch in den Buchhandlungen, in welchen es ausliegt, sondern auch die zum Frankieren von Briefen erforderlichen Marken. Ich habe das Buch, das Sie zu haben wünschen, allerdings in meinem Besitz, doch fehlt es mir augenblicklich an dem nötigen Bindfaden, um das Paket zu verschnüren; wenn Sie mir mit einem Stück aushelfen können, stehe ich gern zu Ihren Diensten. Ihr ergebener Karl Gutzkow." —dn—

Aus dem Tagebuche eines Thürstehers. — Ende des Jahres 1859 starb zu Paris ein achtzigjähriger Greis, der seit dem Anfange dieses Jahrhunderts Portier im Tuilerienschlosse war und dieses Amt bis kurz vor seinem Tode versah. Seine Hinterbliebenen fanden unter seinem Nachlaß auch ein kleines in Leder gebundenes altes Heft, das nur drei bis vier Blätter Schreibpapier enthielt. Auf der ersten Seite stand der Titel: „Verzeichnis der Bewohner des Tuilerienschlosses während meiner Dienstzeit." Auf der zweiten Seite begann folgendes Verzeichnis:

1) Napoleon Bonaparte, erster Konsul der Republik, sodann Kaiser der Franzosen, eingezogen den 29. Februar 1800 aus dem Luxembourgpalais, ausgezogen den 30. März 1814 nach der Insel Elba.

2) Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra, eingezogen den 3. Mai 1814 aus England, ausgezogen den 19. März 1815 nach Gent.

3) Napoleon, Kaiser der Franzosen, eingezogen den 20. März 1815 aus Elba, ausgezogen den 3. Juli 1815 nach der Insel St. Helena.

4) Ludwig XVIII., eingezogen den 18. Juli 1815 aus Gent, gestorben im Schlosse den 16. September 1824.

5) Karl X., König von Frankreich und Navarra, eingezogen

den 17. September 1824 aus dem Pavillon Marsan, ausgezogen den 29. Juli 1830 nach Schottland.

6) Das Pariser Volk, eingezogen den 29. Juli 1830 von der Straße, ausgezogen den 29. August d. J. zu seinen Geschäften.

7) Ludwig Philipp I., König der Franzosen, eingezogen den 29. August 1830 aus dem Palais Royal, ausgezogen den 24. Februar 1848 nach England.

8) Das Volk von Paris, eingezogen den 24. Februar 1848 von den Barrikaden, ausgezogen den 20. März 1848 zu seinem Berufe.

9) Napoleon III., Kaiser der Franzosen, eingezogen am 2. Dezember 1852 aus dem Palais Elysée, ausgezogen . . .?

Den Auszug dieses letzten Bewohners der Tuilerien konnte der alte Portier nicht mehr notieren. C. T.

Ein Titelstolzer. — Einst besuchte Graf v. Waldbott-Bassenheim den preußischen Minister v. Stein. Letzterer, sehr beschäftigt, sagte in seiner kurz angebundenen Weise: „Setzen Sie sich, ich stehe sofort zu Diensten."

Der Graf erwiderte in beleidigtem Tone: „Ich bin v. Waldbott-Bassenheim, Oberburggraf der Reichsfreiheit Friedberg, Reichsfreiherr, Reichsgraf, bayerischer Reichsrat, preußischer, württembergischer und nassauischer Standesherr —"

„Setzen Sie sich nur, Herr Graf," unterbrach ihn Stein und schob ihm einen Stuhl zu, „für die übrigen Herren, die Sie mir da alle nennen, habe ich leider nicht Stühle genug!" D.

Die beste Empfehlung. — Als der Baron Halberg-Broich auf seinen Reisen nach Konstantinopel kam, wo er Einlaß bei der „Hohen Pforte" zu erlangen suchte und sich dem diensthuenden Pascha vorstellte, fragte ihn derselbe, ob er Empfehlungen besitze.

„An die ganze Welt," versetzte Halberg zuversichtlich, zog eine Handvoll Dukaten aus der Tasche und meinte trocken: „Genügt's?"

„Vollkommen," erwiderte der Pascha verständnisvoll und der Baron erhielt die Erlaubnis zum Eintritt sofort. —bn—

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 16 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

K. F. Beckers Weltgeschichte.

Dritte Auflage.

Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Professor Wilhelm Müller.

Tausend Illustrationen und Karten.

Zu beziehen in 66 Lieferungen zum Preise von à 40 Pfennig,
in 12 Halbbänden broschiert à M. 2.20
oder 6 elegant gebundenen Doppelbänden à M. 6.—

So viele neue und zum Teil wertvolle Bearbeitungen der Weltgeschichte auch im Laufe der letzten Jahrzehnte erschienen, in einer Hinsicht steht das **ursprüngliche Beckersche Werk** heute noch unübertroffen, ja unerreicht da: in der **außerordentlich faßlichen, ansprechenden und fesselnden Darstellung,** welche die **gesamte Weltgeschichte mit der Anschaulichkeit von Wandgemälden** vor dem Leser aufrollt und dasselbe zu einem **Lieblingsbuche des deutschen Volkes,** zu einem **Bildungsmittel ersten Ranges für alt und jung** gemacht hat.

Diesen Vorzug des berühmten Beckerschen Originalwerkes zu erhalten und unter Berücksichtigung der **neuesten Forschungen** auf die **Höhe der heutigen Geschichtswissenschaft** zu bringen, war die Aufgabe, welche der Bearbeiter der vorstehenden Ausgabe, Prof. Wilh. Müller, sich gestellt, und welche er glänzend gelöst hat.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns ist erschienen:

Kolumbus-Eier.

Eine Sammlung

unterhaltender und belehrender physikalischer Spielereien

herausgegeben von der

Redaktion des „Guten Kameraden"

(Illustrierte Knaben-Zeitung).

Zweite Auflage.

Ein stattlicher Band mit zahlreichen Textillustrationen.

In elegantem Geschenkband Preis 4 Mark.

Die hier gebotene Sammlung hübscher und ohne Schwierigkeit ausführbarer Experimente, die alle in ihrer überraschenden, leichtfaßlichen Lösung an das Ei des Kolumbus erinnern, wird überall mit Freude begrüßt werden.

Kränzchen-Arbeiten.

Nähen und Sticken * Häkeln und Stricken.

Herausgegeben von der

Redaktion des „Kränzchen"

(Illustrierte Mädchen-Zeitung).

Mit 196 Abbildungen und einem Musterbogen.

In eleganter Mappe Preis 6 Mark.

Eine Fülle origineller, leicht ausführbarer Handarbeiten sind hier zu einem hübschen Band vereinigt, der unsern jungen Damen vortreffliche Anregung zur Bethätigung des weiblichen Kunstsinnes gewährt. Jedem jungen Mädchen wird dieser Band eine hochwillkommene Gabe sein.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

3 9015 01908 1192

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Soeben erschienen:

Das Glück

Inhalt:
Das Glück. — In der Heilanstalt. — Ein Sommernachtstraum.

und andere Novellen.

Von Arthur Sewett.

Preis elegant geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Ein warmfühlendes, zum Herzen sprechendes Erzählertalent gibt sich in den obigen drei, zu einem Bande vereinigten Novellen kund. Ein wahrhaft poetischer Zauber liegt über diesen anmutigen, durch ihre geschickte, eigenartige Erfindung in hohem Grade fesselnden Erzählungen, von welchen besonders die zu Anfang dieses Jahres in der „Gartenlaube" erschienene Novelle „Ein Sommernachtstraum" als ein Kabinettsstück feinsinniger Stimmungsmalerei bezeichnet werden darf.

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch in neuer Auflage. — Vollständig!

Soeben vollständig erschienen:

Bock's Buch

vom gesunden und kranken Menschen.

Sechzehnte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.

Neu bearbeitet von Dr. W. Camerer.

Preis elegant in Halbfranz gebunden 12 Mark.

Die neue Auflage ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher, Dr. W. Camerer (Urach), aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden. Als ein allzeit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not sollte das Werk in keiner Hausbibliothek fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch[illegible]